Gustav Frenssen

Lütte Witt

WITHDRAWN
FROM THE LIBRARY OF
LLOYD E. STROHM, M. D.
CLASS OF 1905

Zum Andenken
an Ihren dankbaren
Patienten
H. Pahl.

Bücher von Gustav Frenssen

Die Sandgräfin
Roman. 118. Tausend.

Die drei Getreuen
Roman. 156. Tausend.

Jörn Uhl
Roman. 301. Tausend.

Hilligenlei
Roman. 185. Tausend.

Das Leben des Heilands
Volksausgabe.

Peter Moors Fahrt nach Südwest
Ein Feldzugsbericht. 201. Tausend.

Klaus Hinrich Baas
Roman eines Self-made-Mannes. 112. Tausend.

Der Untergang der Anna Hollmann
Eine Erzählung aus dem Seemannsleben. 73. Tausend.

Sönke Erichsen
Schauspiel. 2. Auflage.

Bismarck
Epos. Neue durchgesehene Ausgabe. 31. Tausend.

Die Brüder
Eine Erzählung. 106. Tausend.

Grübeleien
Erlebnisse und Bekenntnisse. 25. Tausend.

Der Pastor von Poggsee
Roman. 70. Tausend.

Briefe aus Amerika

Illustrierte Ausgaben

Jörn Uhl
Mit 100 Holzschnitten nach Zeichnungen von Professor Bernhard Winter

Jacob Alberts
Ein deutscher Maler. Reich illustriert.

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin

Grote'sche Sammlung
von Werken zeitgenössischer Schriftsteller
Band 159

Gustav Frenssen
Lütte Witt

*

Lütte Witt

Eine Erzählung

von

Gustav Frenssen

1924
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung
Berlin

78554

PT
2611
R42L8
1924

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in andere Sprachen, vorbehalten.
Copyright by G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin 1924. Einbandzeichnung
von Friedr. Otto Muck in Berlin. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Inhalt

		Seite
I	Die Erzählung der Witwe	1
II	Der Kranke	26
III	Der Einzug der Sieger	45
IV	Die Begegnung	63
V	Dina und Woltermann	81
VI	Gut und Böse	97
VII	Der Überfall	116
VIII	Die Alte Liebe	141
IX	Liesbeth und der Lehrer	161
X	Der Besuch im Wald	178
XI	Mui's Heimat	202
XII	Die Lieder	220
XIII	Die Lösung des alten Knechts	234
XIV	Der Auftrag der Mutter	252
XV	Schwester Inge	278
XVI	Unterhaltung im Zug	299
XVII	Bruder Gerdts Erzählung	313
XVIII	Ultima ratio	337

I

Die Erzählung der Witwe

In einer Stadt im Ruhrgebiet saßen vor einigen Jahren in einem sehr kleinen Hause in der Nähe des Walls, der mit Bäumen bepflanzt ist, an jedem Abend eine Witwe und ihr jüngster Sohn, ein Knabe von zehn Jahren, beieinander. Tagsüber war die Witwe allein im Hause, hielt es in Ordnung, kochte von dem geringen Vorrat, den sie hatte, und machte Handarbeit für ein Geschäft in der Stadt; ihr kleiner Junge war in der Schule. Aber gegen Abend kam er heim, und dann saßen sie einander gegenüber. Das Licht war so teuer und der Lohn für die Arbeit so gering, daß es wirtschaftlicher war, wenn sie im Dunkeln saßen. Oft war es so dunkel, daß sie sich nicht mehr sehen konnten, so daß die Stimmen wie körperlos aus dem Dunkeln kamen.

Zuerst erzählte der kleine Junge von seinen Erlebnissen in der Schule und unterwegs auf der Straße. Danach fing die Mutter an, und erzählte vom Hausstand; wieviel dies und jenes koste, und wie sie dies mache und jenes einkaufe. Denn es war alles sehr knapp und wurde täglich teurer; ein Brot kostete schon Zehntausende von Mark; und kein Mensch konnte sagen, wieviel es morgen oder gar übermorgen kosten würde. Das bißchen Witwengeld, das sie am Monatsende erhielt, und der Lohn, den die erwachsene Tochter ihr Sonnabends gab, waren schon fast wertlos, wenn sie es in der Hand hatte. Nein, was waren das für ruhlose, entsetzliche Zustände, und was für tägliche Ängste! Wie konnte sie es lassen, mit ihrem kleinen Jungen darüber zu sprechen, zumal da er immer danach fragte und ihr beim

Rechnen mit den immer größer werdenden Zahlen so wacker half?

Aber sie gingen doch ziemlich rasch über diese Dinge hin. Denn was soll man lange von Dingen reden, die man mit eigenen Augen gesehen hat? Sie sind so und so, und damit gut. Aber wenn nun die Mutter anfing, von ihrem Leben zu erzählen! Nein, was für Dinge! Dinge, die man nie gesehen hatte und vielleicht auch nie zu sehen bekam, und Begebenheiten, die man sicher nie erlebte, denn sie waren dahingegangen. Wie wunderbar, welch seliges Gefühl, da zu sitzen, und wie durch neblige, weiche Luft dahinzugleiten und im Gleiten die Landschaft zu sehn, wie sie ganz nach dem eignen Belieben aus Regen und Wind, Nebel und Sonne sich bildete, und die Begebenheiten zu besehn, die zugleich mit den Worten, die vom Mund der Mutter kamen, Gestalt annahmen.

„Erzähl' vom Deich und vom Meer," sagte der kleine Junge.

„Erst kommt die Heide," sagte die Mutter, „die ist braun, und es weht der Wind darüber. Von da kann man zuweilen das Meer schon sehen. Wenn die Flut ziemlich hoch ist, sieht man es in der Ferne als einen silbernen Streifen. Es ist nur ein schmaler silbriger Streif, nicht dicker als eine Strickwiere; aber es ist merkwürdig: man bekommt, wenn man dahin sieht, eine große Sehnsucht, dahinzugehen.

„Und dann steigt man von den Heidehügeln hinunter," sagte der kleine Junge.

„Ja, und gegen den Wind. Du mußt den Wind nicht vergessen, der ist immer da."

„Richtig," sagte der kleine Junge. „Gegen den Wind. Die Kleider wehen gegen einen an, und man fühlt, wie der Wind im Haar wühlt. Und dann kommt man in die Marsch. Und nun weiter!"

„Ja," sagte die Witwe, „und dann gehn wir mit nackten Füßen drei oder vier Stunden lang nach Westen über das ebene Land, quer über die Felder, nach dem Meere zu. Wir sehen nach einem Pfahl oder einem Heck, ganz fern, oben auf dem Deich; drauf gehn wir gradeswegs los. Wir gehn über grüne Weiden und durch junge grüne Saat, die Jungen voran, wir Mädchen hinter oder neben ihnen. Hier und da im weiten Feld liegen breite, mächtige Höfe; aber höher als sie, so stattlich sie auch sind, sind die Pappeln, die in langen Reihen um sie stehen; und zur Linken liegt die Kirche von Oldenwort und fern zur Rechten die von Niendorp. Und die Häuser und die Kirchen rufen uns, daß wir doch kommen sollen. ‚Wir haben Schatten, und Schutz vor Wind,' sagen sie. Wir haben sehr große Neigung, zu ihnen zu gehn; aber wir können ja nicht. Wir haben ja eine Aufgabe, eine sehr ernste Verpflichtung. Wir müssen ja gradeaus, ganz, ganz genau auf den fernen, fernen Pfahl losgehn, der da auf dem Deich steht. Wir haben es beschlossen da oben auf der Heide, und so muß es nun geschehn. Also wandern wir weiter. Wenn die Gräben zwischen den einzelnen Feldern auch noch so groß sind, wir ziehen immer gradeaus und weiter. Wir sind so zehn oder zwölf Kinder. Ich sehe uns ganz deutlich, wie wir da im weiten, ebenen Feld dahinziehn ... eine kleine Schar ..."

„Es ist merkwürdig mit dir, Mui," sagte der kleine Junge, „du vergißt wieder die Hauptsache."

„Ach so, ja ... der Wind. Es ist immer Wind. Wirklich, ich erinnere mich nicht, daß irgendwann einmal, solange ich Kind war, kein Wind gewesen wäre. Daher kommt es, daß ich vergesse, von ihm zu erzählen. Er weht so sehr, daß wir Mädchen nicht ein einziges Mal nötig haben, das Haar aus dem Gesicht zu streichen, was wir doch sonst immer tun müssen; und er weht so sehr, daß er uns hemmt, wenn wir über die Gräben springen. Wir sagen zu den Jungen, daß es wäre, als wenn er uns gegen den Leib und die Beine stieße, und daß es deshalb ein Ding der Unmöglichkeit wäre, daß wir so weit springen könnten wie sie."

„Und nun kommt ihr an den Fuß des Deichs," sagte der kleine Junge.

„Ja," sagte die Witwe, „und weil das die einzige Stelle in der ganzen Welt ist, wo kein Wind ist, so setzen wir uns da ein wenig hin und ruhen."

„Und während ihr da sitzt," sagte der kleine Junge, „sprecht ihr davon, wieviele Vögel ihr wohl sehn werdet, wenn ihr nachher auf den Deich steigt, und ob ihr in der Ferne Schiffe sehen werdet, und wieviel."

„Ja, und dann steigen wir hinauf und sehn über das weite, weite graue Watt; und es ist grade Ebbe, und wir stehn und sehn, wie weit das Land trocken ist, weiter als unsere Augen sehn können, und wie oben die mächtigen Wolken ziehn, und wie die Vögel in Scharen unter den Wolken hinfliegen und auf den Sanden stehn, und hören, wie sie schreien; und wir sind stumm."

„Warum seid ihr stumm?" fragte der kleine Junge.

Die Witwe betrachtete im Geist das kleine Mädchen, das sie selbst war, das da mit nackten Füßen auf dem Deich

stand und nach dem fernen, fernen Silberstreifen des Meeres spähte, und suchte in ihrem Gesicht zu lesen und zu sehn, was ihr Mund verschloß. „Ich glaube," sagte sie, „wir meinten, daß alle großen Wunder, die den Augen verborgen sind, dort zu sehen wären, wenn wir den fernen, schmalen, blinkenden Streifen erreichen könnten. Wir meinten wohl, daß Gott dort in den Knien läge und an der Welt baute und an neuen Wesen, und Engel stünden dabei und sähen zu, und ihr staunender Lobgesang dränge als ein fernes Rauschen zu uns herüber. Ja, das, glaube ich, meinten wir; und das ist der Grund, daß wir eine Weile still sind."

„Und nun fangen die großen Jungen an zu prahlen," sagte der kleine Junge.

„Ja," sagte die Witwe, „nun fangen sie an zu prahlen. Sie sagen: ‚Wenn nun die Kleinen nicht dabei wären, könnten wir sofort weiter gehn bis zum Tief; aber die Kleinen sind müde, und so müssen wir es auf morgen verschieben. Morgen wollen wir ihnen denn das Tief zeigen.' Und dann sehn sie nach ihren Uhren und spähen über das Watt, und ratschlagen mit bedenklichen Stimmen über Weg und Stunde. Nein, wie prahlen sie! Es ist kaum zu ertragen. Und dann bestellen sie uns auf morgen an das Heck auf den Deich."

„Und nun kommt der andre Tag," sagte der kleine Junge. Er sagte es fast ein wenig feierlich. Fast so, wie es im Schöpfungsbericht heißt: da ward aus Morgen und Abend der andre Tag.

„Ja," sagte die Witwe, „da gehn wir ins graue, öde Watt immer nach Westen zu, so, als wollten wir ins Meer gehn, das fern vor uns liegt, weg von unsern Häusern und

Eltern und Geschwistern, und wollten uns von allem trennen und wollten da Tod und Ewigkeit suchen. Und die Möwen in den Lüften schreien und warnen uns, und in der Ferne ruft es wie leibhaftige Angst. Aber wir gehn immer weiter."

„Du vergißt," sagte der kleine Junge, „daß ihr zuweilen beide Hände über die Augen legen müßt, weil die Sonne so grell auf den Watten liegt; und du vergißt auch wieder die Hauptsache."

„Ja, den Wind. Der weht immer, immerzu; und immer gegen uns an. Aber nun hindert er uns Mädchen nicht so sehr; denn wir haben unsre Röcke ausgezogen und gehn, die kurzen Hosen aufgekrempelt, wie die Jungen."

„Und nun geht ihr so weiter, zwei Stunden lang," sagte der kleine Junge, „und dann ..."

„Ja, und dann," sagte die Witwe, „sehn wir nicht allzu fern mehr das offne Meer. Es steht wie eine weiße Wand auf der grauen Ebene; und so fern wir noch sind, hören wir es doch rauschen, ein eintöniges, heiliges Rauschen. Nein, wie schrecklich, wie gewaltig und schrecklich! Wie über alles Menschendenken und alle Menschenkraft! Aber obgleich das Herz auch vor Angst stillsteht, und jede von uns Kleinen denkt: ‚Wären wir doch jetzt auf dem Deich oder gar zu Hause in der Stube,' gehen wir doch weiter."

„Und dann kommt ihr an," sagte der kleine Junge.

„Ja," sagte die Witwe, „dann stehn wir vor der gläsernen Wand. Und es rauscht und brandet und kommt in machtvollen Wogen und überschlägt sich; und rauscht und spielt ewig sein schrecklich schönes Spiel. Einige von uns fangen an zu sprechen, sagen irgend etwas; aber wir hören

ganz deutlich, daß sie mit ihren Gedanken nicht bei dem sind, was sie sagen. Selbst die großen Jungen schweigen und starren in das ungeheure Tosen und spähen über das gewaltige Meer in die Ferne."

„Und dann geht ihr zurück," sagte der kleine Junge.

„Ja, dann gehn wir zurück," sagte die Witwe. „Wir gehn eilig, und wir sehn uns um."

„Und ihr Mädchen seid nicht eher ruhig," sagte der kleine Junge, „als bis ihr die versandete Kirche erreicht habt, die draußen auf der Düne steht. Die ist bis zur Fensterhöhe in Sand verweht. Und da macht ihr ein Feuer."

„Ja, da stehn wir alle vor dem Steinhaufen, der früher der Altar war, und machen aus Strandholz, das da liegt, ein Feuer, damit sie in den Häusern sehn, daß wir glücklich den Strand erreicht haben. Denn es ist dämmerig geworden und hinter uns kommt die Flut."

Sie schweigen beide eine ganze Weile.

Dann sagt der kleine Junge: „Und dann geht ihr nach dem Deich zurück. Und dann geht jeder nach seinem Haus; und du gehst nach dem Hof, auf dem deine große Schwester wohnt, denn deine Eltern waren schon tot."

„Ja," sagt die Witwe, „dahin ging ich."

Der kleine Junge schwieg wieder eine Weile. Dann sagte er mit einem hohen Atemholen, das er so an sich hatte, wenn ihm Gedanken kamen, die ihn stark bewegten: „Ich möchte das Land wohl mal sehen."

Die Witwe hörte, wie es in ihm seufzte und sich sehnte. Obgleich es so dunkel war, daß sie kaum die Umrisse seines Körpers sah, sah sie doch, wie seine Augen von Leben und Sehnsucht leuchteten.

„Nun erzähl' vom Hof, Mui, und von deiner großen Schwester Inge," sagte er.

„Ja," sagte die Witwe, „nun muß ich von Schwester Inge erzählen. Sie war fünfzehn Jahre älter als ich, und sie war eine große und stolze Person. Es hatte sie gequält, daß unsre Familie, die in altem Ansehn gestanden hatte, verarmt war, und sie hatte eine große Begabung und eine heiße Liebe zur Landwirtschaft, besonders zu den Tieren. Sie kannte schon als Mädchen auf den weiten Weiden des Vorlandes jedes Tier, und wußte von jedem der schönen, jungen Pferde zu sagen, von welchem Stammbaum es wäre. Darum überwand sie sich und heiratete einen ungeliebten und dummen Mann, der aber einen großen Hof hatte."

„Hier vergißt du, wie er ging," sagte der kleine Junge aus dem Dunkeln heraus. „Er ging weitbeinig und hinten-über, und wenn er sprach, bullerte seine Stimme."

„Da sie nun ihrer Frauennatur diesen Streich gespielt hatte," erzählte die Witwe weiter, „so verhärtete sie sich und bekam etwas Männliches. Sie ritt und fuhr selbst, und beherrschte den Mann und den Hof."

„Aber im Herzen war sie doch gut."

„Ja," sagte die Witwe mit besonders klarer Stimme, „im Herzen war sie gut. Sie nahm ihre kleine Schwester, die bei Verwandten nicht gut untergebracht war, zu sich auf den Hof, und gab ihr reinliche Kleidung und gutes Essen, und lehrte sie alles, was ein Mädchen dort wissen muß. Und sie war nicht unfreundlich gegen sie. Nein, niemals, niemals. Sie war immer gut und freundlich und eine rechte Mutter."

Nun stockte die Witwe.

„Aber es war doch etwas Schlimmes da," sagte der kleine Junge. „Sie wollte durchaus, daß ihre kleine Schwester den Bruder ihres Mannes heiraten sollte, der auch einen Hof hatte."

„Ja," sagte die Witwe mit leiser Stimme, „davon redete sie Tag und Nacht. Sie sagte morgens: ‚Sieh mal, was für schöne Pferde er hat,' und abends: ‚Sieh doch, diese Kühe!' Und Sonntags wies sie nach dem Hof und sagte: ‚Sieh doch, was für ein mächtiges Haus!' Und ich weiß nicht," sagte die Witwe, „was geschehen wäre, wenn nicht eines Tags ..."

„Aha!" sagte der kleine Junge, „nun geht die Geschichte eigentlich erst los! Nun kommt Vater!"

„Ja," sagte die Witwe mit leiser Stimme, „eines Tags, ich weiß es wie heute; es war ein schöner Tag im September, da kam ein junger Bankbeamter, der aus dem Rheinland stammte, in bunten wollnen Wadenstrümpfen und eine Laute im Sack, auf seiner Ferienwanderung den Deich entlang, und blieb drei Tage. Am ersten Tag spielte er in der kleinen Wirtschaft unterm Deich, wo er übernachtete, auf seiner Laute; und ich war unter denen, die ihm zuhörten. Am zweiten, da wir ihn alle überredeten, noch zu bleiben, nahm er an einem Ball teil, den die jungen Leute sich in jener Wirtschaft gaben. Auf diesem Ball tanzte er so schön, wie wir es dort nicht kannten; und hielt, auf dem Tisch stehend, eine feurige, wunderschöne Rede auf ‚die Tage der Jugend'. Am dritten Tag traf er mich allein im Vorland, und ging mit mir bis zum Steinwall, gegen den die Wogen des Meeres klatschen. Ich hatte unter meiner eigenen schweren Natur und unter der schweren Natur von

Schwester Inge sehr gelitten ... obgleich Schwester Inge immer gut zu mir war ...; der junge Rheinländer löste mit seinen strahlenden Augen und dem schönen Schwung seiner Worte alle meine Not."

„Nun vergißt du, Mui," sagte der kleine Junge, der die letzten Worte nicht recht verstanden hatte, „daß der fremde Mann dich um einen Kuß bat, und daß du ihm richtig einen gabst."

„Ja," sagte die Witwe, „so war es. Und ich glaube, wenn ein Mensch selig sein kann, so bin ich es an jenem Abend gewesen. Und nun . . ." Die Stimme versagte ihr.

„Mui," sagte der kleine Junge mitleidig und leise, „an dieser Stelle weinst du immer, obgleich du immer zu mir gesagt hast, daß man tapfer sein muß. Du mußt tapfer sein. Wisch' deine Tränen ab und erzähl' rasch weiter. Du kannst diesmal rasch drüber hinweggehn."

„Nein, ich kann nicht rasch darüber hingehn; denn ich habe da großes Unrecht getan. Schwester Inge hatte mich in ihr Haus genommen, hatte mir reinliche Kleidung gegeben und gutes Essen, und hatte mich alles gelehrt, was ein Mädchen dort auf den Höfen wissen muß. Und hatte mich auch gesund gepflegt, als ich einmal krank war, und war auch freundlich gegen mich gewesen all die Jahre, obgleich sie in ihrem Hause unglücklich war, weil sie mit jenem Manne zusammen leben mußte. Nein, es war nicht recht, daß ich mich so leicht und ohne Not von ihr trennte; und wenn sie traurig und zornig darüber wurde, so hatte sie ein gutes Recht dazu, und es ist nur zu verwundern, daß sie nicht noch viel zorniger wurde, ja, daß sie nicht so zor-

nig wurde, daß sie die Schwester schlug. Aber das tat sie nicht ... keine Rede davon! Sie wurde nur traurig und zornig. Aber ich kümmerte mich nicht um ihre Not um mich, und um ihre Liebe zu mir. Ich ging mit dem jungen Rheinländer über alle Wasser und alle Berge, und kam in sein Heimatland an den Rhein, und danach an die Ruhr, und ließ Schwester Inge gedankenlos in ihrer großen Not zurück. Nein, es ist ganz klar, daß ich da ein großes Unrecht begangen habe; und ich möchte nichts lieber, als daß ich es wieder gutmachen könnte. Aber sie antwortete nicht auf meine Briefe." Die Witwe schwieg.

„So," sagte der kleine Junge, „nun haben wir diese schwere Strecke hinter uns." Er tat einen tiefen Atemzug, womit er seine kleine Brust erleichterte, die ganz und gar bedrückt war. „Nein," sagte er, „was ist das immer für eine schwere Strecke! Aber nun geht es weiter."

„Ich kam also in seine Heimatstadt," erzählte die Witwe weiter, „und war sehr glücklich. Ich hatte den schönsten Mann, so schien mir; denn er hatte eine grade edle Gestalt und sein Gesicht war wie lauter Sonne. Er war in seinem Bankberuf wohl nicht besonders tüchtig, wenn er darin auch immer sorgfältig und treu seine Pflicht tat. Er bracht' es darin nicht weit; und wir erwarben, als wir vom Rhein hierher ins Ruhrland kamen, nicht mehr, als daß wir uns dies kleine Haus kaufen konnten, das in dieser ganzen, großen Stadt das allerkleinste ist. Seine Freude war, hohe Bücher zu lesen, vor allem Schiller, und sich in sie zu versenken, und dann in einer gewissen rheinischen Leichtigkeit, einer Art seelischer Trunkenheit, ähnliche Gedanken niederzuschreiben, bald als Aufsätze, bald als Reden, und sie

sich selbst und mir vorzulesen. Nachdem er einige Male das Glück gehabt hatte, diese Arbeiten in einer Zeitschrift oder einem Verein an den Mann zu bringen, gab er sich dieser Neigung mit großer Leidenschaft hin und kam da immer mehr hinein, und wurde in unsrer Provinz, wenn klassische oder patriotische Hochtage zu feiern waren, ein gern gelittener Artikelschreiber und Redner. Mir war das so recht; ja, ich freute mich darüber. Da ich im täglichen Leben mit ihm die Erfahrung machte, daß seine Seele wirklich all das Gute liebte, davon er redete, so sonnte sich meine nordische, etwas dunkle Natur an seinen hohen Worten. Ich blieb zwar meiner Natur treu; aber ich wurde doch von Jahr zu Jahr mehr von dem Sonnenschein durchleuchtet, der aus seinem ganzen Wesen sprach."

„Nun kommen wir Kinder," sagte der kleine Junge, der diese letzten Sätze nicht recht verstanden hatte, und anfing, sich zu langweilen.

„Ja," sagte die Witwe, „nun kommt ihr."

„Zuerst kommt Gerdt. Was sagst du noch über Bruder Gerdt?"

„Gerdt," sagte die Witwe, „war als kleiner Junge ganz so, wie sein Vater als kleiner Junge gewesen sein muß. Er hatte eine schöne, edle Gestalt und helles Haar; aber das Schönste an ihm waren seine blauen Augen. Aus seinen Augen leuchtete so viel Leben und Glaube, daß es den Leuten, die ihn auf der Straße sahn, ans Herz sprang, und sie nicht anders konnten, als mit glauben mußten. Ja, seine Augen waren so voll lauter Lust und Liebe, daß es aussah, als wenn sie die Welt stürmen wollten. Er lief in raschem Lauf durch die Schule, und wollte Architekt wer-

den, und baute schon im Geist Hallen, Theater und Spielplätze für ein reines Volk, das er mit schaffen wollte."

„Nun kommt Schwester Liesbeth."

„Ja," sagte die Witwe. „Das zweite Kind war ein Mädchen; und ich nannte sie Liesbeth. Ich schickte die Nachricht an Schwester Inge," sagte sie traurig, „aber es kam keine Antwort. Ich denke mir, daß der Brief verloren gegangen ist ..."

„Du mußt nicht immer wieder auf diese Strecke zurückkehren," sagte der kleine Junge.

„Aber es schmerzte mich sehr, daß keine Antwort kam; und es schmerzt mich heute wie gestern. Ich schrieb Schwester Inge jedesmal, wenn mir ein Kind geboren wurde oder sonst etwas Wichtiges geschehn war; aber ich bekam niemals Antwort. Ich denke mir, daß die Briefe verloren gegangen sind. Vielleicht ist da ein Postbote gewesen, der die Briefe unterschlagen hat. Aber vielleicht ist sie ja auch tot."

„Nun erzähl' weiter von Schwester Liesbeth," sagte der kleine Junge.

„Ja," sagte die Witwe, „sie hatte, als sie vier Wochen alt war, schneeweißes Haar, so wie ich es als Kind gehabt hatte. Es stand wie Licht um ihren feinen Kopf. Aber während ihr Körper also leuchtete wie Sonnenschein und auch ihre Augen fröhlich auf die Menschen sahn, waren drinnen in ihrer Brust oftmals schwere und bange Gedanken, ganz wie es in mir gewesen war. Sie konnte fröhlich plaudern und lachen; aber plötzlich verstummte sie und war traurig. Ich hoffe, daß sie einmal heiratet und einen Mann bekommt, der sie ein wenig lachen macht, wenn die Trauer über sie kommt. Ja, das wollte ich."

„Aber nun komm' ich," sagte der kleine Junge.

„Ja," sagte die Witwe, „als dritter und letzter wurdest du geboren. Du kamst ganz spät; deine Schwester war schon zehn Jahre alt, als du kamst. Ich schrieb wieder an Schwester Inge . . ."

„Nein!" sagte der kleine Junge, „du solltest nicht immer wieder auf die alte schwere Strecke zurückgehn. Jetzt erzählst du weiter von mir."

„Ja," sagte die Witwe, „du hattest eine ganz feine Haut, ganz weiß und rosa, und darum nannte ich dich, als ich dich das erstemal sah, Lütte Witt. Und so nennen wir dich noch heute; und auch die Bekannten nennen dich so. Ja, in Gestalt und Farbe warst du meinen andern Kindern ähnlich; aber in allem andern warst du anders als sie. Ich sah gleich an der Form deines Kopfes und deiner Augen, daß du weder ein Rheinländer warst wie dein Bruder Gerdt, noch vom Norden wie deine Schwester Liesbeth, sondern daß du eine Vereinigung von beiden wärst; und ich kann dir sagen, daß ich sehr glücklich darüber war."

Der kleine Junge war sehr stolz, als seine Mutter sagte, daß sie sehr glücklich über ihn gewesen wäre. Er wollte sie fragen, ob sie auch jetzt noch ebenso glücklich über ihn wäre; aber als er daran dachte, zu welchem Stück ihrer Erzählung die Mutter nun kommen würde, schwieg er; und auch die Witwe schwieg. Sie kamen einen Augenblick beide zu dem Entschluß, daß sie mit der ganzen Erzählung hier aufhören wollten. Aber dann schien es ihnen, als wenn das eine Treulosigkeit wäre, besonders gegenüber dem Toten und dem Gefangenen; und der kleine Junge war der erste, der wieder anfing. Er sagte mit leiser,

bedrückter, aber tapferer Stimme: „Und dann kam der Krieg."

„Ja," sagte die Witwe mit leisem, schwerem Seufzen, „dann kam der Krieg, und dein Vater mußte sofort mit ins Feld. Er ging mit dem Bewußtsein, daß Deutschland eine reine Sache gegen seine Feinde hätte, und froh, daß er dem Vaterland, dem er so viele schöne Worte gewidmet hatte, nun auch mit dem Leben die Treue zeigen konnte. Und dein Bruder Gerdt schlug auch die Bücher zu und ging von der Schulbank in die Kaserne. Und nach drei Monaten Ausbildung ging auch er ins Feld, achtzehn Jahre alt, Schillersche Verse in Herz und Mund, die schönen Augen strahlend, ein Reiner und ein Held ... Wie viele, viele Tausende," setzte sie leise hinzu, da sie an die Millionen anderer Mütter dachte, die ihr Kind ebenso geliebt und es verloren oder schwer geschädigt wieder bekommen hatten.

„Die ersten zwei Jahre ging alles gut," sagte die Witwe.

„Einmal war der Vater auf Urlaub bei uns," sagte der kleine Junge. „Ich erinnere mich noch, wie wir beide, du und ich, auf dem Bahnsteig standen und ich ihn unter den vielen, vielen Soldaten nicht erkannte. Er stand schon vor uns; aber ich erkannte ihn nicht. Ich fragte ihn: ‚Haben Sie meinen Vater gesehn, Herr Offizier?' Da lachte er und beugte sich zu mir herunter; aber auch da erkannte ich ihn noch nicht. Er war so lange weggewesen und hatte einen Bart, und ich war noch klein. Da sagte er: ‚Kleiner Otto Andrä!' Da erkannte ich ihn an der Stimme und an den Augen."

„Ja," sagte die Witwe, „einmal war er hier, zehn Tage

lang. Selige, wehe Tage! Dann mußte er wieder ins Feld ... und dann ..."

An dieser Stelle geschah immer dasselbe. Die Witwe stockte und fing an zu weinen, und der kleine Junge stand langsam und scheu auf und trat an ihre Knie; und dann zog sie ihn zu sich auf ihren Schoß. Und so, indem sie sich beide umschlungen hielten, erzählte sie weiter: „Der Vater," sagte die Witwe, „sprang eines Morgens, im Morgengrauen, als erster aus dem Graben, denn er war der Führer der Kompagnie. Aber er war noch nicht ganz aus dem Graben, da fiel er schon rücklings, und dem Soldaten, der hinter ihm stand, in die Arme."

„Er war gleich tot," sagte der kleine Junge, da die Mutter nicht weiter sprechen konnte, mit tapferer, zitternder Stimme. „Und sie stritten sich längere Zeit, wo sie ihn begraben sollten. Sie mußten nämlich weiter vorrücken und wollten die Stelle später gern wiederfinden. Dann begruben sie ihn nicht weit von einem Apfelbaum in einem Grasgarten."

Die Mutter dankte dem kleinen Jungen, daß er ihr diesen schwersten Teil ihrer Erzählung abgenommen hatte, indem sie ihn fest an ihre Brust drückte. Dann erzählte sie weiter: „Ich konnte gar nicht glauben, daß er tot wäre. Ich glaube, ich habe es in den ersten drei Tagen wirklich nicht geglaubt. Ich dachte: sie haben sich gewiß geirrt. Es ist ja nicht möglich, daß ein Mann mit so lachenden Augen und so überseligem Leben so plötzlich, so mit einemmal tot ist. Ich dachte: gewiß kommt morgen oder übermorgen ein Brief von ihm selbst, daß es eine Verwechslung von Namen gewesen ist; oder es kommt die Nachricht, daß

er nur verwundet ist. Aber statt dessen kam am dritten Tage dieser Bericht über das Begräbnis, und daß sie ihm meine Briefe, die er in der Brusttasche gehabt hatte, gelassen hätten. Und da begriff ich, daß es wirklich so geschehen war." Sie drückte seinen Kopf fest an ihre Brust, während ihr die Tränen über die Wangen liefen ... „Nun sitzen wir hier in der Dunkelheit," sagte sie, „wir beide, in der großen Dunkelheit; und sehn doch ganz deutlich in der Ferne, ganz in der Ferne, zwei Stellen: die eine ist ein Apfelbaum — ich denke mir ein ziemlich alter, aber noch gesund, mit weiten, langenden Zweigen ... darunter ist ein Grab. Und die andre Stelle ist noch viel, viel weiter weg ... weit weg im Land Marokko ... Da wird eine Straße gebaut in brennender Sonne und daran arbeiten deutsche Gefangene ... hunderte ... und unter ihnen ist Gerdt. Er hat nichts an als Hemd und Hose und ist sehr mager ... und ..."

„Ja," sagte der kleine Junge, „nun kommt wieder eine schwere Stelle. Aber ich kann nicht glauben, daß es so ist, wie du meinst. Erzähl' nur tapfer weiter. Ich will dich ganz festhalten, daß du gar nicht weinen kannst, während du erzählst."

„Er schrieb zuerst aus dem Lazarett," sagte die Witwe, „daß die Wunde an Kopf und Schultern anfinge zu heilen. Und dann schrieb er aus Marseille, wo er am Hafen arbeiten mußte. Er schrieb und deutete an, daß er sich trotz seiner Gefangenschaft, die nicht leicht wäre, den Glauben an das Leben nicht nehmen ließe und auch nicht den Glauben an Deutschlands Sieg. Als der Krieg zu Ende war und Frankreich die Gefangenen noch behielt, schrieb er noch ein-

mal, und zwar, daß er nach Marokko gefahren wäre. Von da an schrieb er nicht mehr, sondern ein Kamerad von ihm meldete, daß er selbst nicht schreiben könne, da er an den Augen erkrankt wäre. Wie ist das nur möglich," sagte die Witwe, „hatte er nicht die gesundesten Augen von der Welt? Wie soll ich mir denken, daß diese strahlenden blauen Augen getrübt sind? Nein, man kann sich vieles, vieles denken; aber dies nicht. Und ich weiß nicht," sagte die Witwe, „welcher von beiden Orten, die ich in der Ferne sehe, der beweinenswertere ist, jene Stelle unter dem Apfelbaum in Frankreich, oder jene Straße in Marokko, wo mein Ältester arbeitet, vielleicht mit einem Schirm über den Augen, falls sie ihm einen Schirm geben; denn sie sagen, daß sie oft grausam gegen die Gefangenen sind, weil sie glauben, daß wir Deutsche aus bösem Willen in ihr Land eingebrochen sind. Und nun haben wir seit fünf Monaten überhaupt keine Nachricht von ihm."

Nun sagte der kleine Junge, was er an dieser Stelle immer sagte: „Es wird nicht mehr lange dauern, Mui, dann kommt er wieder; und dann gehn wir gleich zu dem tüchtigsten Augenarzt; und dann wird er bald wieder gesund."

„Ja," sagte die Witwe traurig, „das ist auch meine Hoffnung. Aber das Schlimme ist, daß so große Not in Deutschland ist und wir so arm sind, daß wir ihm kein starkes Essen werden geben können. Und es wird sicher die Hauptsache sein, daß er kräftige Kost bekommt."

Wenn die Witwe das gesagt hatte, sagte der kleine Junge immer dasselbe. Er sagte: „Weißt du, Mui, wenn du mit deiner Erzählung bis hierher gekommen bist, bis

hierher, wo du von den beiden Stellen sprichst, die du in der Ferne siehst, dann seh' ich noch eine dritte Stelle in der Welt."

„Ja," sagte die Witwe, „ich weiß."

„Ich sehe dann eine Heide," sagte der kleine Junge, „und am Fuß der Heide ein weites, ebenes Land; und da liegt ein Hof, was wir hier ein Gut nennen, und da wohnt eine alte Frau."

„So alt ist sie noch nicht," sagte die Witwe, „sie mag so fünfundsechzig sein. Aber es mag wohl sein, daß sie älter aussieht, als sie ist; denn was hat sie nicht alles erlebt! Zuerst das große Leid, das ich ihr angetan habe, da ich sie ohne Kummer verließ und meinem Glück nachging. Dann ist ihr Mann gestorben. Und dann sind ihre beiden Söhne gefallen, und sie ist nun ganz allein. Es ist da eine große Stube in dem großen, alten Haus," sagte sie, „gleich rechts an der Diele, da ist es immer dunkel, weil da die großen Pappeln grade vor dem Fenster stehn. In dieser Stube sehe ich sie sitzen, nicht am Fenster, da wird es ihr noch zu hell sein, sondern tiefer im Zimmer neben dem alten gelben Kachelofen. Da sitzt sie. Sie sieht immer noch gut aus mit ihrem hohen Wuchs und ihrem graden steifen Gesicht und ihrer breiten Stirn, um die das Haar in kurzen, grauen Wellen liegt; aber ihre Augen sind kalt und bitter geworden. Und wenn ihre beiden alten Dienstleute, der alte Kicke Tönsen oder die alte Fia, die Magd, hereinkommen, dann sieht sie auf, und sieht sie mit ihren kalten grauen Augen an und sagt kurze Befehle und kein Wort zu viel. Sie glaubt gewiß seit jenem Tag, da ich von ihrer Schwelle ging, nicht mehr an das Gute im Menschen und

in der Welt. Oh, wie mag es jetzt in ihr aussehn! Ich fürchte, daß alles, alles dunkel in ihr geworden ist. Daß sie einmal eine junge Schwester gehabt hat, weiß sie vielleicht gar nicht mehr. Ich habe ihr jedesmal geschrieben, wenn ich ein Kindchen bekam; aber es ist nicht eine Antwort gekommen, nicht einmal ein armseliger kleiner Gruß. Aber ich mache Schwester Inge daraus keinen Vorwurf. Nein, das tu ich nicht. Ich denke, daß die Briefe verloren gegangen sind. Vielleicht ist da ein Postbote gewesen, der die Briefe unterschlagen hat."

Da die Witwe an dieser Stelle ihrer Erzählung wieder zu weinen anfing, sagte der kleine Junge eifrig: „Aber weißt du, Mui, was ich an dieser Stelle noch weiter sehe, wenn ich ganz genau hinsehe ...?"

Die Witwe tat, als wenn sie neugierig wäre, obgleich sie wußte, was er sagen würde; sie sagte: „Nun, was siehst du denn?"

„Ich sehe die Tür von der großen, dunklen Stube aufgehn," sagte er, „und sehe einen kleinen Jungen in der Tür stehn, und er nimmt seine Mütze ab und geht auf die alte Frau los und sagt: ‚Ich soll Ihnen einen Gruß bringen von Mui,' und dann erzähle ich ihr, daß Bruder Gerdt nun heimgekommen ist und daß er an den Augen krank ist und daß er starke Nahrung haben muß. Und dann verspricht sie mir, daß sie uns Pakete schicken will mit Kartoffeln und Butter und Wurst. ‚Er muß die Kartoffeln ordentlich in Butter umkehren,' sagt sie dann."

Die Mutter drückte den kleinen Jungen fest an sich und sagte mit bewegter Stimme: „Ich weiß nicht, ob ich recht tu, daß ich mit dir rede, als wenn du erwachsen bist, daß

ich nicht bloß mit dir den ganzen Hausstand und unsre kleinen Aufgaben berede, sondern daß ich dir auch von all dem Schönen, Schweren und Schrecklichen erzähle, das ich von meiner Kindheit an erlebt habe, und dir auch jede Frage beantworte, die du an mich stellst. Ich weiß nicht, ob es nicht zu viel für dich ist."

„Wie sollte es zu viel für mich sein?" sagte der kleine Junge mit munterer Stimme.

„Ich hoffe," sagte sie, „daß dein kleines Herz nur das aufnimmt, was es tragen kann; daß aber alles andre von ihm abgleitet."

„So wie das Wasser von der Ente," sagte der kleine Junge.

Die Mutter sah, obgleich es ganz dunkel war, im Geist das schelmische Gesicht, das er bei diesen Worten machte. Erst blitzte es von versteckter List in seinen Augen, und dann plötzlich strahlte das ganze hübsche Gesicht. Sie drückte ihn ganz nah an ihr Herz und sagte mit stockender Stimme: „Wenn ich von dem Apfelbaum im Grasgarten in Frankreich und von der staubigen Straße in Marokko nach Hause komme, erschreckt mich die Einsamkeit. Mit Liesbeth darf ich nicht reden; denn sie ist traurig und schwermütig genug und hat Müh' und Unruh' im Geschäft; sie ist ja auch nicht stark, weil sie sich nicht satt essen kann. So weiß ich mir nicht anders zu helfen, als daß ich alles mit dir berede. Ich weiß nicht, vielleicht ist es Einbildung; aber ich glaube, daß du ein starkes Herz hast, das von all dem Dunkel und Grauen, das ich dir erzähle, nicht selber grau und dunkel wird."

„Wenn Liesbeth kommt," sagte der kleine Junge mit

mutiger Stimme, „und Licht macht, mußt du mal in meine Augen sehn, ob sie schon dunkel sind. Ich glaube, du wirst nichts Dunkles darin finden."

Wenn sie an dieser Stelle ihrer Unterhaltung angekommen waren, machte die zärtliche, weiche Lage an Mutters Brust und ihr zärtlicher Arm den kleinen Jungen müde und matt, und er fing an, ein wenig zu schweigen und zu träumen. Und dann, wenn er still wurde, fuhr die Witwe fort, sich weiter darüber Gedanken zu machen, daß sie Abend für Abend diese Dinge mit ihrem kleinen Jungen besprach. „Er ist noch so klein," sagte sie zu sich selbst; „es ist noch zu früh für ihn. Aber wo soll ich hin mit meiner großen Einsamkeit? Wenn ich nicht mit irgendeinem Menschen darüber reden kann, werde ich wunderlich; ich habe aber keinen andern als ihn."

Aber jedesmal, wenn sie das zu sich selbst sagte, kam eine andre Stimme. Die Stimme kam wie in lautlosem Flug an ihr linkes Ohr und sagte leise und erregt: „Wer weiß, vielleicht lebst du nicht lange mehr. Und wie gut ist es dann, daß du ihm dies alles erzählt hast!"

„Ist es möglich," sagte die Witwe mit stockendem Atem, „daß ich bald fort muß, weg von meinen lieben Kindern? Wie kann das sein?"

„Darauf kann ich nicht antworten," sagte die lautlose Stimme mit heiligem Tonfall; „aber nicht wahr ... es ist doch sehr gut, daß dein kleiner Junge in diesem Fall alle diese Dinge und Begebenheiten nicht einmal, sondern hundertmal gehört hat, zum Beispiel: wie man das schlechte Brot am besten frisch erhält, indem man es in eine Kruke verschließt, und wie man aus der dünnen Milch Quark-

käse macht, und wie man die erfrorenen Kartoffeln nicht rühren darf, und wo man die billigsten getrockneten Pflaumen bekommt, und daß die alte Nachbarin Jahn, so wenig sie selbst hat, immer bereit ist, ein wenig Geld zu leihen, wenn einmal gar nichts da ist. Und wer würde von deiner wunderschönen, ungebundenen Kindheit noch etwas wissen," sagte die lautlose Stimme, „wenn du es nicht deinem kleinen Jungen erzähltest? So etwas Köstliches darf doch nicht verloren gehn? Und nun gar die Gestalt und das Leben seines Vaters! Wenn dein Mund verstummt ist, wer soll ihm davon erzählen? Und wie wichtig, daß du ihm von der Natur seiner Geschwister erzählst! Wer weiß, ob er ihnen nicht mit solcher Kenntnis einmal helfen kann? Und wie richtig und wichtig ist es," sagte die Stimme, „daß du ihm von deiner Schwester Inge erzählt hast! Wer weiß, vielleicht kann er noch einmal hinreisen und dir die Vergebung holen, nach der du dich so sehr sehnst; denn es bedrückt dich sehr, daß du damals so ohne Liebe von Schwester Inge weggegangen bist. Nein," sagte die lautlose Stimme, „du tust ganz recht, daß du ihm alles und jedes erzählst. Bleibe nur dabei, es zu tun. Es ist durchaus nicht so," sagte die lautlose Stimme, „daß ich gewiß weiß, daß du bald davongehst ..."

„Es ist aber merkwürdig," sagte die Witwe mit stockendem Atem und ebenso lautloser Stimme, „daß du mir das alles sagst; mir ist es doch so, als wenn du weißt, daß ich bald sterben muß."

„Keine Rede davon," sagte die lautlose Stimme, „was weiß ich davon? Bin ich Gott oder Gottes Todesbote? Ich bin nur eine Stimme, weiter nichts, eine Stimme aus

der Dunkelheit, aus dem All und Nichts. Und ich sage es dir, weil ich dich liebe, wie ich alle Dinge liebe."

Das sagte die lautlose Stimme, während die Witwe ihren kleinen Jungen fest an sich gedrückt hielt und mit stillen Augen vor sich ins Dunkle sah.

Nun ging die Tür, und Liesbeth kam aus dem Geschäft in der Stadt nach Haus. Sie trat in die dunkle Stube und wünschte guten Abend und suchte die Lampe.

„Nun," sagte sie mit freundlicher, etwas matter Stimme, „sitzt ihr einander gegenüber, oder seid ihr schon zusammengekrochen?"

„Wir sitzen einander noch gegenüber," sagte der kleine Junge, der beim Ton der Hausglocke erwacht war, und drückte seine Mutter an sich und lachte leise.

„Ich höre an deiner Stimme, Lütte Witt," sagte Schwester Liesbeth, „daß ihr schon zusammenhockt."

Nun brannte die Lampe, und nun sah man, wie lächerlich klein die Stube war und daß da ein schmaler Langstuhl war mit einem Tisch und darüber an der Wand ein Bild von Schiller, und am Fenster der Nähtisch mit den beiden Stühlen. Und nun sah man auch die Menschen: die Witwe ein wenig schmal und blaß vor Trauer und geringer Ernährung, und der kleine Junge, der eben von ihrem Schoß geglitten war. Er ging auf die Schwester zu und gab ihr die Hand. Er trug Jacke und Kniehosen von rotbraunem englischem Leder mit vier Knöpfen von einer alten Uniform seines Vaters, aber nur der oberste war geschlossen; und um den Kragen der Jacke lag ein schmaler, weißer Streifen von Leinen. Das helle Haar, das die Witwe selbst beschnitt, war rund um den Kopf weggestutzt; dadurch bekam das

blasse Gesicht etwas ländlich Schlichtes und Derbes. Er zog die Hand, die die große Schwester ihm reichte, näher an sich heran, daß die Schwester durchaus niederknien mußte, um ihn zu begrüßen. Nun fiel der Schein der Lampe voll auf ihr helles Haar. Er legte den Arm um ihre Schulter und sagte: „Was bist du für ein großes Mädchen, und was hast du für vieles und helles Haar! Zeig' mir mal, wo hast du dir die Flechte abgeschnitten?"

Sie zeigte die Stelle am Hinterkopf.

„Und warum hast du das getan?"

„Es war mir zu schwer," sagte sie mit leisem Stolz. „Ich konnte es nicht bändigen."

„Du bist ein großes, starkes Mädchen," sagte der kleine Junge.

„Das bin ich; das habe ich von Mutters Geschlecht."

„Und ich finde, daß du schön bist," sagte er.

„Das finde ich auch," sagte sie, und es wollte ein leises glückliches Lächeln über ihr Gesicht ziehen. Aber da dachte sie, daß die meisten jungen Männer ihres Alters gefallen waren, darunter auch einer, den sie lieb gehabt hatte. Ihr Gesicht wurde plötzlich unsagbar traurig. „Wer freut sich daran?" sagte sie leise. Sie ermunterte sich aber rasch und sagte: „Komm, nun wollen wir Abendbrot machen."

Sie standen alle drei auf und gingen nach der Küche, und holten einen schmalen Laib Brot und etwas Fett und eine Kanne dünnen Kaffee; und aßen und tranken, so viel der geringe Vorrat erlaubte.

II

Der Kranke

Einige Wochen später bekam die Witwe die Nachricht, daß ihr Sohn, der Gefangene, zurückkäme. Er wäre mehrere Monate erkrankt gewesen und so hätte sich seine Heimkehr verzögert.

Sie waren alle drei auf dem Bahnhof, um ihn zu empfangen, und erschraken sehr, da sie ihn sahen. Er war immer schlank und schmal gewesen; aber nun war er von der heißen Sonne jenes trocknen Landes wie ausgedörrt, nichts als Knochen und Sehnen; dazu hatte er eine seltsam steile und steife Haltung mit zurückgebogenem Kopf und sah grade vor sich wie ins Weite. Als sie ihm entgegentraten, erkannten sie zu ihrem Jammer, daß er, wenn nicht völlig erblindet, so doch fast ein Blinder war. Seine heitern, blauen Augen, die die Mutter im Geist gesehn, so oft sie an ihn gedacht hatte, waren trübe und sahen unstet gradeaus, als sähen sie nicht feste Dinge, sondern in lauter wallende und rollende Nebel. Sein Gesicht, das, als er vor fünf Jahren in den Krieg gezogen, lauter leuchtendes Leben und Menschenglauben gewesen, war wohl noch jung, auch noch schön; aber es war, als wenn es erkaltet wäre. Über die rechte schmale Schläfe lief die Narbe der Wunde, die er bei der Gefangennahme bekommen hatte, als eine Höhlung, als hätte man da einen kleinen Finger hineingedrückt. Als er die Hand seiner Mutter fühlte, sagte er tonlos, doch nicht unfreundlich: „Das bist du, Mutter," und als er die warme Mädchenhand fühlte: „Bist du auch gekommen, Liesbeth? Ich kann sehn, wie groß und breit du geworden

bist." Und als der kleine Otto nach seiner Hand griff: „Und das ist Lütte Witt. Sieh, du bist gewachsen!" Dann zuckte es einen Augenblick um die schmalen und blassen Lippen. „Ihr müßt mich in die Mitte nehmen," sagte er, „sonst habe ich Angst, daß ich umfalle. Ich bin einige Male umgefallen. Das kommt von der Kopfwunde. Auch daß ich so schlecht sehe, kommt von der alten Wunde."

Sie nahmen ihn in die Mitte; und so ging er in seiner steifen Haltung, fast ein wenig hintenüber geneigt, hager und blaß, das feine Gesicht ins Leere gerichtet, den Schirm der Feldmütze dicht über den Augen, in ihrer Mitte und nach Hause.

Sie führten ihn am andern Tag in die Klinik zum Nervenarzt, der einen Augenarzt hinzuzog. Die beiden untersuchten ihn und fragten ihn nach allem. Er erzählte spärlich, stockend und wie widerwillig von seiner Verwundung, seiner Arbeit in der blendenden Sonne, seinen Zuständen. Als sie weiter nachfragten, wie das Sonnenlicht jetzt auf ihn wirke, sagte er mit tonloser Stimme und einem feindlichen Ausdruck im Gesicht, daß er die Sonne nicht möge, daß sie ihn steche und ihn umstieße, und daß er auch tatsächlich einige Male umgefallen wäre. Sie versprachen, ihn weiter zu beobachten, verordneten dies und das, und entließen ihn. Sie riefen dann noch die Mutter zurück und sagten, sie möchte nicht nur seinen körperlichen Zustand genau beobachten, sondern ihn auch belauschen, damit vielleicht einige seelische Unstimmigkeiten, die da wären, in Einklang gebracht würden.

In der Nacht — sie hatte die Tür nach ihrer Stube offen gelassen — stand die Mutter einige Male auf, trat

an sein Lager und horchte. Er lag auf dem Langstuhl, da er sich geweigert hatte, in einem Bett zu liegen. Sie fand ihn nach der Ermüdung der Reise und der Erregung des Wiedersehns in tiefem, tiefstem Schlaf; er war wie tot. Gegen Morgen hörte sie ihn reden und ging wieder leise hinein, und hörte ihn in fremder Sprache einiges sagen, was sie nicht verstand. Er erwachte dann, als es schon heller Tag war, bestand darauf, sich selbst anzukleiden, was er mit der Sachlichkeit eines Soldaten tat, und setzte sich dann ans Fenster, stand zuweilen auf, und setzte sich wieder, und verbrachte so den ersten Vormittag. Die Mutter setzte sich mit ihrer Näharbeit zu ihm und brachte zuerst die Rede auf den toten Vater. Er hörte still zu, die Augen vor sich auf dem Nähtisch, dessen Umrisse er zu sehen schien; denn seine Augen umglitten ihn, als suchten sie, ihn deutlicher zu sehen. Darauf fing sie vorsichtig an, ihn über seine Erlebnisse auszufragen, um seiner Seele auf den Grund zu kommen; denn es hatte sie über die Maßen erschreckt, daß seine Rede, wie es schien, all ihr inneres Leuchten verloren hatte. Sie fragte ihn nach jedem Ort seiner Gefangenschaft, was er da hätte arbeiten müssen und wie Essen und Behandlung gewesen wären; und spähte und horchte nach Gesicht und Stimme, als wäre sie ein Jäger hinter dem heimlichsten Wild. Er aber antwortete nur das Notwendigste in wortkarger, gleichmütiger Weise. Als sie mit ihren mühsamen Fragen bei den letzten beiden Jahren ankam, die er in Marokko zugebracht hatte, wurde er fast stumm. Mit viel vorsichtiger Mühe erfuhr sie, daß die Nahrung gering gewesen wäre, die Arbeit schwer und die Hitze groß, und daß mehrere gestorben wären. Als sie aber anfing, ihn zu fra-

gen, wann und wie er zuerst gemerkt hätte, daß seine Augen litten, sagte er wieder etwas Allgemeines über den blendenden Sand, und schwieg dann wieder ganz, so wie er vor den Ärzten geschwiegen hatte, und fuhr mit den trüben Augen in der Stube umher.

Als die Mutter das sah, fiel es ihr allzuschwer aufs Herz, da sie im Geist seine frühere Erscheinung sah und seine strahlenden schönen Augen; aber mehr noch, da sie sich erinnerte, wie glücklich seine Stimme und wie lächelnd sein Mund gewesen war. Jedes Wort aus seinem Mund war ein Siegeslied gewesen. Und sie schluchzte heiß auf.

Er hörte es und horchte und schwieg eine Weile, indem er vor sich in den Nebel starrte, der vor seinen Augen lag. Dann sagte er mit mutloser Stimme, daß er ja freilich als ein Wrack nach Hause gekommen wäre; daß sie aber doch hoffen wollten, daß sein Zustand sich allmählich bessern würde.

Nachdem sie so den Vormittag verbracht hatten, indem sie ihn auszufragen suchte, fragte sie ihn am Nachmittag, ob sie oder der Kleine ihm etwas vorlesen sollte. Sie hätten ja noch Vaters Bücher, und er hätte ja Uhlands und Schillers Gedichte so sehr geliebt. Aber er sagte mit einem herben Zug um den feinen Mund, daß er das nicht hören möge. Sie nannte ihm einige andere Bücher von derselben Art; aber er lehnte auch die ab. Als sie ihn fragte, was er denn wohl hören möge, da ein freundlicher Nachbar Bücher verschiedener Art besäße und angeboten hätte, fragte er nach Büchern über die Schuld am Kriege und über Wilsons Versprechungen und über die Ursachen der Niederlage und der Revolution. Sie erbat und erhielt einige die-

ser Broschüren und Bücher, die damals fast wöchentlich erschienen, und las ihm vor; und er hörte einige Stunden aufmerksam zu. Die Gefangenen hatten alle diese schweren Begebenheiten und diese Klagen und Anklagen wohl immer und immer wieder unter sich beredet; aber ihre Unterredungen waren grund- und richtungslos gewesen, da sie ohne sichere Kenntnisse gewesen waren. Danach ermunterte sie ihn, nach dem Gebot des Arztes, einen Spaziergang zu machen, und er ging auch darauf ein; und ging zwischen ihnen durch die große Ahornallee, unter der dunkelgrüne Schatten lagen. Der Kleine erlebte diesen Tag mit, da er wegen Kohlenmangels Ferien hatte. Er ging neben dem Bruder her, seine Hand fest umfassend.

Die Witwe hatte hinter dem Hause ein kleines Gartenstück und sagte wie von ungefähr, daß es noch gegraben werden müsse, daß aber der Mann, der es sonst getan hätte, noch keine Zeit hätte. Wie sie gehofft hatte, stand der Heimgekehrte auf und bat, ihm einen Spaten zu geben. Als sie ihm den gegeben hatte und mit ihm an die Stelle gekommen war und ihm die Grenze des Stückes gezeigt hatte, tat er die ersten Stiche, wobei sie sich wunderte, wie gut er mit dem Spaten umzugehen verstand. Als sie ihn dann aber allein lassen wollte, hörte er auf zu arbeiten, sah sich unruhig um und fragte dann, ob sie noch die langen Bohnenstangen unter dem Hausdach liegen hätte. Als sie das bejahte, ging er selbst hin, vorsichtig tastend, und nahm sich eine der Stangen, kam ebenso wieder zurück und steckte sie neben sich in die Erde, und sagte mit einem kleinen Versuch zu lächeln, daß er ohne ‚Wachtmann' neben sich nicht arbeiten könne; es käme der Schwindel über ihn. Dann

fing er an zu graben, langsam, aber tief und sehr ordentlich, wobei er, sowie er weiterkam, den langen Stock neben sich in die Erde stieß. So verbrachte er vier oder fünf Tage, während welcher ein sonnenloses, graues Wetter war, das zu Regen neigte.

Als am fünften Tag, während er beim Arbeiten im Garten war, die Sonne durchkam, arbeitete er erst ruhig weiter; aber dann sah sie, wie er plötzlich den Spaten in die Erde stieß und mit langsamem Gang quer über das Stück auf die Haustür zukam, aufgeregt mit sich redend. Als sie rasch aufstand und ihm in der Haustür entgegentrat und seinen Arm faßte, zuckte er am ganzen hagern Körper und hielt sich mit Mühe aufrecht, und stieß mit mutloser, gurgelnder Stimme Scheltworte aus, deutsch und französisch durcheinander, wie gegen ein lebendes Wesen, das ihn in seiner Arbeit gehindert und ohne Grund beleidigt und gestört hätte. Die Witwe wußte nicht, wer dies Wesen war, bis sie allmählich merkte, daß es die Wintersonne mit ihrem ersten warmen Schein war, die ihn so verletzte und ängstigte. Als sie die Vorhänge an den Fenstern herunterließ, beruhigte er sich. Er konnte dann auch wieder vertragen, daß sie ihm vorlas; und ließ sich am folgenden Tag auch von seinem kleinen Bruder eine kleine Erzählung vorlesen. Aber er war, solange die Sonne schien, nicht zu bewegen, hinauszugehen und den täglichen Spaziergang zu machen.

Am Sonntagvormittag, als die Mutter in der kleinen Küche sich viel Mühe machte, um aus den geringen Vorräten, die sie besaß, ein dürftiges Mittagessen zu machen, ging die Schwester zu ihm hinein, ihm die Zeit zu vertreiben. In dem Gedanken, daß es Sonntag wäre, fragte sie

ihn, nachdem sie ihm von ihrer täglichen Arbeit im Geschäft erzählt hatte, ob sie ihm etwas vorlesen sollte, ob sie ihm das ‚Lied von der Freude' vorlesen sollte, das er früher so geliebt hätte, oder ein Stück der ‚Bergpredigt'. Sie könne noch immer so lesen, sagte sie mit einem leisen Lächeln, wie sie es als Schulmädchen getan hätte, worüber er sie so oft geneckt hätte: jede der Seligpreisungen mit neu gehobener Stimme.

Er schüttelte den schmalen Kopf; und nach einer Weile des Schweigens und Überlegens — wie es schien — fing er an, ihr auseinanderzusetzen, daß diese ganze Auffassung der Welt und des Lebens, die er ja früher gehabt hätte, ein Unsinn gewesen wäre; daß es ein Unfug wäre, ja, ein Verbrechen, die Jugend zu lehren, daß hoher Glaube und hohe Gesinnung das einzig Wirkliche und Wahre wäre. Es wäre doch klar am Tage, daß die Schöpfung nichts weiter als eine bunte wilde Sinnlosigkeit wäre, nichts anders als ein zweckloses Lachen und sich Fürchten, Quälen und Morden, ob auf den Schlachtfeldern von Frankreich und Rußland oder in den Urwäldern Afrikas. Der Mutter, die zu alt dazu wäre, möge er so etwas nicht sagen; aber sie, die jung wäre, müßte die Wahrheit erkennen und in ihr Leben aufnehmen; er wolle auch ebenso mit dem kleinen Bruder reden.

Das schöne Mädchen erschrak so, daß sie verstummte. Denn obgleich sie, wie die Masse der gesunden Mädchen, hauptsächlich irdisch fühlte und an ihrem Körper und seiner Erscheinung ihre Hauptfreude hatte, so fühlte sie doch, daß im tiefsten Grund ihres Wesens ein schöner Glaube an ein ewiges Heiliges lebte. Sie war aber zu ungewandt und

ratlos, um dies Gefühl mit Worten zu verteidigen; ihre nordische Natur war auch zu keusch und scheu, von sich selber aus über diese Dinge zu reden. Sie sagte nach einem langen, bangen Schweigen nur das kurze Wort: „Aber Vater glaubte es alles."

„Ja," sagte er, „Vater war in diesem Irrtum groß geworden; und war dabei geblieben."

„Aber aus diesem Irrtum heraus," sagte sie leise, während ihr heiße Tränen in die Augen schossen, „war Vater so gut und lieb; jedes Wort von ihm war Güte und Sonne."

Als Bruder Gerdt das Wort Sonne hörte, nahm sein Gesicht den bangen, kläglichen Ausdruck an, den auch die Mutter schon gesehen hatte. „Ja," sagte er, „so ist es. Es war ‚gut und lieb'," er sagte die Worte mit bitterm Ton —; „aber es war eben Täuschung. Und das Wichtigste, was man zu tun hat, wenn man noch jung ist, muß sein, daß man sich von dieser Generaltäuschung des Lebens freimacht, und an nichts mehr glaubt und nichts mehr hofft."

Die Schwester konnte seine Worte, und fast mehr noch sein Gesicht mit den trüben Augen, die ziellos im Zimmer umherflogen, nicht mehr ertragen. Sie stand mit einem heftigen Aufschluchzen, das in der Kehle stecken blieb, auf und ging aus der Stube.

In der Küche, als die Mutter ihr verstörtes Gesicht sah und sie fragte, brach sie in trostloses Weinen aus und erzählte, was sie erlebt hatte.

Da wurde der Witwe bewußt, daß ihr ältester seiner Knabe nicht allein als ein fast Blinder und Irrer, sondern auch als ein seelisch ganz Gebrochener zurückgekommen wäre. Dies letztere schmerzte sie bei weitem am meisten;

denn der Glaube an das Gute und Schöne, das sie im Leben mit ihrem Mann kennen gelernt hatte, war ihrer schweren, nordischen Seele das heilige Licht des Lebens geworden. Sie legte den Kopf, der im Laufe der letzten Jahre grau geworden war, auf den Tisch und weinte bitterlich.

Sie standen nun alle drei um den Kranken und beobachteten seinen Zustand und seine Gedanken, sprangen heran, wenn er irgendeiner Hilfeleistung bedurfte, sorgten um ihn, und gaben ihm ein besonders gutes Frühstück und Vesperbrot, das er allein aß. Sie hatten kein Geld, sich satt zu essen, und waren blaß und matt; aber sie sprachen untereinander nicht davon und taten vor dem Kranken, als hätten sie genug. Er fühlte aber bald, wie es stand, und hielt mit dem eignen Essen inne und suchte zu sehen und zu horchen, ob sie auch äßen, und sagte, es wäre nicht nötig, daß er sich satt äße, denn er wäre unnütz; sie aber müßten tüchtig essen. Sie taten weiter alles mögliche, um ihn zu täuschen. Er blieb aber mißtrauisch und aß nicht mehr so viel, wie in den ersten beiden Wochen, als der wildeste Hunger ihm noch in den Gliedern saß.

Das Liebste war ihm, wenn die Mutter ihm vorlas, und zwar jene Bücher harten, ja bittern Inhalts. Sie las diese Bücher zwar nicht mit Widerwillen — denn sie hatte sich nicht vor der Wirklichkeit verschlossen —, aber doch mit schwerem, innerm Widerstreben und Widerstand, zumal sie wußte, daß auch er solche Bücher früher nicht geliebt hatte. Aber nun wühlte er in diesen harten Trostlosigkeiten, ja Grausamkeiten, als in einer neu entdeckten Erde, und konnte mit leisen Ausrufen voll bitterer Genugtuung die stärksten Stellen unterstreichen, wobei sie wohl merkte, daß

er das meiste der Bitterkeit, die in ihm war, noch vor ihr verbarg. Er hatte sich schon als Schüler für das Wesen der Völker und Menschen interessiert und neben dem eignen Volke besonders das französische geliebt und zu erkennen versucht. Nun las er, was er über die Geschichte der beiden Völker bekommen konnte, besonders gern jene Artikel und Broschüren, in denen sie sich nach dem Krieg selbst oder gegenseitig mit jedem Haß oder Vorwurf belegten. Er las dies alles nicht, um Klarheit zu bekommen — als einer, der dem Vaterland und dem Weltlauf jahrelang fern gewesen war, und als ein junger Mensch, der den ernsten Willen und Wunsch hat, nach gewonnener Erkenntnis am neuen Aufbau und einer bessern Zeit mitzuhelfen — sondern in einer bittern Genugtuung an all diesen Menschlichkeiten und Elendigkeiten.

Die Witwe nährte sich schlecht, fand nachts keinen Schlaf, und wurde von Hunger und Kummer blasser und schmäler. Sie stand oft nachts auf und ging leise in die Wohnstube, wo er auf dem Langstuhl lag. Er lag dann meistens in bleiernem Schlaf, wie hingeworfen von vergangenen Nöten und gegenwärtigen Qualen. Einige Male hatte sie ihn im Schlaf sprechen gehört und war aufgefahren, und hatte mit verhaltenem Atem gehorcht, um zu verstehn, was er sagte. Es war ihr dann, als wenn ein Geheimnis in ihm wäre, und als ob, wenn nicht für seine lieben Augen ... so doch für seine Seele Heilung wäre, wenn man es entdeckte. Eines Nachts, da sie ihn unruhig murmeln hörte, und erwachte und an sein Lager schlich, hatte sie das Glück, zu hören, was er sagte. Er sagte in dem verschlafenen, geistlosen Tonfall der Träumenden, aber mit

einer seltsam qualvollen und trotzigen Art eine ganze Reihe von deutschen und französischen Worten, die sich ihrer mütterlichen Not, wie mit Feuer eingebrannt, einprägten, und die sie sofort niederschreiben konnte und mit Liesbeths Hilfe, die etwas Französisch gelernt hatte, übersetzte. Der Sinn war etwa: „Ich werde Deutschland doch wiedersehn, und zwar im Glanz ...“ Und: „Tut mit mir, was ihr wollt; ich glaube doch an Deutschland.“

Am andern Morgen, als er nach dem Frühstück nach seiner Gewohnheit grübelnd am Fenster saß, setzte sie sich neben ihn und sagte, indem sie ihr Weinen zu bewältigen suchte: daß er bisher fast gar nichts aus der Gefangenschaft erzählt hätte; und besonders über die Zeit in Marokko, wo ihn die Augenkrankheit betroffen hätte, ganz und gar geschwiegen hätte; daß solches Schweigen nicht gut wäre; daß es sein Herz belaste. Daß sie zuweilen das Gefühl hätte, als wenn er ein Geheimnis verberge, das ihn bedrücke und das darum seine Heilung verhindre oder doch verlangsame. Wenn er es auch keinem andern sagen möge, so solle er es doch seiner lieben Mutter sagen, die so gern alles mit ihm tragen wolle.

Als er schweratmend geschwiegen und dann den Kopf geschüttelt hatte, sagte sie ihm, was sie diese Nacht erlebt, und die Worte, die sie gehört hatte.

Er hörte mit verhaltenem Atem zu, mit den Augen in der Weise der Blinden hin und her fahrend; um seinen Mund zuckte es schmerzlich. Als sie geendet hatte, und ihre Bitte wiederholte, schüttelte er den Kopf und sagte in der gehaltenen, etwas seelenlosen Weise, die er immer hatte, daß es ihm widerstrebe, daß es auch keinen Sinn hätte,

Einzelheiten aus der Gefangenschaft zu erzählen. Sie wisse ja ... das ganze Land wisse ja ... daß einzelne Franzosen grausam gegen Gefangene gewesen wären, daß es aber sicher auch grausame oder feige Deutsche gegeben hätte. Warum solle er ihre Kümmernisse durch besondere Erzählung noch vermehren? Ein Geheimnis hätte er nicht.

Da sie sich nun nicht weiter zu helfen wußte und doch in ihrer mütterlichen Sorge deutlich fühlte, daß da eine Not in ihm war, die schweigend nach Erlösung schrie, überwand sie ihre nordische Scheuheit, der es unsagbar schwer wird, das Geheimste und Heiligste in Worten zu sagen, und bat ihn, mit ihr zusammen ein Vaterunser zu beten, damit sie beide in den heiligen Bitten eine Erlösung empfänden. Er fühlte, wie schwer ihr diese Worte wurden, und wurde blaß vor innerer Not, und es schien einen Augenblick, als wollte er seinen Mund auftun; aber dann schloß er doch die feinen, zitternden Lippen, faltete wie ein Kind die Hände und hörte das Gebet an, das sie mit leiser, fester Stimme sprach. Die Tränen rannen ihnen beiden über die Wangen. Als sie zu Ende war, küßte er ihre Hand und dankte ihr. Aber er schwieg.

Als sie in die Küche kam, stand der kleine Otto da — er hatte die ganze Zeit da gestanden — und sah seine Mutter mit großen, fragenden Augen an, und sah die heilige Bewegung, und zugleich die Qual der Hoffnungslosigkeit in ihrem mütterlichen Gesicht. Er legte den Arm um sie und drängte sie nach dem Stuhl am Küchentisch, wo er, seit der Bruder zurückgekommen und die Wohnstube bewohnte, auf ihrem Schoß zu sitzen pflegte, und fragte sie, was geschehen wäre.

„Es ist traurig," sagte die Witwe, „daß ich ihn nicht bewegen kann, sein Geheimnis auszusprechen, und daß ich ihm auch sonst in keiner Weise helfen kann. Ich bin doch sonst kräftig und groß genug und habe manches erreicht, besonders bei meinen Kindern. Einmal kam er aus der Schule nach Haus — mir ist, als wäre es gestern — er war so dreizehn oder vierzehn Jahre alt, da war er sehr traurig. Da bat ich ihn und drang in ihn und schmeichelte ihm; aber er wollte es mir nicht sagen. Er schämte sich so sehr, das war es. Aber zuletzt, da ich sagte, daß ich die ganze Nacht nicht würde schlafen können, sondern immer liegen und Gott bitten würde, daß er mir sage, was ihn so todtraurig mache, gestand er es mir. Und was war es? Ein schöner und feiner Kamerad, den er sehr verehrte, war mit einem ehrlosen Anliegen an ihn herangetreten. Darüber war er so traurig und schämte sich zugleich seinetwegen, oder wegen des ganzen Menschentums, daß er es niemand sagen mochte. Es ist sicher, er schämt sich auch jetzt um andre, und will es darum nicht sagen, und quält sich damit; und quält sich vielleicht damit zu Tode. Aber das Traurigste von allem — trauriger als diese traurige Sache — ist, daß ich es nun diesmal nicht erreichen kann, daß er es mir sagt. Warum konnte ich es damals erreichen, und jetzt nicht? Aber ich weiß wohl, woher das kommt. Es kommt daher, daß ich kein reines Gewissen habe."

„Ach," sagte der Kleine bedrückt, „daß dir diese Sache so viel Mühe macht."

„In früheren Jahren," sagte die Witwe, „als Vater noch lebte und ich im Glück saß, da wußte ich noch nichts

von einem unruhigen Gewissen und fühlte es noch nicht; aber seit er mit seinem frohen Mut von mir gegangen ist, ist mein Herz wieder dunkler geworden. Ich habe mich in meiner Jugend einmal schwer vergangen, und das habe ich nicht wieder gutgemacht. Das ist es. Eine Schuld ist wie ein lebendes Wesen; es wühlt fort und fort, und hört nicht eher auf, als bis es gesühnt und gelöscht ist. Damals, als er so traurig aus der Schule kam, konnte ich ihm noch helfen, weil ich damals noch meine Sünde nicht erkannt hatte; aber jetzt erkenne ich sie."

Der kleine Junge auf ihrem Schoß schüttelte den blonden Kopf und sagte wieder tadelnd und ein wenig verwundert: „Nein, Mui," sagte er, „daß du so viel Mühe um diese Sache hast!"

„Ja," sagte die Mutter, „wenn ich von rheinischem Blut wäre, wie Vater, oder auch nur zur Hälfte von rheinischem Blut wie du, mein Kind, so würde ich wohl leichter damit fertig werden. Ich würde mir sagen: ‚Du warst noch so jung; und deine Liebe zu dem jungen Wanderer war zu groß; so kam es, daß du so lieblos und treulos gegen Schwester Inge wurdest.' Aber da oben im Norden gibt es viele schwere Gemüter. Ich habe dir erzählt, wie es mit Ricke Tönsen war, dem alten Knecht bei Schwester Inge. Den sah ich zuweilen, wenn er bei seiner Arbeit war, still vor sich hinweinen, und wenn ich ihn fragte: ‚was betrübt dich so sehr, daß du weinst?' dann erzählte er mir, daß er als Kind seiner armen Mutter einmal vier Groschen nicht hatte geben wollen, um die sie ihn gebeten hatte, da sie in Not war. Er hatte gesagt, er hätte sie nicht, obgleich er sie in seiner Lade hatte, auf der er saß, als sie ihn bat. Das

war schon dreißig Jahr her damals, und noch immer quälte es ihn. So sind viele Menschen da oben. Es kommt vom Nebelwetter und dem ewigen Regen und Wind. Vielleicht aber ist es von Gott, weil er solche Menschen in seiner Menschenherde braucht. Und so eine bin ich auch."

„Dann bleibt nichts andres übrig," sagte der kleine Junge mit tapferer Stimme, „als daß du einmal hinfährst."

„Ja," sagte die Mutter, „ich glaube auch, daß es das einzig Richtige ist; ich muß einmal hinfahren. Freilich, ich weiß ja gar nicht, ob sie noch am Leben ist. Zuweilen ist mir, als wenn sie alle drei tot sind, und ich sehe sie in ihren Gräbern, im weißen Hemd, die alten, arbeitsrauhen Hände gefaltet. Aber meistens sehe ich sie noch am Leben. Vielleicht sind sie verarmt, wie so viele in dieser Zeit, und hocken in einer armen und kalten Stube beieinander. Und dann gehen ihre Gedanken zurück durch das Leben, durch das arme, freudlose, mühselige Leben; und dann kommen ihre Gedanken auch zu mir, und dann werden ihre stillen Gesichter noch trostloser und unglücklicher; denn sie denken daran, wie gedankenlos und treulos ich sie verlassen habe. Sie waren alle drei so gut zu mir. Von Schwester Inge brauche ich das ja gar nicht erst zu sagen; das ist ja selbstverständlich. Wie sollte sie, die Vater- und Mutterstelle an mir vertrat, nicht gut gegen mich gewesen sein! Aber auch die beiden alten Dienstleute waren gut zu mir. Wie viel Spielzeug hat der alte Kicke mir gemacht, obgleich seine alten Hände für so kleine Dinge viel zu verarbeitet waren. Und wie treu sorgte die alte Fia für mich! Ich erinnere mich, wie sie mich einmal im Küchenschrank versteckte,

als ich mit schmutzigem Kleid nach Haus gekommen war . . ."

„Warst du denn bange vor Schwester Inge?" fragte der kleine Junge, „daß sie dich verstecken mußte?"

„O nein," sagte die Witwe. „Wie sollte ich bange vor Schwester Inge gewesen sein? Es war nur Spaß, daß sie mich versteckte."

„Es ist ganz klar," sagte der kleine Junge, „daß du hinfahren mußt. Du mußt hinfahren und zu Tante Inge sagen, daß es dir leid tut, daß du so gedankenlos weggegangen bist."

„Ja," sagte die Mutter, indem sie mit stillen Augen vor sich hinsah, „ich sehe mich ordentlich, wie ich die große Pappelallee entlang gehe. Ich muß meine alte Regenkappe aufsetzen, in der ich vor dreißig Jahren fortging, denn es ist da immer Wind oder Regen. Und dann öffne ich die Tür, und die Glocke läutet ganz laut, und es hallt in der großen mächtigen Diele. Und dann mache ich die Tür hinter mir zu; denn Schwester Inge hat ihre Eigenheiten, und darunter ist die, daß sie nicht mag, daß jemand in der halboffnen Tür steht. Und dann kommt sie aus der Stube oder vielleicht aus der Küche mit ihrer großen, etwas hagern Gestalt und ihrem langen jungen Schritt und sie erkennt mich nicht. Und dann sage ich: ‚Schwester Inge, ich komme . . . ich habe gesündigt an dir und an diesem Hause, das mich so freundlich aufgenommen hat, als ich ein elternloses Kind war. Es ist kein Wunder, Schwester Inge,' werde ich sagen, ‚daß du, wie ich höre, in ein eisiges Land gekommen bist; wahrhaftig, es ist kein Wunder, wenn deine einzige Schwester sich so treulos gegen dich benahm. Ich, ich

habe das verschuldet; was du getragen hast.' Genau so, wie die Worte im Gesangbuch stehn, werde ich es sagen. ‚Ich bin gekommen,' werde ich sagen, ‚daß du mir vergibst, daß ich wieder ein reines Gewissen bekomme.' Ich denke mir, daß sie sich noch steiler aufrichten wird, als sie schon ging, da sie aus der Küche trat, und mich sehr fremd und hart ansehn wird. Aber wenn ich dann gar keine Verschönerung meines Benehmens vorbringen werde, sondern nur klar sagen werde: ‚Ich habe gesündigt an dir und den beiden alten Leuten, die mit dir leben, an euch allen drei, und an dem alten reinen Haus; ich bitte dich, vergib mir,' dann glaube ich doch, daß sie sich mit mir versöhnen wird, obgleich sie durch meinen Fortgang und durch schwere Schicksalsschläge so verhärtet ist."

„Ja," sagte der kleine Junge, der still zugehört hatte, „ich sehe, es geht nicht anders, du mußt zu ihr fahren, sobald es irgend angeht."

„Ja," sagte die Mutter, „ich muß hinfahren und diese Sache aus der Welt bringen. Solange dein Vater mit seiner sonnigen Natur mit mir lebte und wir alle miteinander gesund und glücklich waren, da fühlte ich den Schmerz um Schwester Inge nicht so, obgleich er mir immer am Herzen nagte: immer, sobald ich allein war. Aber seit ich einsam geworden bin, seitdem Vater tot ist und Gerdt so krank, quält es mich über die Maßen. Ich muß hinfahren und mir die Versöhnung holen. Wenn ich sie bekommen habe, dann habe ich endlich ein ganz reines Gewissen."

„Ja," sagte der kleine Junge, „und dann kommst du wieder. Und dann kannst du Gerdt helfen."

„Ja," sagte die Witwe, „dann kann ich Gerdt helfen.

Ich merke ganz deutlich, daß es mein unruhiges Gewissen ist, daß ich keine Kraft in der Seele habe. Wie kann ich, ein Mensch, der kein reines Gewissen hat, starke Dinge tun? Aber dann, wenn Schwester Inge mir vergeben hat, wenn sie mir auch nur die Hand gegeben hat und mich ein einziges Mal wieder ‚Schwester' genannt hat, dann kann ich Gerdt helfen. Ich kann ihn dann mit Kraft aus dem Abgrund reißen, in den er hineingefallen ist."

Als die Mutter so weit war, kam wieder der Augenblick, wo der kleine Junge auf dem weichen Lager in Mutters Arm müde und still wurde. Und als er still war, und sie allein mit ihrer Seele weiter redete und grade sagte: „Jetzt kann ich noch nicht reisen; nein, jetzt kann ich noch nicht reisen. Ich darf Gerdt jetzt nicht allein lassen und auch den Kleinen nicht, und woher soll ich auch das Geld zur Reise nehmen?" ... da kam wieder die lautlose Stimme an ihr linkes Ohr und sagte: „Du solltest doch lieber schon jetzt reisen. Der alte Nachbar wird dir das Geld vielleicht leihen; oder du kannst die beiden silbernen Löffel verkaufen, die ihr noch habt. In dieser wichtigen Sache solltest du nicht zögern. Oder gibt es etwas Wichtigeres, als die Versöhnung mit Schwester Inge? Du kannst ja gar nicht wissen, wie lange du noch lebst."

Da erschrak die Witwe wieder so, daß ihr Atem stockte. Sie sagte: „Es ist doch nicht möglich, daß ich von meinen Kindern fort muß ... meinen Kindern, die in diesem Zustand sind? ... alle drei der Hilfe bedürftig? Und daß ich vielleicht fort muß, ehe ich mich mit meiner Schwester Inge versöhnt habe?"

„Ich sage nicht," sagte die lautlose Stimme, „daß es

so sein wird. Wie sollte ich dazu kommen? Ich bin nicht Gott und nicht der Tod; ich bin nur eine Stimme aus der Dunkelheit. Irgendeine Stimme aus der Dunkelheit. Ich sage nur, daß es möglich ist. Und daß es möglich ist, das weißt du wohl."

Als die Stimme noch so sprach, ging die Haustür, und Liesbeth kam aus dem Geschäft nach Haus. Als sie in die Küche trat, war der kleine Junge hell wach wie gewöhnlich; und sie mußte wieder vor ihm knien; und er strich wieder über ihr Haar und fragte sie, wo genau die Stelle wäre, wo sie ihr Haar abgeschnitten hatte, weil es ihr zu schwer gewesen wäre.

Als sie wieder aufstand, ging ein Zucken über ihr schönes Gesicht und sie sagte: „Sie erzählen in den Straßen, daß die Franzosen vorrücken und allmählich das Ruhrgebiet besetzen wollen, zur Strafe, weil wir nicht bezahlen. Und wir sind so arm," sagte sie bitter, „so arm! Wir haben nicht einmal satt zu essen."

Während sie das sagte, war Bruder Gerdt in der Tür der Stube erschienen und glaubte wohl, daß die Mutter nicht da wäre. — Er sagte mit seiner nörgelnden Stimme und mit bitterm Hohn: „Nun sage doch ... ist nun alles, was wir in der Schule von hohen Dingen gelernt haben, Unsinn oder nicht? Nach all den hohen, hohen Worten von allen Regierenden, nun bald zehn Jahre lang, nichts als Mord, Hunger und Schmutz! Ich begreife nicht, wie es noch Menschen gibt, die noch an das Gute und an Gott glauben! Jetzt bist wenigstens auch du so weit, Schwester Liesbeth!"

Damit ging er wieder in die Stube zurück.

III

Der Einzug der Sieger

Einige Tage nach dieser Begebenheit brach die Mutter unter einem Frauenleiden zusammen, das durch die Entkräftung und den Kummer beschleunigt und vergrößert worden war. Nun aber war damals nach dem Krieg an allem Nötigen der größte Mangel. Es fehlte nicht allein an Brot, sondern auch an Kleidung, Medikamenten, Instrumenten und allem andern. So kamen viele Erkrankungen vor, die im Mangel am Nötigen ihren Ursprung hatten. An einer dieser Mangel- und Schmutzkrankheiten erkrankte nun auch die Mutter. Zu dem Frauenleiden, das sie aufs Lager warf, wurde sie noch von der Gürtelrose befallen, und erkannte am dritten Tag der Erkrankung, daß ihr von Hunger und Kummer geschwächter Körper ihr nicht würde widerstehen können, obgleich der Anfall nicht heftig war.

Als sie zu dieser Erkenntnis gekommen war, rief sie der Reihe nach ihre Kinder an ihr Bett und sagte ihnen die letzten Wünsche.

Sie ließ zuerst den Ältesten kommen und sagte mit schwacher Stimme, zwar verwirrter und oft stockend, aber dem Sinne nach dieses: „Mein Sohn, ich muß sterben und kann dir nicht mehr helfen. Ich werde deinen Geschwistern sagen, daß sie für dich einstehn sollen. Ich hoffe auch, daß sich andre hilfreiche Menschen finden werden, die dich an der Hand führen und dich ermuntern werden. Ich hoffe auch, das Volk werde nicht vergessen, daß du in seiner Verteidigung in jungen Jahren zu Schaden gekommen bist.

Meine größte Sorge aber ist, daß du, der du früher so gläubig und lebensfroh warst, jetzt so ungläubig und bitter geworden bist. Der Zufall oder das Schicksal, oder wie du es nennen willst, ist wie spielig. Den einen beglückt es, gegen den andern ist es grausam. Gegen dich war es grausam. Es ist aber irdisch gedacht, wenn du es dem ewigen Gott als seine Tat, Schuld und Ungerechtigkeit in die Schuhe schieben willst. Es ist, so scheint es, nicht seine Sache, unser Kindermädchen und Schutzmann zu sein, der uns vor Fährnissen behütet, sondern einen Schein vom ewigen Licht in unsern Seelen zu erhalten, zu wecken und zu mehren, bis sie einst ganz durchleuchtet sind. Du bist ein armer Mensch, viel ärmer als die meisten Menschen; du hast wenig mehr als deine Seele. Und nun bist du in Gefahr, daß sie dir verroste und verkomme. Ja, sie ist dir schon verrostet. Mach' deine Seele wieder blank, mein Sohn! Mach' sie wieder von so schönem Licht durchleuchtet, wie du sie einst empfangen hast, damit du sie so wieder an Gott zurückgeben kannst! Du bist eine Ruine. Wie schön kann eine Ruine sein! Welch edle Geschichte kann sie erzählen! Welch ein Beispiel heiliger Würde sein vor aller Augen! Sei eine schöne Ruine, mein Sohn! Glaube an das ewige Gute und Schöne, und sei wahrhaftig, gütig und hilfreich, daß die Menschen sagen: ‚Sieh, wie schön ist er in all seiner großen Not; er ist ein Beispiel für uns alle.' Und nun Gott mit dir, mein Sohn."

Er küßte ihr die Hand, und dankte ihr für alle ihre Liebe; und ging an der Hand der Krankenschwester weinend hinaus.

Darauf ließ sie die Tochter rufen und sagte: „Liebe Tochter, das Leben ist eine einzige gefährliche Zeit; man

muß nicht allein Glück haben, sondern noch dazu vorsichtig und klug sein, daß man es gut übersteht. Ich bitte dich, daß du zwar nicht ängstlich, aber sehr sorgsam und klug mit Leib und Seele umgehst. Ich bitte dich darum, nicht allein, damit du selbst einen ruhigen, bürgerlichen Lebenslauf hast, sondern damit du auch den beiden Brüdern helfen kannst, von denen der eine krank und der andre noch ein Kind ist. Es tut mir leid, daß ich dich, so jung du bist, belasten muß; aber ich kann es nicht ändern. Sei lieb mit beiden; aber mache einen großen Unterschied! Deinen großen Bruder mußt du leiten; er ist ein Halbblinder, nicht allein im leiblichen, sondern auch im geistigen Sinn. Sei ihm eine gütige Führerin. Sieh, mein liebes Kind: wenn das Leben zu Ende geht, so wie jetzt das meine, was hat in den Augen des Sterbenden noch Wert? Das Gute, das er getan und gewollt hat, und das Böse, das er andern Menschen zugefügt hat. Ich sehe die Augen meiner Eltern, die schon lange tot sind, und meiner Schulkameraden und die meines lieben Mannes, eures Vaters, und eure, und die Augen mehrerer andrer freundlich lächelnd auf mich gerichtet. Ich habe ihnen nach der Möglichkeit meiner schweren, scheuen Natur Liebes erweisen wollen. Aber ich sehe leider auch andre Augen, in weiter Ferne, aber gar wohl bekannt, die sind mit großer, ernster Frage auf mich gerichtet, und ich kann auf diese Frage keine richtige Antwort geben. Sieh, das ist das einzige, was in dieser Stunde Wert und Not für mich hat."

Sie schwieg eine Weile, vom Sprechen ermattet. Nachdem die Pflegeschwester ihr den Kopf etwas höher gelegt hatte, konnte sie fortfahren, und sagte: „Während ich dich

bitte, deinen ältesten Bruder zu führen, bitte ich dich, dem kleineren Bruder möglichst seinen eignen Willen zu lassen. Du wunderst dich vielleicht über diesen meinen Wunsch. Aber sieh, ich habe das Gefühl, daß er eine Gabe hat, sich selbst und auch euch weiterzuhelfen, wenn sein kleiner Wille spielen darf, wie er will. Ich habe das Gefühl, daß der Kleine alle deine Sorgen richtig erkennen oder doch fühlen wird, und daß er nachdenken und Wege finden wird, sich und euch zu helfen. Und nun gib mir die Hand. Ich nehme dir kein Versprechen ab, das eine Kette für dein ganzes Leben werden könnte. Ich bitte dich nur: sei klug und gütig! Hilf dem Ältesten und laß dem Jüngsten seinen Willen!"

Als die Tochter mit bitterem Weinen die Stube verlassen hatte, ließ sie den Kleinen hereinkommen und sagte zu ihm, indem sie mit ihrer letzten schwachen Kraft seine kleine Hand umspannte, in der Weise eines Freundes, wie sie so manche Stunde mit ihm geredet hatte: „Lütte Witt," sagte sie, „dein Bruder war früher ein Hochhinaus wie sein Vater und ist nun gebrochen; und deine Schwester ist schwerfällig in der Seele wie ihre Mutter. Du aber bist ein gutes Gemisch von deinen beiden Eltern. So kannst du deinen Geschwistern schon jetzt von allergrößter Hilfe sein. Das Schicksal ist zu mannigfach und du bist zu jung, als daß ich dir sagen könnte: wenn dies eintritt, mußt du so handeln, und wenn jenes sich ereignet, so. Ich begnüge mich, dir zu sagen: Sei sogleich nach meinem Heimgang wieder munter, und trau deiner Natur und tu getrost und mutig, was sie dir eingibt. Ich bin in meiner Witwenschaft viele, viele Stunden mit dir allein gewesen.

Ich habe nicht den Irrtum jener Eltern begangen, welche die Fragen ihrer Kinder nicht beantworten. Ich habe dir alle deine Fragen beantwortet. Ich dachte, ich wäre ein besserer Antworter, als die anspringende tägliche Not und fremde Menschen. Wenn du auch alles nur nach dem Maße deiner kindlichen Jahre aufgenommen hast, so wird doch die Erinnerung an den Klang meiner Worte, an die Form meiner Sätze, und an den Ausdruck meines Gesichts dir helfen, das Rechte und Nötige zu fühlen und zu tun. Ja, du wirst meine Stimme hören; und das wird dir helfen."

Sie hatte dies alles stockend mit wachsender Mühe gesagt. An dieser Stelle mußte sie vor Mattigkeit schweigen. Dann gewann sie noch so viel Kraft, daß sie noch sagen konnte: „Ich habe mit niemandem über meine Sache mit Schwester Inge gesprochen, als allein mit dir. Ich kann nun nicht mehr zu ihr gehn und mir ihre Vergebung holen; und das bedrückt mich schmerzlich. Und so habe ich eine Bitte an dich: wenn ihr wieder zur Ruhe gekommen seid und du das Reisegeld bekommen oder dir verdienen kannst, dann fahr' zu meiner Schwester Inge und hol' mir die Vergebung; denn eher findet meine Seele keine Ruhe, und ruht kein Segen auf euch. Eher haben wir beide auch keine Macht über Gerdts Seele; aber danach werden wir ihm helfen können. Nur wer ein reines Gewissen hat, der hat Macht. Fürchte dich nicht vor dem Leben und nicht vor der Reise, Lütte Witt! Erinnere dich immer alles dessen, was und wie ich es dir gesagt habe! Ich will Gott bitten, daß ich bei dir sein darf, und will dich in allem beraten."

Sie ließ die Hand des kleinen Jungen fahren, da sie

fühlte, daß sie sich beeilen müsse, ihre Hände zum letzten Gebet zu falten.

In derselben Nacht verschied sie.

Sie saßen nun zwei Tage still beieinander in der Küche, während die Mutter zuerst auf ihrem Bett, dann im Sarg in der Wohnstube lag. Bruder Gerdt ging zuweilen, in der einen Hand den Spaten, in der andern den Stecken, der sein ‚Wachtmann' war, in den Garten des Nachbarn, der ihm die Bücher lieh, und half ihm beim Umgraben des Rasens, auf dem er Kartoffeln pflanzen wollte. Liesbeth nähte aus dem alten schwarzen Kleid, das die Mutter sich nach dem Tod des Vaters gemacht hatte, ein Trauerkleid für sich. Dann und wann hob sie den hellen Kopf und sah nach der Tür, hinter der die Mutter lag, und dann in den Nachbargarten, wo der Bruder, die lange Stange neben sich, grub. Dann fühlte sie die Tränen kommen, preßte die Lippen zusammen und suchte sie zu unterdrücken, um mit ihrer Arbeit weiter zu kommen und den kleinen Bruder nicht zu betrüben. Aber dann und wann überwältigte sie der Kummer und sie legte die Hände vor die Augen und weinte tief gebeugt. Der kleine Otto saß in seinem alten rotbraunen Anzug, unterernährt, schmal von Gesicht und mit stillen Augen, ihr gegenüber, und spielte mit den Resten eines alten Baukastens. Aber er war mit seinen Gedanken nicht beim Spiel. Er versuchte, darüber nachzudenken, wie es möglich wäre, munter zu sein und Geld zu verdienen, wie die Mutter gesagt hatte. Aber er kam nach einigem Sinnen immer zu dem Gedanken: ‚Ich will Mui fragen;' er hatte sie ja zu jeder Zeit und über alles gefragt und Antwort bekommen. Dann durchfuhr ihn der jähe Schmerz,

daß sie hinter der Tür daläge, tot und stumm; und er neigte den Kopf; und stand niedergedrückt und trostlos rätselnd vor der Schöpfung und dem Menschendasein, während seine Hände die alten Holzstücke des Baukastens hierhin und dahin setzten.

Am dritten Tag tat er der Schwester, die seine Not sah, allzu leid, und sie schickte ihn hinaus, daß er frische Luft bekäme, und, indem er andre Dinge sähe, seinen Kummer ein wenig vergäße. Sie ermahnte ihn, sich tapfer umzusehn, vielleicht ein wenig zu spielen. Aber um fünf Uhr müsse er wieder zu Haus sein; denn dann sollte die Beerdigung vor sich gehn.

Er ging hinaus und an den Gärten entlang die Straße hinunter, sah dies und das von dem bescheidenen Leben, das da war, atmete hoch und schwer auf und dachte wieder an das Wort der Mutter, daß er gleich wieder tapfer und fröhlich sein müßte. Er versuchte, ihren Wunsch zu erfüllen, und fing an, so vor sich hin zu pfeifen, und wischte dann und wann die Tränen ab, die über die Wangen liefen. Als er bei dem Bäckerladen vorbeikam, fühlte er, daß er hungrig war. Das brachte ihn wieder auf den Gedanken, daß es durchaus nötig wäre, daß er selbst etwas verdiente.

Als er in diesen Gedanken weiterging, traf er am Eingangstor einer Gärtnerei mit dem Hundefuhrwerk zusammen, mit dem der Gärtner das aufbewahrte Gemüse täglich in die Stadt fahren ließ. Er kannte den Jungen, der neben den Hunden ging, und war, als ein Kleinerer, stolz auf die Freundschaft mit dem großen Knaben und den starken Hunden, die er im Gehen zu liebkosen pflegte. Da Mare — so hieß der große Junge — in seinen Augen ein

sehr erfahrener Mensch war, sagte er ihm, daß er wohl Arbeit annehmen möchte.

Der Junge hob die kurze Peitsche und sagte: „Ich will dir was sagen, Lütte Witt: es gibt in der ganzen Stadt für einen ordentlichen Jungen nichts besseres als das Fuhrwesen. Wenn du was unternehmen willst und Mut hast, dann übernimmst du mein Fuhrwerk; denn ich gebe es nächstens ab. Ich gehe zum Kohlenhandel über und übernehme den Araber von Willi ... weißt du, den Gelben. Ich werde jeden Tag durch die ganze Sahara ziehn." Er befand sich immer in der Wüste Sahara, und benannte danach alles, was ihm begegnete. Der Araber war ein alter dicker Pony von schmutziggelber Farbe.

Lütte Witt erschrak. Erstens erschien ihm das Amt zu schwer, da er noch so klein war, kaum zweimal so groß wie die Hunde. Er wußte zwar, daß er gut mit ihnen stände; aber es war das Verhältnis von Freunden; er fürchtete, daß Schwierigkeiten entstehn würden, wenn er ihr Herr werden wollte. Zweitens erschien es ihm bedenklich, ob der Beruf eines Hundefahrers auch ehrenvoll wäre. Er war ein stolzer kleiner Junge und konnte nichts tun, was verächtlich war.

Unterdessen hatte der große Junge schon angefangen, ihm Ratschläge zu geben. „Die Hauptsache," sagte Mare, „ist, daß du schon vorher, ehe sie ausbrechen, merkst, daß es losgeht. Dann reißt du an der Leine, hebst die Peitsche und sagst ein kurzes Wort. Wenn du ein richtiger Hundefuhrmann bist, muß das genügen."

Der Kleine sagte bedenklich: „Aber wenn die Jungen die Straßenköter geradezu auf deine hetzen?"

„Was schadet es, wenn deine dir gehorchen? Habe ich nicht die Peitsche für diese Hyänen?" Er hatte sich zurückgebogen, die Leine straff gezogen und die Peitsche erhoben; seine Augen funkelten.

„Aber wenn nun die Franzosen hierherkommen!" sagte Lütte Witt, „die schlagen die Hunde oder schießen sie tot!"

Aber der Große fürchtete auch das nicht. „Wenn ich nur Herr über meine Hunde bin," sagte er, „was kann mir dann geschehn?"

Dem tapfern kleinen Jungen gefiel das Bild, das er vor Augen sah, und er dachte, er wollte sich wenigstens den Weg offen halten. Er sagte: „Glaubst du denn, daß der Gärtner mich nimmt, obgleich ich noch klein bin?"

„Wenn ich dich empfehle, wird er dich nehmen. Ich werde sagen, daß du ein fixer kleiner Kerl bist ... denn das bist du ... und daß die beiden dich schon gut kennen."

Er verließ die drei und kam zu dem Platz, wo die Straße den früheren Stadtwall quert und am Gebüsch eine große freie Stelle ist, welche die Kinder zu ihrem Spielplatz erwählt haben. Er fand da die ganze Horde seiner kleinen Freunde, und erfuhr als erstes, daß sie noch länger schulfrei sein würden. Sie wußten nicht, warum; aber sie meinten, daß die Franzosen kämen und in ihrer Schule Quartier haben würden. Sie hatten die Kleineren verurteilt, in einem Gebüsch jenseits der Straße die Franzosen darzustellen, und stürmten nun gegen sie an, um den Rhein zurückzuerobern. Die Straße war der Rhein.

Auf einer Bank, die am Gebüsch stand, saßen in großen Wintermänteln zwei junge Männer, denen man Krankheit und Lazarett ansah, feste Handstöcke neben sich. Der eine,

blaß, aber breit und untersetzt, ein Holländer, saß bequem in der einen Ecke, der andre, ein Amerikaner, hager und in halbmilitärischem Feldgrau, lehnte gegen ihn an und hatte, die langen dünnen Beine, übereinander geschlagen, über die andre Lehne gelegt. Sie waren beide an Gelenkrheumatismus erkrankt gewesen und nun in der Besserung, und saßen hier im Windschutz, die erste Frühjahrssonne zu genießen.

Der kleine Junge erinnerte sich wieder, daß die Mutter ihm gesagt hatte, daß er sogleich wieder fröhlich sein sollte und daß es vielleicht am besten gelänge, wenn er mitspielte. So spielte er mit, bis sie den Rhein zum drittenmal wiedererobert hatten und satt davon waren. Da ging er mit einigen andern nach jener Bank, wo die beiden Fremden saßen, und setzte sich neben sie. Der Amerikaner sagte in ungeschicktem, langsamem Deutsch: „Was habt ihr da eben gespielt?"

Sie erzählten es.

„So," sagte der Amerikaner, „und ihr wollt, wenn ihr groß seid, alle gegen Frankreich?"

„Natürlich!" sagten die Jungen.

„Warum wollt ihr denn nicht Frieden mit ihnen?" sagte der Holländer.

Einer der Jungen sagte: „Weil sie uns geschlagen haben." Lütte Witt protestierte und sagte: „Nicht, weil sie uns geschlagen haben, sondern weil sie uns, seit der Krieg zu Ende ist, immerfort quälen und beschimpfen. Beschimpfungen kann man nicht ertragen."

Der Holländer sagte bedrückt: „Seht, so steht es. Was singen die kleinen Mädchen da?" sagte er und zeigte auf

einen Haufen kleiner Mädchen, die im Kreise sprangen und einen Singsang leierten, während in der Mitte ihres Kreises erst eine, dann zwei und drei in hockender Stellung mit den Händen vorm Gesicht saßen.

Lütte Witt sagte: „Hör' zu ... sie singen:

Was tut denn der Lloyd George? °/.
Er denkt darüber nach, °/.
Wie lange denn sein Enkelkind
Wird einstmals hungrig sein.

Was tut der Poincaré? ./°
Er denkt darüber nach, °/.
Wie lange denn sein Enkelkind
Wird einst gefangen sein.

Was tut der Wilson denn? °/.
Er denkt darüber nach, °/.
Wie oftmals denn sein Enkelkind
Wird einst betrogen sein.

Was tun die Herren nun? °/.
Sie wühlen sich ein Grab °/.
Für all ihr Enkelvolk
Und für die ganze Welt."

Der Holländer sagte wieder bedrückt: „Seht, so steht es."

Der Amerikaner sagte: „Woher haben sie den Singsang?"

Lütte Witt sagte: „Sie haben es von einem kleinen Mädchen, das manchmal mit ihnen spielt."

In diesem Augenblick kamen einige Radfahrer in eiligem Lauf die ansteigende Straße herauf und riefen: „Die Franzosen kommen!"

Die beiden jungen Männer riefen ein Wort der Ver-

wunderung, griffen nach ihren Stöcken und humpelten nach der Straße zu. Die Kinder sahen mit erschrockenen Augen die Straße hinab; der Singsang der kleinen Mädchen hörte auf; die meisten liefen mit entsetzten Gesichtern davon. Die andern, darunter Lütte Witt, hielten sich hinter den jungen Männern und erwarteten die Franzosen.

Da war der erste. Ein Radfahrer, in graubraunem wehendem Mantel, wohl ein Unteroffizier; er sah scharf nach allen Seiten auf die Menschen, die da auf den Bürgersteigen und an den Häusern standen und fuhr langsam vorüber. Ein Auto mit zwei jungen Offizieren in golgestickten Käppis und Mänteln von einem besonderen Blau; sie suchten ihren jungen Gesichtern einen Ausdruck von finsterem Hochmut zu geben. Eine Kompagnie Radfahrer; sie schwatzen und grüßen die Kinder; Ordonnanzen und Offiziere jagen im Galopp an ihrer Seite nach vorn. In manchen Gesichtern ein Lächeln, etwas wie ein Wünschen und Werben um eine Erwiderung in den Gesichtern derer, die am Straßenrand stehn; aber in den meisten eine Geste, als ginge es in Kampf und Tod.

Der Kleine stand mitten unter seinen Kameraden, stumm wie sie alle, nichts als Augen, mit denen er auf die vorüberfließende Masse starrte. Wie aus weiter Ferne kamen spärliche Worte des Amerikaners an sein Ohr, der neben ihm stand.

Infanterie ... dahinter, in breiten Reihen mit schmetternder Hörnermusik, Reiter. Unten, die abfallende Straße noch weiter hinab, erscheinen Kanonen; dahinter schleichen und schwanken, wie Urwelttiere, die wieder erstanden sind, dicke Tanks.

Plötzlich hörte man in den kurzen Pausen zwischen den schmetternden Tönen der Hörner den klaren, seltsam sichern, eintönigen und eindringlichen Ton einer kleinen Glocke.

Der kleine Junge hörte den Ton, zuckte zusammen, und sagte mit stockender Stimme zum Amerikaner: „Weißt du, was die Uhr ist?"

Der Amerikaner sah auf ihn herab, sah das blasse, erschrockene Gesicht und sagte, indem er nach der Uhr sah, „warum?"

„Ich soll meine Mui begraben. Genau um fünf."

„Die Uhr ist fünf, mein Junge."

Er stob durchs Gebüsch und über den Rasen, wieder durchs Gebüsch, sah das Häuschen da noch ziemlich weit weg liegen, und im nächsten Augenblick einen Leichenzug nicht mehr fern sich entgegenkommen. Er stockte jäh im Lauf, ging ein wenig hinter ein Gebüsch zurück und ließ den Sarg vorüberfahren. Dicht hinter dem Sarg sah er seinen Bruder in seinem abgetragenen feldgrauen Anzug mit Ledergamaschen — einen andern hatte er nicht — sehr grade und steil, die trüben Augen vor sich auf den Sarg gerichtet, dessen Umrisse er zwischen den schwarzen Vorhängen des Leichenwagens erkennen mochte. Er ging zwischen der Schwester und dem Pfarrer. Dann kamen da noch fünf oder sechs Nachbarn in hohen schwarzen Hüten. Er kam mit Herzklopfen und großen Augen, in denen eine ganze Welt von unruhigem Weh stand, hinter den Bäumen hervor, faßte die Hand der Schwester und ging mit. Er hörte den Pfarrer leise sagen: „Wie seltsam, daß die alte Kapelle läutet. Hören Sie die Glocke? Haben Sie sie bestellt?"

Die Schwester schüttelte den Kopf.

„Diese kleine Glocke," sagte der Geistliche, „hat schon viel erlebt. Sie ist die älteste in der ganzen Stadt, wohl tausend Jahre alt." Er bog sich zur Seite nach vorn und sagte: „Wir werden noch Mühe haben, durchzukommen."

Nun war die Infanterie heran. Einige Soldaten sahen neugierig nach dem kleinen stillen Zug; die meisten blieben in dem lebhaften Plaudern, das ihre Reihen erfüllte. Mit schmetternden Fanfaren nahten die Reiter, blaugraue Mäntel um die Schultern; ihre Musik dröhnte, krachte und jauchzte. Aber wo sie einen Augenblick schwieg, zwischen den Tönen, hörte man den hellen, eindringlichen Klang der kleinen Glocke über das Gebüsch weg. Langsam, schwer stoßend und rumpelnd näherten sich leichte Kanonen, von Pferden gezogen, dahinter wälzten sich Tanks. Es gab eine Stockung. Der kleine Zug mußte halten, bedrängt von der bunten, machtvollen Masse, die sich langsam vorwärts schob.

Einige Offiziere hielten geduldig auf ihren Pferden; die meisten, in der Einbildung von Kampf und Not, machten, je größer das Gedränge wurde, um so herrischere Gesichter. Durch all das Stampfen, Rollen und Traben und den nahenden Hörnerschall klang der ruhige, bedachtsame, seltsam eindringliche Ton der kleinen Glocke übers Gebüsch. Es war ordentlich wie Rede und Gegenrede und wie ein Wettstreit in Worten.

„Hört unsern stolzen Klang!" schrien die Hörner. „Wir gehn in Schlacht und Tod!"

„Nein," sagte die kleine Glocke, „was ihr da redet! Seht ihr denn nicht, daß dies Volk ganz ohne Waffen ist, und dazu noch verhungert und in sich zerrissen? Ich muß

sagen, ich finde euren gewaltsamen Aufzug und Lärm ziemlich unpassend."

„Hört ihr?" riefen die Hörner, „wir gehn vorwärts zu Sieg und Eroberung! Wir sind die Herren dieses Landes!"

„Ach," sagte die kleine Glocke, „genau so zogen vor neun Jahren die Deutschen in euer Land hinein; mit demselben Lärm und denselben finsterstolzen Gesichtern. Dann aber mußten sie zurück, durch dieselben Städte, geschlagen und traurig."

„Wir gehen nicht wieder zurück," schrien die Hörner. „Wir ziehn noch weiter, weiter!"

„Ich bin schon sehr alt," sagte die kleine Glocke. „Ich habe euch mehr als fünfmal hindurch ziehn sehn; aber jedesmal mußtet ihr wieder zurück. Laut rufend zogt ihr ostwärts; aber nachher schlicht ihr blutig und zerschlagen, an den Hauswänden entlang, wieder nach Westen. Fünfmal habe ich es gesehn."

„Sieg! Sieg!" schrien die Hörner.

„Auf wie lange?" sagte die kleine Glocke. „Deutschland siegte das letztemal auf fünfzig Jahre. Auf wie lange werdet i h r siegen?"

„Wir haben gesiegt! Gesiegt!" riefen die Hörner.

„Habt ihr schon?" sagte die kleine Glocke. „Ich denke, was bis jetzt geschehn ist, war nur ein Vorspiel. Rußland-Asien stürmte von der einen und Frankreich-Afrika von der andern Seite gegen das Herz Europas; und Angelsachsen half ihnen stürmen. Wenn ihr wüßtet, was das bedeutet!"

„Frankreich!" riefen die Hörner. „Sieger! Sieger!"

„Ach," sagte die kleine Glocke, „ihr mögt euch drehn und

wenden, wie ihr wollt, Versprechungen annehmen, Verträge unterschreiben, Bündnisse machen: es wird doch der Tag kommen, wo ihr gegen dies große Volk steht, das bereit ist, mit allen Teufeln ein Bündnis zu machen, darum, weil ihr nicht edle Sieger gewesen seid, sondern unedle, wie bisher alle Sieger waren."

„Vorwärts! Vorwärts! Platz!" riefen die Hörner. „Wir kommen als Richter und Rächer über ein schlechtes, schuldiges Volk."

„Oh," sagte die kleine Glocke, „seid still, seid still! Alle Völker haben ihr Gutes und Böses gleicherweise. Was dich angeht, so kennt die Welt deine Irrtümer, Fehler, Niederlagen und Blamagen, ganz abgesehn davon, daß du mehr als einmal das halbe Europa zertreten hast."

„Jetzt wollen wir diesem Volke alles antun, was es uns angetan hat!" riefen die Hörner.

„Oh," sagte die kleine Glocke, „wollt ihr? Ihr rieft doch vier Jahr lang durch die ganze Menschheit, daß ihr viel edler wärt, als dieses Volk! Und was für edle Sieger wolltet ihr sein! Als ihr aber gesiegt habt, was tatet ihr da? Da ließ England Frauen und Kinder noch weiter hungern und sterben, und Frankreich behielt die Gefangenen und beschimpfte dies Volk jeden Tag, und das große, stolze Amerika brach sein feierliches Wort. Dies Volk ist gewiß nicht heilig. Aber nun, obgleich es zerschlagen, schmutzig und verzweifelt ist, ist es edler und schöner als ihr alle."

„Dies Volk ist schuldig! Schuldig am Krieg!"

„Dies Schreien und immer wieder Schreien hat keinen Sinn," sagte die kleine Glocke. „Ja, wenn du dies Volk überzeugen könntest, daß es schuldig ist! Aber dies Volk

von sechzig Millionen glaubt immer noch, und wird glauben, so lange es lebt, daß es von langer Hand aus Neid und Habsucht überfallen ist. ‚Ihr seid die Schuldigen,' sagt es. ‚Schuldige,' sagt es, ‚entehrt ihr Schuldlose!' Wenn du fühltest, was das bedeutet!"

„Wir wollen dies Volk erniedrigen!" schrien die Hörner.

„Ach," sagte die kleine Glocke, „was wißt ihr lauten Hörner von dem, was in der Tiefe der Seelen vorgeht? Als dieser Krieg zu Ende war, dachte dies Volk freundlich von euch; es hatte Mitleid mit euren Toten und euren Ruinen. Aber da fingt ihr an, es zu beschimpfen und zu entehren. Den Geschlagenen, den am Boden Liegenden, entehrtet ihr. Davon haben sich ihre Herzen gewandelt zu wildem Haß. Wie frißt der Haß! Wie frißt der Haß! Wenn du wüßtest, was das bedeutet!"

„Es werden immer Kriege und Lügen sein," riefen die Hörner, „und wir werden immer schmettern."

„Es werden jedenfalls noch lange Kriege sein," sagte die kleine Glocke, „noch Jahrhunderte lang, große und immer größere Kriege, und du mit deinem Fähnlein wirst mit dabei sein unter vielen andern Völkern. Aber dann, nach tausenden Jahren, werden keine Kriege mehr sein. Es wird eine Zeit kommen, da wird man auf Kriege zurücksehn wie auf Sklaverei und Hexenverbrennung."

Die Hörner sagten: „Aber jetzt haben wir das Feld und sind die Herren der Welt."

„Ich habe keine Zeit für so hohe Dinge und Worte," sagte die kleine Glocke, „ich muß meine kleine Aufgabe erfüllen. Ich beklage nur eine arme Mutter, die durch die

Schuld aller Völker gestorben ist. Und vor ihr ist das frühe Grab ihres Mannes durch euer aller Schuld. Und hinter ihr folgt ihr blinder Sohn durch euer aller Schuld. Und hinter ihr ist auch noch ein kleiner Junge mit einem blassen, entkräfteten Gesicht, das er so tapfer wie möglich zu machen sucht. Alles durch eure Schuld, ihr Menschen zu dieser Zeit, durch eure Hörner in diesen euren Tagen."

„Wir haben das Feld; wir sind die Herren der Welt!" riefen die Hörner noch einmal.

Aber die kleine Glocke ließ sich keineswegs verblüffen, oder auch nur mundtot machen; sie bimmelte und redete tapfer dazwischen: „Ihr?" sagte sie; „ihr seid die Mühe und Not Gottes, ihr Menschen dieser Zeit! ... Und der Tag wird kommen, wenn er auch noch fern ist, da wird man nichts hören als die Hörner des reinen Lebens und des heiligen Gewissens und des seligen Todes."

Ein Offizier mit lustigem Gesicht auf schönem hellbraunem Pferde rief seinem Kameraden zu: „Hören Sie das Glöcklein ... was ist das?"

Der andere, der das herrische, finstere Gesicht machte, das Schlachten- und Sieg-Gesicht, das die meisten machten, rief zurück: „Man sollt' es aufs Maul schlagen, daß es schweigt!"

Aber die Hörner gingen in die Ferne, und das Glöcklein blieb und schlug weiter.

IV

Die Begegnung

Nun lockerte sich die Stauung. Die Kompagnie Schützen konnte vorgehen, und die Kanonen und Tanks, die neben ihr hielten, konnten doch wenigstens hundert Meter weiter rumpeln. Nun kam auch der kleine stille Zug wieder in Gang. Er bog in eine schmale aufsteigende Gasse ein, aus der das Glöcklein tönte, und ging durch die Kapelle in den Kirchhof hinein.

Da war ein Grab mit zwei alten aufrechten Steinen aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, und ein neues, darauf stand: „Zum Gedächtnis meines lieben Mannes Otto Anthes, gefallen an der Spitze seiner Kompagnie am 15. 8. 1916;" daneben war frische, feuchte Erde aufgehäuft und hielt ein neues Grab seinen Mund offen. Der schmale Sarg wurde vom Wagen gehoben, auf die Balken getragen und versank. Der Geistliche hatte mit der pflegenden Schwester gesprochen und hatte auch den Kindern einen Besuch gemacht. Er redete freundliche Worte von den beiden Eltern, die, ein jeder in seiner Weise, sich als tapfre und treue Menschen bewährt hätten, und ermahnte die Kinder zu gleicher Tapferkeit auch im größten Leid, und zur Treue gegen alles Gute. Dann segnete er Tote und Lebende und gab den Kindern die Hand. Auch die Nachbarn kamen und gaben ihnen die Hand. Dann machten die drei Geschwister sich auf den Heimweg, den Bruder in der Mitte. Die Leute blieben stehn und ließen die drei an sich vorübergehn; dann gingen auch sie.

Als die drei wieder in die Hauptstraße einbogen, zogen

immer noch Truppen vorüber, um die große Kaserne im Norden der Stadt zu erreichen. Zwei mächtige Lastautos waren irrtümlicherweise in die Seitenstraße eingebogen und suchten wieder kehrt zu machen; darüber war eine Batterie schwerer Artillerie ins Stocken gekommen. Nun kam auch noch mit lustiger Fanfarenmusik ein Bataillon gelbbrauner, kühner Gestalten, Offiziere zu Pferde in wehenden Mänteln mit goldenen Litzen und Kragen zur Seite.

Gerdt hob den Kopf, und sein Arm zitterte in der Hand seiner Schwester. Sie fragte, was ihm fehle.

Er horchte wieder, wie wenn er auf besondere Töne oder Stimmen wartete: „Marokkaner," sagte er dann, „ich kenne sie am Tritt und an der Musik."

Die Schwester gab dem kleinen Bruder ein Zeichen, daß sie in die nächste Straße einbiegen wollten. Ehe sie es aber vermochten, ritt der erste Offizier, der zur Seite trabte, ein sehr schöner Mensch mit einem Kampf- und Sieg-Gesicht, mit gezogenem Degen auf den Bürgersteig und schrie in gebrochenem Deutsch: „Alle Deutsche weg, die Schweine! Alle weg! Sofort!" Er schlug die nächsten mit dem Degen.

Der Halbblinde, von der Schwester gedrängt, taumelte zur Seite. Als er wieder aufrecht war, wandte er sein todblasses Gesicht nach der Stimme hin und murmelte: „Leutnant Gallant?" In demselben Augenblick sagte der junge Amerikaner, der dem Leichenzug gefolgt war und mit ihnen des Weges ging und auch einen Stoß bekommen hatte, mit ruhiger Stimme: „Sehn Sie nicht, daß wir blinde und kranke Soldaten sind?"

Der folgende Offizier sagte: „Sehn Sie das schöne Mädchen, Gallant?"

Der Offizier sah sich um und sah die Gruppe mit dem Blinden in der Mitte und sagte, sich leicht aufreckend: „Ah!" so, als wenn er die Erscheinung erkannte, und grüßte das Mädchen und den Amerikaner, und ritt weiter, indem er wieder laut rief: „Weg da, die boches! Sofort!"

Nun gewannen die drei die Nebenstraße und konnten weiterkommen.

Die Schwester wollte den Bruder fragen, ob er den Offizier gekannt hätte.

Als sie aber die Frage anfing, lehnte er sie mit kurzem Rückwärtsstoßen des Kopfes ab, womit er jede Frage ablehnte, die auf seine Gefangenschaft kam.

Sie erreichten das Haus; und da Gerdt noch vor Erregung zitterte, brachten sie ihn in sein Zimmer, und baten ihn, sich hinzulegen. Er legte sich auch mit dem Gesicht gegen die Wand, und verfiel in ein heftiges Zittern, und es schien, daß er weinte.

Die beiden andern gingen in die Küche und bereiteten schweigend das Abendbrot. In ihren Köpfen drängten sich die Bilder, die sie so rasch nebeneinander gesehn hatten: der Sarg der lieben Mutter, das Grab, in das er gesenkt war, die Nachbarn, die Erscheinung und die Worte des Geistlichen, die bewegten, wilden Farben und Töne der Straße, die Fanfaren und die Kapellenglocke, der Zusammenstoß mit dem fremden Offizier und das kranke Gemüt des unglücklichen Bruders. Liesbeth schälte die gekochten Kartoffeln und der Kleine zerschnitt sie in die Pfanne. Als etwa zehn mittelgroße zerschnitten waren, zögerte die

Schwester und sagte leise zu sich selbst: „Mehr dürfen wir nicht nehmen;“ und langte mit bekümmertem Seufzen in den schmalen Fettopf.

Der Kleine war ganz in Bildern und Gedanken versunken gewesen und sah erst jetzt die Dinge, die um ihn waren. Sofort meldete sich der Hunger und er sah mit großen Augen über die Speisen. „Mehr dürfen wir nicht nehmen?“ sagte er leise.

„Nein,“ sagte die Schwester, „und hiervon muß Gerdt noch das meiste haben. Du weißt, daß der Arzt gesagt hat, daß er kräftig genährt werden muß. Ich bin auch immer leicht satt,“ sagte sie.

Er sah zu seiner Schwester hinüber; und als er sah, daß sie seine Augen mied, warf er einen langen Blick auf das Brot und sagte: „Es wird gewiß eine Zeit kommen, wo wir so viel essen können, wie wir mögen, und sogar auch Butter auf dem Brot haben. Weißt du noch, wie Butter schmeckt?“

„Es schmeckt gut,“ sagte die Schwester traurig, „aber darüber darfst du nicht nachdenken. Wir müssen jetzt nur an Gerdt denken.“

„Heute ist er wieder ganz mutlos,“ sagte er, „warum ist er wohl mutlos?“

„Weil Mutter tot ist,“ sagte die Schwester und wischte die Tränen ab, die ihr in die Augen stiegen, „und daß die Franzosen nun auch zu uns gekommen sind.“

„Was werden die wohl tun?!“ sagte er. „Vielleicht nehmen sie uns noch den letzten Vorrat von Kartoffeln, die wir im Haus haben.“

Sie schwiegen eine Weile. Dann fand der Kleine den

versunkenen Faden seiner Gedanken wieder: „Wir müssen herauskriegen," sagte er, „was ihm eigentlich fehlt. Soll ich dir mal was sagen?"

„Nun?"

„Er kannte den Offizier, der uns stieß, und als er ihn erkannte, da wurde er aufgeregt. Ob dieser Offizier vielleicht sein Wächter gewesen ist? Jeder Gefangene hat einen Wächter gehabt und die Jungs erzählten in der Schule, daß viele Wächter grausam gewesen sind." Er saß wieder eine Weile schweigend und sinnend, den blonden Kopf etwas zur Seite geneigt, als horchte er auf eine Stimme. In seinen Augen lag stille Feierlichkeit. Dann erwachte er wieder, seufzte hoch auf und sagte mit einem rührenden Ernst in seinem kleinen kühnen Gesicht: „Es wird sehr schwer halten, ihn munter zu machen, Liesbeth; aber wir müssen uns um nichts mehr Mühe geben als darum!"

„Nun laß das Grübeln," sagte die Schwester; „komm, wir wollen hineingehn."

Sie gingen mit dem alten Wachstuch und den Tellern in die Wohnstube und fanden Bruder Gerdt auf dem Langstuhl liegend, bleich, und mit dem stillen Gesicht des Blinden. Sie legten das Wachstuch über den Tisch, stellten die Teller darauf und fingen an, mit den Gabeln in die gemeinsame Schüssel zu langen, die in der Mitte des Tisches stand. Sie sprachen nicht. Wovon sollten sie in der Gegenwart des Bruders sprechen? Es waren alles so traurige Dinge. Aber wenn die Schwester und der kleine Bruder auch irgendeinen Gedanken bekommen hätten, der freundlich war, konnten sie ihn wohl über die Lippen bringen, wenn sie das Gesicht des Bruders sahen?

Die Schwester wollte sagen, daß die kleine Grabstätte, die ihnen gehörte, doch sehr schön daläge, so nah und gewissermaßen im Schirm und Schutz der Lindenallee. Aber konnte sie es sagen, in dies Gesicht hinein? Das Gesicht des Bruders sagte: „Was soll ich mit solchem Gerede? Wenn ich an die ewige Menschenseele glaubte: ja dann! Aber ich habe keinen Glauben. Das Grab ist mir der Ort, wo alles endet; und ich wollte, ich hätte dies Ende erreicht."

Die Schwester wollte sagen, daß dieser oder jener Nachbar im Gefolge gewesen wäre. Sie dachte, sie würde dem Bruder, der die einzelnen nicht hatte erkennen können, eine kleine Freude damit machen. Aber konnte sie es sagen, in dies Gesicht hinein? Das Gesicht des Bruders sagte: „Was soll ich mit Menschen und Menschennamen? Sie sind mir gleichgültig, ja verhaßt; denn ich weiß, was für ein Gesindel sie sind. Ich mag nichts von ihnen hören. Ich ertrage ja kaum Eure Stimmen!"

Der Kleine wollte sagen, daß Mare und seine Hunde besonders freundlich gegen ihn gewesen wären. Er dachte, es könnte den Bruder freuen, daß es noch kleine, wenn auch nur ganz kleine Stellen in der Welt gäbe, wo ein heller Schein läge. Aber konnte er es sagen, in dies Gesicht hinein? Das Gesicht des Bruders sagte: „Warum liegen Hunderttausende lieber Kameraden tot, mein Vater unter ihnen, und ich bin fast erblindet? Und nun sind die Feinde im Land, und höhnen und entehren uns? Was hat das alles für einen Sinn?! Die ganze Welt ist ein Irrsinnshaus; und es ist das beste, daß ich nichts mehr esse, zumal mir scheint, als wenn sie darben, damit ich mich satt esse. Denn so schlecht meine Augen sind, ich habe gute

Ohren, und habe eben gehört, wie sie den Rest der Kartoffeln nach meiner Seite herübergeschoben haben."

Er legte die Gabel hin und sagte, daß er satt wäre. Er saß mit seinem steifen Gesicht und den trüben Augen da, als wenn er in leere, dunkle Speicher sähe, und das wäre die Welt, die so groß und voll Wundern ist, bis über die Sterne, auch noch für die, welche blind sind.

Als der große Bruder die Gabel hinlegte, mußten sie ja etwas sagen, so schwer es ihnen wurde. Der Kleine sagte mit tapferer Stimme: „Du mußt mehr essen; sieh doch, da sind noch eine ganze Menge Kartoffeln."

Der Blinde mochte nicht sagen, daß sie gelogen hatten. Er sagte nur mit einer abwesenden Stimme: „Ich mag nicht mehr essen."

Die Schwester sagte: „Wir haben Kartoffeln und Mehl genug; wir können uns gern satt essen."

Der Kleine, durch die Worte der Schwester ermuntert, sagte: „Kannst du hören, was ich für einen vollen Mund habe? So viel haben wir zu essen."

Aber der Blinde schüttelte den hagern Kopf und wandte sich vom Tisch ab und sah wieder in den öden Raum, der die Welt war.

Konnten sie den Mut behalten, immer noch weiter mit ihm zu reden? Konnten sie mit ihren Versuchen, ihn zu ermuntern, fortfahren, wenn sie dies stille, steife Gesicht sahen und diese leere, mutlose Stimme hörten?

Die große Schwester gab es auf. Sie deckte mit leiser Hand den Tisch ab und trug den kleinen Rest der Speisen hinaus.

Der Kleine blieb sitzen und sah nach dem Gesicht des

großen Bruders und dachte: ‚Was mach' ich doch in aller Welt, daß er ein wenig froh wird? Denn Mui hat recht: das ist die größte Not unsres Hauses, daß Bruder Gerdt so traurig ist. Wenn ich auch nur erreichte,' dachte er, ‚daß seine Augenbrauen ein wenig in die Höhe gingen oder daß sein geschlossener Mund ein wenig zuckte!'

Er zog die Schublade des Tisches auf und nahm ein Liederbuch heraus und sagte so ganz verloren, während seine Wangen sich röteten: „Wenn die Schule wieder anfängt, soll ich drei Lieder auswendig wissen."

Der Bruder sagte nichts; er sah nur immer ins Leere.

Der Kleine fing an, herzusagen:

Ich hab' mich ergeben
Mit Herz und mit Hand
Dir Land' voll Lieb und Leben . . .

Aber kann man das vorlesen, wenn man sich gegenüber solch ein stilles, Gott weiß, in welchen dunklen Tiefen verlornes Gesicht hat? Kann man solch ein kleines Lied, das von Liebe überquillt wie die kleine Brust eines Singvogels, vor einer Eiswand hersagen?

Er dachte: ‚Vielleicht geht es, wenn ich es singe. Vielleicht schmilzt die alte böse Wand seines Gesichts und es wird ein wenig rot oder blaß. Es soll mir ganz gleichgültig sein,' dachte er, ‚ob es rot oder blaß wird, wenn es nur ein wenig anderes Aussehn bekommt.' Er beendete den Vers und fing dann leise, mit scheuer, bebender Stimme, an zu singen.

Aber kann man singen vor einer Eiswand?

Ja, vielleicht eine kleine Weile, obgleich es gewaltige Mühe kostet. Aber dann ist es aus. Völlig aus! Man

merkt, wie das Eis sich gegen das eigne Gesicht und um die Kehle legt und sie beengt. Man kann einfach nicht singen. Nein ... es geht nicht.

Er schwieg und kämpfte mit den Tränen und wußte sich eine Weile keinen Rat. Aber da erinnerte er sich in seiner Not, daß die Mutter gesagt hatte, daß er Mut und Vertrauen haben müßte. Und wie er das dachte, und das Gesicht der Mutter sah, wie sie diese Worte zu ihm gesagt hatte, hörte er deutlich, wie sie in ihrer lieben mütterlichen Weise sagte: „Du mußt noch nicht nachgeben, Lütte Witt! Du mußt einmal mit dem Kopf gegen die Eiswand rennen; vielleicht weicht sie dann." Er wurde rot vor Freude, da er diese Ermunterung hörte; und ein tapferer kleiner Kerl, wie er war, sagte er: „Willst du mir nicht einmal erzählen, was dich so traurig macht?"

Der Blinde zuckte zusammen und schwieg; sein Gesicht blieb unverändert. ‚Was soll ich mit solcher Frage tun?' sagte das Gesicht. ‚Soll ich sie beantworten und noch tiefer in den Eiskeller hinuntersteigen, als ich schon drin bin?!'

Der Kleine sagte mit leiser Stimme: „Haben sie dir etwas getan? Haben sie deinen Augen etwas getan?"

Aber Bruder Gerdt blieb so unbeweglich und einsam wie ein Blinder nur sein kann, und sah mit den trüben Augen ins Leere. Sollte er die Frage beantworten? Sollte er sagen: ‚Vielleicht haben sie mir etwas getan, kleiner Bruder. Vielleicht hat Leutnant Gallant von den Marokkanern mir etwas getan. Vielleicht auch andre. Vielleicht! Aber wozu soll ich es dir sagen und es mir selbst wiederholen? Laß es in der Tiefe des Eishauses bleiben, in dem ich wohne, tief unter meinen Füßen! Was soll ich noch tiefer

in menschliche Not und Schmutz hinabsteigen und gar mit dir an der Hand? Ich will nicht davon reden. Ich will nicht daran denken.' Er sagte zurückhaltend und kalt: „Geh hin, kleiner Bruder, und hilf deiner Schwester. Hör', sie ist beim Aufwaschen."

Der Kleine mußte schluchzen; aber er bezwang sich und ging leise und schweigend hinaus.

In der Küche war Liesbeth mit dem Aufwaschen fertig und stopfte an einer alten wollnen Unterjacke, die schon so verstopft war, daß wohl wenigstens schon tausend Stiche daran angebracht waren; ja, man konnte sagen, daß sie schon so aufgebraucht war, daß sie aus lauter Stopfwerk bestand. Bisher hatte die Mutter jeden Tag stundenlang an diesem trostlosen Flicken und Stopfen gesessen; jetzt mußte sie es tun. Sie zog einen Faden von dem Knäuel schlechter, grauer Wolle, zog ihn auf die Nadel und setzte die mühsame Arbeit fort. Dabei gingen ihre Gedanken auf schweren Füßen durch ihre Welt. Sie sah die Erscheinung des Vaters. Und dann dachte sie, daß ja nun auch die Mutter im Totenland wäre. Ob die beiden sich nun in der Ewigkeit wiedergetroffen haben? Hat Mutter das geglaubt? Wenn es so ist, dann sprechen sie über ihre Kinder. Vater fängt an und fragt zuerst nach Gerdt. Ja, sie gehn auf einer grünen Wiese ... dachte sie ... und reden über Gerdt; und Vater hat Mut wie immer und sagt, daß er das beste hoffe; und Mutter erzählt ihm, was sie zuletzt zu Gerdt gesagt hat; und sieh, er nickt mit dem Kopf. Wie schön ist sein Gesicht! Noch viel schöner und mutiger, als es im Leben war. Es ist so schön wie damals, als er Mutter die Rede vorlas, die er über Schillers Gedichte halten wollte.

‚Dann' — dachte sie weiter — ‚wenn sie mit Gerdt fertig sind, sprechen sie von dem Kleinen; aber ich hoffe,' dachte sie, ‚daß sie nicht lange von ihm sprechen, weil sie mir vertraun, daß er bei mir in guter Obhut ist. Aber sicher sprechen sie eine ganze Zeit lang von seiner Zukunft, und ich bin sicher, daß in diesem Punkt Mutter ebenso hoffnungsreich ist wie Vater, wenn sie auch nicht so starke Worte im Munde führt wie Vater. Sie sprach wohl zuweilen auch mir gegenüber, daß sie Gutes von seiner Zukunft erwartete, weil er ein so mutiger und kluger kleiner Junge ist; aber sie scheute sich mir gegenüber etwas; aber Vater gegenüber wird sie sich nicht scheuen.' Sie betrachtete sie beide, während sie da so auf der grünen Wiese in der Ewigkeit spazierten, Arm in Arm, mit herzlicher Liebe und Verehrung, so daß über ihr schönes, ein wenig blasses Gesicht ein rötlicher Schein flog und ihr Haar unter dem Schein der Lampe noch leuchtender wurde. ‚Und dann,' dachte sie mit demselben warmen Gefühl der Liebe und Freude, ‚reden sie von mir. Und ich hoffe, daß sie mit gutem Vertrauen von mir reden, sowohl von meiner Gegenwart, als von meiner Zukunft. Sieh, wie Vater den Kopf zurückwirft, ganz wie Gerdt es tut, und sagt, daß er überzeugt ist, daß ich gut für die beiden sorge. Freilich, Mutter hat Sorgen. Sie sagt, was daraus werden soll, daß wir so wenig Vorräte haben. „Sie haben keine dreißig Pfund Kartoffeln mehr," sagt sie, „und ein Brot kostet jetzt zwölftausend Mark." Aber Vater, merkwürdig, ich kann nicht gut verstehn, was Vater sagt; aber ich sehe an seinem Gesicht, daß er Mut hat, daß er vertraut, daß es alles zu einem guten Ende kommt. Und nun sehe ich an Mutters Gesicht, daß auch sie Mut bekommt ... Ach! ...'

Der Kleine, der ihr gegenüber saß und bald nach ihrer Nadel und bald nach ihrem Gesicht sah, sagte: „Woran dachtest du eben?"

„Oh," sagte sie aufgestört, „an dies und das."

„Kannst du es nicht sagen?" Er fragte so, weil seine Mutter ihm immer erzählt hatte, was sie gedacht hatte. Und nichts war interessanter gewesen als diese Erzählungen der Mutter. Aber die Schwester war zu scheu, die Gedanken, die sie eben gehabt hatte, einem andern Menschen mitzuteilen. Sie sagte: „O, ich war weit . . . weit weg."

„Meine Gedanken sind auch manchmal weit . . . weit weg," sagte er.

Sie merkte, daß eine Absicht hinter seinen Worten war, und fragte: „Wo sind sie denn zuweilen?"

„O," sagte er vorsichtig und tastend, „ich denke daran, ob ich vielleicht ein wenig Geld verdienen kann."

Sie erschrak und sagte: „Nein, Lütte Witt, was du sagst! Ich hoffe, daß es nicht nötig sein wird. Du bist noch zu klein dazu."

„Aber denke mal," sagte er zögernd, „Mui meinte auch, daß es vielleicht nötig wäre. Und mir scheint, es ist nötig. Sieh mal, wir würden dann mehr auf dem Tisch haben, und wenn wir mehr auf dem Tisch hätten, würde er merken, daß wir mehr essen; und wir würden auch beim Essen lauter reden und würden überhaupt den ganzen Tag munterer sein, und das würde er dann merken; und dann würde auch er mehr essen und munterer sein. Siehst du, darum meint Mui . . . und ich auch . . . daß es richtig wäre, wenn ich etwas verdiente. Schule ist ja nicht."

„Nein," sagte sie bedenklich und kopfschüttelnd, „daran

kann ich mich nicht gewöhnen; und ich bitte dich, nicht weiter davon zu sprechen. Rede von etwas anderm."

„Und dann," sagte er zögernd und vorsichtig, „sind meine Gedanken auch manchmal an der Nordsee."

„So, an der Nordsee."

„Ja, ich weiß eigentlich immer noch nicht, wie so'n Deich aussieht, und die Düne, auf der die Mutter immer gespielt hat, und die alte Kirche, die halb im Sand steckt, und Seehunde und alles andere; und ich glaube, es bleibt nichts andres übrig: ich muß da einmal hinfahren."

„Ja, das mußt du denn mal tun, wenn du groß bist."

„Das dauert mir zu lange. Weißt du, es kommen ja jetzt Kinder aus unsrer Gegend nach Hannover und da herum. Wenn mal welche nach Schleswig hinaufkommen, gehe ich vielleicht mal mit, bloß um das Land kennen zu lernen, wo Mui her ist." Er wurde rot, da er nun plötzlich fühlte, daß er die Unwahrheit sagte.

Aber die Schwester merkte es nicht. Sie meinte, er phantasiere ein wenig, und ging wieder zu den Eltern, die noch auf der grünen Wiese gingen, und sagte abwesend: „Ja, ja, das wäre hübsch!"

Nun half es nichts. Er mußte sagen, worauf er hinauswollte. „Vielleicht komme ich dann grade in die Gegend, wo Mui her ist, und vielleicht treffe ich dann, wenn ich da auf der Düne spiele oder auf dem Deich gehe, Tante Inge."

Nun kam die Schwester endlich wieder auf die Erde und sagte mit großer Abneigung: „Ach, fang doch nicht von der an! Was sollen wir mit der?"

Er schwieg etwas bedrückt.

Aber dann ermunterte er sich wieder und sagte mit leiser Tapferkeit, die ihm eigen war: „Mui hat mir aber gesagt, ich solle das tun, was ich für richtig halte; und ich halte es für richtig, mit ihr zu sprechen. Ich muß ihr ja vielleicht was sagen," sagte er zögernd und leise.

Die Schwester hätte sehr gern gewußt, was alles die Mutter ihm gesagt hatte, da er ja als der letzte bei ihr gewesen war. Sie dachte: ‚Gewiß hat sie, so nah dem Tod, wunderbar helle Dinge gesagt, Gedanken, die schon voll von einem andern Licht waren. Was mochte sie ihm gesagt haben?' Sie sah auf, und sah ihn mit warmen Augen an und dachte: ‚Du kleiner Mensch, sie hat mit dir gesprochen, als sie schon fast im ewigen Leben war; was hat sie dir gesagt?' Aber sie war zu scheu, diese Frage mit dem Munde zu tun; sie tat sie aber mit ihren dringenden Augen.

Er sagte mit leiser Stimme: „Mui sagte zu mir, ich solle zu mir Vertrauen haben, ja, das sagte sie. Und wenn ich einmal nicht weiß, was ich tun soll, will sie mir Rat geben. Ja, das sagte sie."

Die Schwester sah ihn an und sagte leise und zögernd: „Will Mui denn mit dir sprechen?"

Er sah sie mit seinen klaren und gläubigen Augen an und nickte mit dem Kopf: „Ja, das will sie."

Sie erschrak und dachte: ‚Das hat sie gesagt. Wie kann das nun wahr werden? Und was soll daraus werden, wenn sie es nicht wahr machen kann?"

Er sah die Not und Unruh' in ihren Augen und sagte: „Mui hat auch schon mit mir geredet."

Sie beugte sich wieder tief über ihre Arbeit und ließ die Nadel wieder hin und her laufen. ‚Vielleicht,' dachte

sie, ‚hat er sie nicht richtig verstanden; vielleicht aber ist es wirklich so. Was soll ich tun? Ich wage nicht, es ihm auszureden; denn wo waren vorhin meine eignen Gedanken? Stand ich nicht unter einem Busch blühenden Flieders, und sah die Eltern über eine grüne Wiese gehn und hörte deutlich ihre Worte? Nein, ich will nicht dagegenreden, mag es werden, wie es Gott gefällt.' Als sie soweit in ihren Gedanken gekommen war, sah sie auf, und sah nach ihm hin, und sagte leise: „Wann hat Mui mit dir geredet?"

Da er den warmen Schein in ihren Augen sah, gewann er wieder Mut und sagte: „Vorhin wieder, als wir hier allein saßen und du so still warst."

„Da sprach sie mit dir?"

„Ja, sie war hier bei mir und sprach mit mir. Gesehn habe ich sie nicht; aber sie hat mit mir geredet."

„Was sagte sie zu dir?"

„Sie sagte: ‚So geht es nicht weiter, Lütte Witt; das mußt du einsehn. Ihr müßt mehr verdienen, damit ihr mehr zu essen habt.' Und sie sagte auch von meiner Reise nach der Nordsee." Er dachte, es ist das beste, ich mache die Sache jetzt in einem Zug fertig. „Ich habe vorhin Maxe gesprochen; er ist ein Freund von mir. Du weißt, der mit Gärtner Weihls Hunden fährt, dem braunen und dem schwarzen. Der geht da weg und will mich dem Gärtner empfehlen."

„Nein," sagte die Schwester erschrocken, „das kannst du nicht; das darfst du auch nicht! Mit den wilden Hunden? Und dann all die andern Hunde auf der Straße? Und überhaupt, das ist mir nicht gut genug, daß du mit

einem Hundefuhrwerk unterwegs gehst. Ich bin überzeugt, daß auch Mui das nicht geduldet hätte."

Er dachte eine Weile nach; dann sagte er mit großer Sicherheit: „Mui hat mir gesagt, daß ich mir Arbeit suchen soll. Das hat sie ganz deutlich gesagt."

„Und von den Hunden?" fragte die Schwester.

„Von den Hunden," sagte er zögernd und unsicher, „hat sie nichts gesagt. Ich denke mir, weil sie nichts davon versteht. Von diesen Dingen versteht Mui nichts, weil sie niemals ein Straßenjunge gewesen ist. Ich weiß nicht, ob ich es tun soll oder nicht. Der Wagen ist gut ... er ist grün gestrichen ... die Hunde sind auch gut, und sind auch gute Freunde von mir. Ich muß mit der Peitsche dicht neben ihnen gehn, und sie immer so halten, daß ich gleich zuschlagen kann."

Die Schwester schüttelte den hellen Kopf und sagte traurig: „Es ist vielleicht nötig, daß du dir Arbeit suchst, obgleich du noch so klein bist, damit wir kräftiger essen können; aber daß du neben einem Hundefuhrwerk gehst, möchte ich nicht sehn."

Sie hörte, daß Bruder Gerdt im Stübchen aufstand; und ging hin und half ihm beim Schlafengehn.

Als sie wieder in die Küche kam, stand der Kleine schon halb entkleidet neben dem Herd, sein Zeug lag wohlgeordnet auf dem Stuhl, auf dem er gesessen hatte; seine Stiefel standen darunter. Er war ganz in Gedanken; sein schmuckes Gesicht hatte einen Ausdruck von frommer und schöner Andacht. Als er die Schwester eintreten hörte, löste er sich mit einem leisen Seufzer davon, sah nicht auf und sagte verträumt und leise lächelnd: „Es ist wirklich schlimm

mit Mui; von Hunden versteht sie doch rein gar nichts. Sie meint, ich soll den Amerikaner fragen."

„Wer ist denn das?"

„Oh, den habe ich kennen gelernt ... bei unsrer Bank am Gebüsch."

Sie schüttelte den Kopf, daß er noch immer von den Hunden sprach, hielt es aber für richtig, heute abend nicht wieder darauf einzugehn, und ermahnte ihn, schlafen zu gehn.

Er ging in das Kämmerchen, in dem er mit der Schwester schlief und legte sich hin. Und gleich kamen die bunten Begebenheiten und Erscheinungen des Tages und zeigten sich ihm eine nach der andern. Da erschien Mare mit den Hunden, und die Spielkameraden und der Amerikaner auf der Bank; dann kamen die Franzosen ... der und der ... viele verschiedene Gesichter, und dann kam der Sarg der Mutter und das Grab. Und dann kam der schöne französische Offizier mit seinen kalten Augen. Und während die Dinge und Erscheinungen anfingen zu schweben, erschien noch einmal das Grab; und er kam mit dem Hundefuhrwerk, und die Hunde wollten ihn hineindrängen; und er konnte es nicht recht hindern, weil er das Brot in der Hand hatte, das die Frau des Gärtners ihm gegeben hatte. Er war gierig danach, hineinzubeißen; aber die Hunde schnappten danach und drängten ihn nach dem Grab zu. Darüber erwachte er.

Nun fühlte er das leere, klägliche Gefühl im Magen.

Er richtete sich auf und sagte, noch halb im Traum, zur Schwester, die in der Tür erschien: „Die Frau vom Gärtner hat mir ein Stück Brot gegeben, aber die Hunde ..."

er stockte und fühlte den Hunger, und sagte aufschluchzend: „Ich bin so hungrig.“

Die Schwester sagte mitleidig: „Ich will dir noch ein Stück Brot bringen.“

Aber nun war er ganz wach und widersetzte sich, etwas zu nehmen.

Dann kamen sie überein, daß ein Stück Brot auf dem Nachttisch neben ihm liegen sollte.

V

Dina und Woltermann

Am andern Morgen ging er durch mehrere Straßen bis an den Alten Markt, und beobachtete alle Arbeit, die Kinder taten. So machte er es auch am zweiten Tag. Am dritten machte er den Versuch, als Zeitungsausträger anzukommen. Er hatte das Gefühl, daß es das vornehmste wäre, weil man, wenn man so einen Pack Zeitungen unter dem Arm hätte, mit Geist und Wissenschaft zu tun hätte. Ein Bekannter, der das Handwerk betrieb, ermunterte ihn und nahm ihn mit in die Expedition, und empfahl ihn mit Beredsamkeit. Aber er wurde als zu klein befunden.

Als er sich enttäuscht auf den Weg nach Hause machte, kam ihm Mare mit seinem Fuhrwerk entgegen; er ging, sich ein wenig zurückbeugend, so wie die eifrigen Hunde ihn vorwärtszogen, in forschem, fallendem Schritt, die Leine straff und die kurze Peitsche halb erhoben. Er hielt und sagte verächtlich: „Ich habe gestern gesehn, wie du mit dem Zeitungsjungen sprachst. Ha, was ist das, so und so viel Papierlappen unter dem Arm zu tragen?! Ja, wenn noch was Rechtes drin stände! Aber es ist immer nur für einen Tag wahr; morgen ist schon alles anders. Als sie mir neulich drei Mann hoch entgegenkamen und mich ärgern wollten, fuhr ich gegen sie an. Ich sage dir, die Papierlappen flogen haushoch! ... Sei ruhig, Dina! ... Gehst du mit bis zur Oase?"

Lütte Witt ging mit.

„Wenn ich so mit meinen beiden Arabern durch die Wüste fahre," sagte Mare, „gibt es was Schöneres?

Ruhig, Dina! Kümmere dich nicht um die Hyänen! Gehst du mit?"

„Nein," sagte Lütte Witt, „ich will noch mal durch die Lange Straße gehn."

„Du mußt dich heute entscheiden," sagte Mare. „Um vier bin ich wieder in Fez (das war die Gärtnerei); wenn du dann kommst, will ich es dem alten Sultan sagen."

Schwere Stunde! Schwerer Entschluß!

Er ging an seinem Spielplatz vorbei und sah den Amerikaner da auf der Bank sitzen. Den graugelben Mantel bis zum Hals zugeknöpft, hatte er sich halb hingelegt, das eine Bein über die Lehne, und schlug mit dem Stock in den Sand und sonnte sich in dem bißchen Sonne, das da war.

Lütte Witt lüftete in seiner höflichen Art die Mütze und setzte sich auf den schmalen Platz, der noch da war.

Der Amerikaner nickte und blieb liegen und sagte in seiner langsamen kühlen Art: „Sieh da ... Wie geht es Eurem Bruder? Wird es besser mit den Augen? Und was macht die Schwester? Sie ist ähnlich wie meine Braut ... drüben auf der andern Seite vom Wasser."

Lütte Witt sagte, daß der Bruder kränklich wäre, auch im Gemüt, und diese Tage sehr erregt gewesen wäre. Aber nun hätte er sich wieder etwas beruhigt. Seiner Schwester ginge es auch gut. „Wie alt ist deine Braut?"

„Sie ist vierundzwanzig und sie ist ein Student; sie studiert Anglo Saron Poetry. Sie sitzt immer ganz tief in alten, alten Büchern. Solche Haufen! Wenn ich in den Saal komme — sie sitzt in einem Saal, wo viele sitzen — kann ich bloß ihr Haar sehn, das hat sie gebobbed round den Schädel. So sitzt sie den ganzen Tag. Immer, den

ganzen Tag. Bloß, wenn ich komme und sage: ‚Liebe, ich bin hier,' sieht sie auf und sagt: ‚Mein lieber Frank,' und lacht mit ihrem hübschen Gesicht. Ich weiß nur ein bißchen, was es ist ... Anglo Saron Poetry ... aber einerlei ..." Er lüftete aus Achtung vor seiner Braut oder der Anglo Saron Poetry die Mütze.

Lütte Witt hielt es für höflich, es ebenso zu machen, und lüftete auch die Mütze.

„Wie heißt du weiter als Frank?" sagte er.

„Frank Williams ... mein Name ... von Marion, Indiana, vierundzwanzig Jahre alt und Konsul-Assistent der Vereinigten Staaten von Nordamerika."

„Ich heiße Otto Andrä Anthes," sagte Lütte Witt ebenso ernst, „zehn Jahre alt und Quintaner des Wilhelm-Gymnasiums. Aber wir haben jetzt keine Schule, weil keine Kohlen da sind für Schulen." Da der Amerikaner ihn als gleichwertig behandelte, wuchs sein Mut, die Sache, die ihn bedrückte, vorzubringen. Er sagte mit derselben gleichmütigen Ruhe, mit der sein Bekannter sprach: „Ich bin unterwegs, Arbeit zu suchen, aber es ist mir noch nicht geglückt."

Der Amerikaner sah den blassen, kleinen Jungen an und sagte: „Wegen Brot ... ich denke?"

Lütte Witt sagte ernst: „Meine Schwester hat bisher Geld verdient, aber nun Mui tot ist, muß sie bei Gerdt sein und kann nicht so viel verdienen."

„Jawohl ... ich verstehe."

„Und nun ist die Sache die: ich kann eine Stelle bekommen; aber es ist ein Hundefuhrwerk. Was sagst du dazu?"

„Mit Hunden?" sagte Frank Williams, indem er sich ein wenig bequemer zurechtlegte, „zwei gute Hunde vor Wagen? Natürlich . . . Wenn die Hunde gut sind . . . Welche Rasse?"

„Das weiß ich nicht," sagte Lütte Witt, „sie heißen Dina und Woltermann. Dina ist schwarz und Woltermann braun; sie sind so hoch." Er zeigte bis zu seiner Hüfte.

Der Amerikaner dachte einen Augenblick nach. „Ihr seid hier in Deutschland nicht quick genug," sagte er. „In Amerika ist jeder quick. Wir werden drüben schon so geboren, so mit Verstand für Hühner, Hunde, Pferde, Maschinen, Menschen, und sind sehr quick. Hundegeschäft ist gut, ein Geschäft zu machen, ich denke . . . auch in Deutschland."

Der Kleine fand, daß der Amerikaner vom Thema abwiche und sagte: „Meine Schwester sagt: es geht nicht, daß ich mit Hunden fahre. Es ist nicht fein genug."

„Nicht fein genug?" sagte der Amerikaner, „warum nicht? Faul sein, lügen, rauben, solche Arbeit ist nicht gut; alles andre aber gut. Zimmern, Maurern, Handeln, Konsul sein, alles gut, auch Anglo Saron Poetry, auch Hunde fahren."

Sie schwiegen nach dieser lebhaften und anstrengenden Unterhaltung eine Weile. Dann fing Lütte Witt wieder an. „In allen andern Dingen," sagte er mit leiser Stimme und einem seltsam dunkeln Schein in den Augen, „kann ich meine Mui fragen; aber unglücklicherweise versteht sie nichts von Hunden, da muß ich eben andre fragen. Also, du meinst, ich kann es ruhig tun?"

Frank Williams nickte mit dem Kopf. „Alle Präsiden-

ten der Vereinigten Staaten," sagte er, „sind als Jungen Arbeiter gewesen, Handwerker oder Zeitungsträger oder Farmer, oder so was."

„Hat einer ein Hundefuhrwerk gehabt?" sagte Lütte Witt.

„Das weiß ich nicht genau," sagte Frank Williams, scharf, aber vergeblich nachdenkend ... „wenn Lilly hier wäre — das ist meine Braut — würde ich sie fragen; die weiß alles. Auf keinen Fall ist Hundefuhrwerk ein Hindernis zum Präsidenten der Vereinigten Staaten oder von Deutschland. Warte ein wenig! Richtig ... die Leute, die immer den Nordpol entdecken, die fahren mit Hunden ... Also!" ... Er legte sich nach dieser Entdeckung wieder auf die Lehne zurück und schwieg. Nach einer Weile zog er die Hand aus der Tasche und zeigte an seinen langen magern Fingern: „Zuerst zwei Hunde ... gerentet ... ein bißchen Rasse veredelt. Vier junge Hunde verkauft!"

„Bloß Dina ist eine Hündin," sagte Lütte Witt.

„So," sagte der Amerikaner, „also verkaufen! Geld auf Bank gesammelt ... drei, vier Hündinnen ... viele Kleine ... Immer bessere Rasse ... Kleiner Verdienst, großer Umsatz ... So lange ich in Deutschland bin, möchte ich immer frischen Wind machen, immer frischen Wind! Es fehlt frischer Wind. Handwerkzeug alt, Pferde alt, Augen alt, Schritte alt, Menschen alt. In Amerika alle jung, alle frisch, alle Hoffnung. In ganz Amerika keine alten Leute. Jung bis fünfundsechzig, dann plötzlich am Schreibtisch oder vor Ladentisch tot ... rasch begraben ... Weg."

„Na," sagte der Kleine, „dann will ich mich bedanken,

daß du mir geraten hast, und will hingehn. Jetzt ist Mare da."

„All right!" sagte der Amerikaner. „Und dann mußt du sie mir zeigen. Wie groß sind die Hunde?"

Lütte Witt zeigte wieder.

„So," sagte der Amerikaner, „well, mach' es gut!"

Der Kleine gab die Hand, indem er in seiner höflichen Weise die Mütze lüftete, und machte sich auf den Weg.

Max hatte sein Fuhrwerk schon besorgt und kam ihm am Eingang zur Gärtnerei entgegen. Er war etwas kühl und ablehnend, kehrte dann aber mit ihm um und stellte ihn dem Gärtner vor. „Dina mag ihn," sagte er, „und das ist die Hauptsache; auf Woltermann kommt es nicht an." Er umspannte Lütte Witts Arm und sagte befriedigt: „Er hat ganz gute Muskeln!"

Der Gärtner wußte ungefähr, wie es im Hause des Kleinen aussah, und sagte, daß er es wagen wolle, und was er ihm außer dem Mittagbrot geben werde.

Er wußte nicht recht mehr mit dem Geld Bescheid, das in den letzten Tagen ganz wild geworden war und nach Hunderttausenden gezählt wurde; aber er wußte, was ein Laib Brot zur Zeit kostete; und glühte vor Freude und Stolz, als er feststellte, daß er für das Geld mehrere Brote würde kaufen können.

Mare, der nun sehr wohlwollend war, sagte, er möge am Ausgang auf ihn warten, bis er mit dem Gärtner abgerechnet hätte.

Obgleich ihm das Herz sehr brannte, nach Hause zu kommen und mit seiner Schwester zu reden, hielt er es für

seine Pflicht, zu warten, und setzte sich neben der großen offnen Pforte auf den Querbalken.

Als er so saß, trat aus dem kleinen Haus, das da neben dem Eingang in einem Gärtchen lag, ein junger, schmaler Mann mit wirrem, dunklem Haar und unter buschigen, dunklen Brauen kluge, kleine Augen. Am linken Bein waren Fuß und Wade, wohl durch eine Verwundung, schwer verkrüppelt; er ging auf der Kante des Fußes, stark hinkend, und, wie es schien, mit Schmerzen. Er warf einen alten Mantel, der neben einem Stapel Bücher auf der Bank lag, über die magern Schultern und fing an, in den Büchern zu suchen und zu lesen. Dabei knurrte und schimpfte er immer leise vor sich hin. Bald mißfiel ihm die Bank, bald die Lage eines Buches; bald störte ihn der Wind, der mit den Blättern spielte; bald hatte er etwas verloren und schmiß den ganzen Kram, der unordentlich um ihn lag, durcheinander. Aber trotzdem war in dem ganzen Benehmen des Menschen etwas, was Lütte Witt auf dem Querbalken gefiel, so, als wenn es alles nicht so böse gemeint wäre, ja, als wenn vielleicht im Grunde des Gebrumms ein Lächeln läge, das nur nicht herauskommen könnte oder wollte.

Als der junge Mann von ungefähr zu ihm herübersah, fragte Lütte Witt ihn höflich über den niedrigen Zaun herüber: „Hast du Kopfweh?"

Der junge Mensch sah Lütte Witt finster an und sagte nichts.

„Hast du Schmerzen in deinem Bein?" sagte Lütte Witt.

Der junge Mensch schwieg immer noch, sah ihn nur an.

„Aber du kannst ja doch sehn!" sagte er gedankenvoll; „Warum schimpfst du denn?"

Der junge Mensch sagte mit finsteren Augenbrauen: „Weil alles gegen mich ist: Wind und Sonne, Menschen und Bücher; und auch du. Denn was störst du mich?"

Lütte Witt sagte tadelnd: „Mui sagte immer: ein Mensch, der gesund ist und Arbeit hat, muß froh sein. Das sagte sie."

„Deine Mutter?"

„Ja, meine Mutter ... die ist Dienstag begraben worden."

„So," sagte der junge Mensch, „das tut mir leid."

„Es könnte dir ganz gut tun," sagte Lütte Witt, „wenn du meinen großen Bruder mal sähest, der ist fast blind. Du würdest dann wissen, was wirkliche Not ist."

„So, das meinst du!"

„Ja, das meine ich," sagte er bestimmt, aber sehr höflich. Er sagte alles sehr höflich. „Mein Bruder ist in der Gefangenschaft in Marokko fast ganz blind geworden. Er kann sich nicht beschäftigen, weil er so wenig sehn kann."

„Ja, ja," sagte der junge Mensch, „was soll er tun?"

„Meine Schwester liest ihm vor; aber es wäre besser, wenn sie im Geschäft arbeiten könnte und Geld verdiente, daß mein Bruder etwas Tüchtiges zu essen bekäme."

„Ja, ja," sagte der junge Mensch, „das wäre besser!"

„Mir kam so der Gedanke," sagte der Kleine, „weil du da so sitzt ... ich habe dich oft so sitzen sehn ... und nicht recht was tust, du könntest ihn mal besuchen und mit ihm reden. Wir wohnen im siebenten Haus von hier an. Und meiner Schwester würde es auch gut tun, wenn mal jemand

käme; denn sie ist sehr traurig wegen unsrer Mutter ... Aber es hat doch wohl keinen Zweck," sagte er bedenklich.

„Warum hat es keinen Zweck?"

„Ja, siehst du, mein Bruder hat keinen Mut, und muß wieder Mut haben. Aber wie kannst du ihnen helfen? Du hast ja auch keinen Mut."

„So, so," sagte der junge Mensch, der immer ein bißchen muntrer wurde. „Es handelt sich darum, daß er munter wird; kannst du es denn nicht?"

„Du hörst ja," sagte Lütte Witt höflich, „daß ich arbeite. Ich arbeite hier beim Gärtner," sagte er stolz. „Ich übernehme das Fuhrwerk von Mare. Aber wenn du keinen Mut hast, hat es keinen Zweck."

Eine kleine Pause.

Lütte Witt sah in den Garten zurück, ob Mare nicht käme. Dann hob er wieder den hellen Kopf und fragte: „Wie heißt du?"

Der junge Mensch sagte in der knurrigen Art, in der er alles sagte, in westfälischem Platt: „Wat is dat for'n Tier, dat kickt all Tied gegen den Wind?"

Lütte Witt dachte einen Augenblick nach. „Das ist der Wetterhahn," sagte er.

„Das ist mein Name," sagte der junge Mann.

„Und was bist du?"

Der junge Mann sagte in derselben Weise: „Wer is dat ... de fodert dörtig bit föftig Kalwer ut de Hand, und hett nix drin?"

Lütte Witt dachte nach: „Das ist ein Lehrer," sagte er.

„Das bin ich;" sagte der junge Mensch.

Lütte Witt rutschte vom Querbalken herunter, nahm

die Mütze ab und sagte höflich: „Entschuldigen Sie bitte, daß ich du gesagt habe."

Der junge Mensch sagte gleichmütig: „Bleib nur beim Du."

Lütte Witt setzte sich wieder, legte die Mütze auf das Knie und sagte: „Was hast du denn eigentlich für Unglück?"

„Was ich für Unglück habe?" sagte der Lehrer, während eine besonders dunkle Wolke über sein mürrisches Gesicht ging. „Bin ich nicht zum Krüppel geschossen? Und sind die Franzosen nicht im Land? Und liegen nicht in meiner Schulstube Marokkaner, oder was für Kerle es sind? Ist das nicht Unglück genug? Und dazu schreibt mir das alte Ungeheuer im Wald die verrücktesten Briefe?" Er warf einen Brief, der neben ihm lag, in die äußerste Ecke der Bank.

„Wer ist das Ungeheuer im Wald?" fragte Lütte Witt.

„Wer sollte es sein?" sagte der Lehrer, „das ist mein sogenannter Vater, der Förster Wetterhahn."

„Dein Vater?!" sagte er erschrocken, „den nennst du Ungeheuer? Was schreibt er denn?"

„Was er schreibt? Er schreibt, er hoffe, daß mir alles, was mir hier begegnet, zum Segen dienen möge! Der heuchlerische alte Halunke!"

„Oh," sagte Lütte Witt, „da hat dein Vater wohl ganz recht. Meine Mui sagte immer: man muß jede Sache umdrehn; sie hat immer eine andre Seite. Sie hat mir das an vielen Beispielen gezeigt."

Er griff höflich an die Mütze, und ging mit Mare, der des Weges kam, auf die Straße.

* * *

Nun fuhr er zweimal täglich mit seinem Gespann in die Stadt und lieferte das Gemüse bei dem Händler ab, der am Alten Markt einen Keller hatte. Er trug seine alten Schnürstiefel mit breiten niedrigen Absätzen, die noch gute Sohlen hatten, schwarze Strümpfe und den alten rotbraunen Manchesteranzug, Kniehosen und die Jacke mit vier Knöpfen, von denen aber nur der oberste geschlossen war. Liesbeth hatte ihm den schmalen weißen Leinenkragen umlegen wollen; aber er hatte gesagt, daß es zu seinem neuen Beruf durchaus nicht passe und daß die andern Jungen ihn deswegen quälen und ärgern würden. Er hatte es ihr nicht ausreden können und war schon dicht daran gewesen, Mare zu bitten, als Sachverständiger zu ihr zu gehn und sie davon abzubringen; aber dann hatte er doch ohne Hilfe gesiegt. Die Schirmmütze war vom selben Stoff mit aufgeklapptem Rand, den er niederklappte, wenn der Wind hart wurde oder wenn es stark regnete. So ging er dicht neben den Köpfen der Hunde her, genau so, wie er Max hatte dahergehn sehn: ein wenig zurückgebeugt, mit langen Schritten, die kurze Peitsche erhoben, ein wenig außer Atem.

Er war nicht sogleich der Herr der Hunde. Es gab einige bedenkliche Augenblicke. Gleich bei der ersten Fahrt, als sie eben die Straße erreicht hatten, ging es hart her. Dina spürte wohl, daß eine andre Hand die Leine hielte. Sie wollte auf eine junge Katze zuspringen, die des Weges kam. Aber der ruhige, verständige Woltermann und die Peitsche halfen.

Dina bekam eine starke Rede: „Ich weiß nicht," sagte er, „wie du so unvernünftig sein kannst. Bedenkst du nicht, daß der Wagen und was darauf ist, sicher Millionen kostet?

Wenn du davon gesaust wärst, wäre wohl der ganze Kram in den Rinnstein gerollt und der Wagen wäre zerbrochen! Nein, ich begreife dich nicht! Wenn du so beibleibst, werde ich mich ganz und gar an Woltermann halten müssen, der sich sehr vernünftig benahm."

Es kam zuweilen ein wunderlicher Drang über die beiden, so rasch zu laufen, daß er mit seinen kleinen Beinen nicht mitkommen konnte. Er beschwerte sich sehr darüber. Er sagte nicht, daß seine Beine zu kurz wären. Er hütete sich, sich eine Blöße zu geben. Er sagte: „Wenn wir so vorwärts stürmen, was geschieht? Wenn wir den Alten Markt erreichen, hängen uns die Zungen aus dem Hals. Soll der Händler uns so ankommen sehn? Du mußt Dina mehr zurückhalten, Woltermann; du bist der Verständigere."

„Wir wollen gewisse Zeichen abmachen," sagte er am dritten Tag; „ich mag nicht immer dieselben Reden halten. Wenn ich dir die Peitsche vor die Nase halte, Dina, so bedeutet es, daß du zu rasch gehst, und wenn ich dir, Woltermann, die Peitsche in die Seite setze, so bedeutet es, daß du etwas rascher gehn sollst; denn du gehst zuweilen zu langsam. Und wenn ihr etwas seht, was gefährlich werden kann, und ich habe es noch nicht gesehn, so müßt ihr kurz aufbellen; aber nur kurz."

Zuweilen drängten sie sehr zur Seite, so daß sie fast in den Rinnstein gerieten. Als sie es mehrere Male nacheinander taten, sagte er: „Ich verlange wirklich nicht viel von euch. Ich leite euch, und ihr braucht bloß zu tun, was ich sage. Aber ein bißchen Richtung halten solltet ihr schon von selbst können. Ihr müßt doch verstehn, daß ich nicht immer nur an euch und den Wagen denken kann. Ich muß an

Schwester Liesbeth denken, wie sie in der Stube sitzt und fleißig ist, und was für Essen sie wohl auf dem Herd hat, und ob ihr Gesicht auch sehr traurig ist und ob sie gar weint, während sie arbeitet. Und ich muß an Bruder Gerdt denken, der halb blind ist, aber was viel, viel schlimmer ist, der bange vor der Sonne und ganz mutlos ist. Ja, diese Sache muß ich immer und immer wieder bedenken, bald allein und bald mit Mui. Die Sache ist die: wir können ihm auf keine Weise helfen; und Mui meint, das kommt daher, daß sie kein reines Gewissen hat. Mui ist in ihrer Jugend mal gedankenlos und undankbar gewesen."

Oh, er hatte viel Mühe und Unruh' mit seinen beiden Gefährten! Aber nach fünf oder sechs Tagen fühlte er — freilich noch mit etwas bangem Stolz — daß er ihnen gewachsen war.

Als er am Sonnabend sein Fuhrwerk abgeliefert hatte, packte ihm der Gärtner einen Haufen Kartoffeln, zwei kleine hausbackne Brote, ein schwarzes und ein graues, und einen Kohlkopf in einen Sack, legte ihn auf seinen Rücken und drückte ihm einige Papierscheine in die Hand. „Das ist dein Lohn," sagte er.

Er machte ein sehr ruhiges, ja stilles Gesicht, aber sein Atem ging plötzlich sehr hoch. Bis zur Biegung des Weges, noch innerhalb der Gärtnerei, ging er in ruhigem Schritt; dann aber setzte er sich trotz der schweren Last in Trab.

Der Lehrer stand vor der Tür seiner Wohnung. Lütte Witt hatte die Gewohnheit, eine kurze Unterhaltung mit ihm zu machen; aber diesmal lief er vorüber, indem er nur mit dem Kopf nickte und sagte: „Mein Wochenlohn!" Er trabte eine Strecke und stand und holte tief Atem; dann trabte er

wieder. Wie in allen wichtigen Augenblicken, war Mui da und redete mit ihm. Sie sagte: „Lauf' nicht so, mein Junge; ich kann ja kaum mitkommen. Es ist nicht gut für dich, daß du so sehr läufst. Der Sack ist zu schwer."

„Mein Wochenlohn, denke dir!" sagte er.

„Wie stolz du bist," sagte sie. „Aber du bist auch wirklich ein tüchtiger kleiner Junge."

Er lächelte leise und glücklich und sagte: „Du neckst mich bloß. Ich kenn dich!"

„Nein," sagte sie, „diesmal necke ich dich nicht; du bist wirklich ein tüchtiger kleiner Junge und ich bin so glücklich über dich."

Er merkte an dem veränderten Ton, daß sie dies nun im Ernst sagte. Das plötzliche Lob überraschte ihn und er wurde rot vor Freude. „Es geht ganz gut, sage ich dir. Und heute Abend essen wir uns wirklich und wahrhaftig satt."

„Wenn die Sache mit Gerdt und Schwester Inge nicht wäre," sagte Mui, „wäre ich ganz und gar glücklich."

„Du mußt nur Zeit geben, dann kommt auch das in Ordnung," sagte er.

Er ging ums Haus herum in die Hintertür und fand seine Schwester allein in der Küche, legte die Last vor ihr auf den Stuhl und hielt ihr zugleich die Scheine hin. „Kartoffeln," sagte er stürmisch, „zwei Brote, ein Kohlkopf und das Geld! Zähl' mal! . . . Was kannst du dafür kaufen?"

Sie zählte es und sagte: „Es sind hundertundzwanzigtausend Mark, dafür können wir anderthalb Pfund Margarine kaufen! Geh' nur gleich hin," sagte sie mit sorgen-

vollem Gesicht, „und kaufe sie; vielleicht ist sie morgen schon teurer."

Als er wiederkam, sagte er mit unsicherer Stimme, während ihm ein blasses Rot in die Wangen stieg: „Kann ich mich nun satt an Brot essen, jetzt, sogleich?"

Als sie nickte, setzte er sich an den Tisch, sowie er den Arbeiter in der Gärtnerei jeden Nachmittag am Tisch sitzen sah, ein wenig gebückt und die eine Hand auf den Schenkel gelegt. So wartete er, bis sie ihm ein großes Stück Brot gab. Da saß er nun und aß in derselben Haltung, während seine Schwester ihn zuweilen von der Seite betrachtete.

Am siebenten Tag, als er sich sicher fühlte, führte er sein Fuhrwerk dem Amerikaner vor.

Der lag nach seiner Gewohnheit in seinem langen gelbgrauen Mantel schräg auf der Bank, die langen Beine über der Lehne, und genoß die Sonne. Er nahm die Beine herunter, griff nach seinem Stock und kam mit seinem steifen Gang näher. Er war sehr sachlich; aber sehr interessiert. Der Wagen wäre zu schwer, sagte er; und in Amerika würde man sofort für einen andern Wagen sorgen; denn das würde sich an den Hunden bezahlt machen. Er führte das genau aus. Dann ging er um die Hunde herum und betrachtete sie mit sehr scharfen Augen. Er fand Dina gut, Woltermann weniger. Dann fragte er, ob viele Hundefuhrwerke in Deutschland wären, und als Lütte Witt meinte, daß es der Fall wäre, kam er wieder auf seinen Plan zurück. „Ich habe überlegt," sagte er; „du mußt spezialisieren. Du mußt machen eine Zucht von Ziehhunden, und ich bin bereit, für die Hälfte von den Aktien. Wir kaufen zwei Hündinnen mit besonders festen Beinen und

hörnernen Fußsohlen. Vielleicht Eskimohunde? Wir müssen an Amundsen schreiben ... Und nachher mußt du auf die Hunde-Universität."

Lütte Witt sah seinen Freund ein wenig zweifelnd an: „Gibt es denn das?"

„Alles!" sagte Frank Williams, „in Amerika, alles! Universität für Obst, für Blumen, für Hühner, also auch für Hunde. Habt ihr das nicht? Well, wir haben das alles."

Aber nun wurde ihm der Fußknöchel müde und er mußte sich wieder setzen; und Lütte Witt fuhr davon.

VI

Gut und Böse

Man sollte nicht denken, daß es von nun an, da er in seinem Beruf sicher war, ganz ohne Not abging.

Da war der Ungehorsam der eignen Hunde, der sich immer einmal wiederholte. Obgleich er Dina fest an der Leine hielt: sie ist jung und vergißt immer wieder einmal ihre Pflicht und er muß sie schlagen. „Nein," sagte er, „begreifst du nicht, daß man bei seiner Aufgabe bleiben muß, bis sie getan ist? Wie lange soll der Händler vor seiner Kellertür stehn und nach uns aussehn? Soll er etwa eine Stunde stehn? Und sollen sich die Frauen, die Kohl und Kartoffeln, Sellerie und Wurzeln kaufen wollen, um ihn sammeln, und wenn wir endlich ankommen, uns schelten? Und wie lange sollen die Kinder, die sowieso schon so hungrig sind, auf das Mittagessen warten?" Gegen solche ernste Rede konnte Dina nicht an. Sie hörte auf, so unvernünftig zur Seite zu drängen; und es ging wieder in forschem Schritt weiter.

Er hatte auch Not von fremden Hunden. Die kleinen Kläffer, so z. B. der Terrier eines Briefträgers, wurden leicht abgetan. Sie wurden, wenn sie trotz der Peitsche zu nahe kamen, mit einem Blick, oder, wenn es nötig tat, mit einem Fußtritt weggejagt. Aber des Kolonialhändlers großer Pudel war schlimm. Er saß still und ließ das Fuhrwerk ruhig vorüber; aber dann plötzlich kam er von hinten heran, lautlos. Und einmal biß er in die Manchesterhose. Lütte Witt drehte sich um und schlug zu; und es gelang ihm, das schwarze Biest so zu erschrecken, daß es sich heulend zurückzog. Aber da erschien der Lehrling des Ladens. Er beschwerte

sich, daß man sein armes, unschuldiges Tier — so sagte er! — mit Fußtritten behandle. Er warf schwere und gemeine Beschimpfungen auf Karre, Hunde und Führer. Er empfahl dem Führer, weil er so klein wäre, auf dem Hund zu reiten. Er kam näher und sagte, er wolle ihn samt seinen Hunden durch die elektrische Kaffeemühle drehen. Es war ein großer Junge und die Drohung war schrecklich; denn was weiß ein kleiner zehnjähriger Junge von einer elektrischen Kaffeemühle, ihrer Größe, Gewalt und ihren Tücken? Es wäre wohl nicht verwunderlich gewesen, wenn Lütte Witt seinen Hunden den Zuruf gegeben hätte, den sie kannten — denn sie hatten nun schon eine ganze Reihe von Zeichen untereinander, die sie gegenseitig verstanden — und mit ihnen davon gegangen wäre? Aber er hielt es für feige, und hielt stand und ließ ihn herankommen, hob aber die Peitsche und sagte zu seinen Hunden: „Wenn er mich angreift, springt ihm an die Gurgel." Aber er kam nicht so weit. Er fürchtete sich, als er die entblößten Zähne und die funkelnden Augen sah und zog sich zurück. „Seht," sagte Lütte Witt, „da geht er!" und holte tief Atem; und sah sich dann stolz um. Und wurde rot vor Freude, als eine alte dicke Frau ihm zunickte.

Im allgemeinen aber hatte er von seinen Mitbürgern nicht viel Anfechtung. Es war kein Mut und noch viel weniger Übermut im Volk. Sie waren alle wegen vieler, vieler Dinge sehr bedrückt. Vor ihren Augen standen immer und immer Bilder, die über alle Maßen traurig waren.

Sie sahen die langen, langen Reihen von Gräbern in Frankreich und Polen, darin die besten und schönsten Kräfte

ihres Volkes lagen. „Ach," dachten sie, „ihr Jungen, Schönen und Starken, daß ihr so früh dahin mußtet und unserm Volk verloren seid, das doch nichts so nötig hätte, als grade eure Hilfe, eure Mitarbeit!" — „Ach," dachten sie, „wenn wir noch wüßten, wozu ihr gefallen seid! Ja, wenn wir das wenigstens wüßten! Das wäre uns ein großer Trost in unserm unsagbaren Leid. Aber wir wissen es nicht. Freilich, zuweilen will ein Gedanke, eine Ahnung in unsern Seelen aufsteigen, als hätte euer Sterben einen hohen heiligen Sinn; aber diese Ahnung verschwindet wieder, und wir rätseln weiter an diesem Rätsel, das uns von allen Rätseln der Erde das allerschwerste scheint." Sie sahen auch im Geist alles, was sie verloren hatten: die blanken Waffen, Schützer und Zeichen eines freien Volkes, die schönen Städte an Rhein und Weichsel, die stolzen Schiffe, wohl tausend an der Zahl, all das viele Gold und Holz, Kühe und Pferde, die Erzeugnisse der Fabriken, die fernen Kolonien in heißer Sonne ... all dieser Fleiß und Schweiß von fünfzig Jahren ... verloren, verloren! ... Nein, es war nicht möglich, daß dies Volk sich viel um einen kleinen Jungen kümmerte, der mit einem Hundefuhrwerk durch seine Straßen zog.

Aber sie sahen noch viel mehr Trauriges. Sie sahen rund um sich die verzerrten Gesichter der Völker und hörten, wie sie sagten: „Du, deutsches Volk, bist schuld an dem unsagbaren Jammer dieses Krieges, und du bist über alle Maßen grausam gewesen." Das Volk war zwar ganz gewiß, daß diese Beschuldigung ein Irrtum und eine Lüge wäre. Es wußte wohl, daß seine Regierung nicht ganz unschuldig am Krieg gewesen war; aber es wußte auch,

daß die Regierungen von Frankreich und Rußland viel mehr schuld hatten und daß die von England nichts weniger als unschuldig war. Und es wußte auch, daß Grausamkeit nicht ein Laster seines Volkes war. Aber was half solches Wissen? Um so schrecklicher waren diese verzerrten Gesichter, diese fluchenden Völker; um so schrecklicher war dies Gefühl, von der ganzen Menschheit gehaßt zu werden. Wie furchtbar, wie unerträglich, wie über alle Maßen grausig diese Beschuldigungen, diese Verleumdungen, diese Entehrungen, besonders von Frankreich her, die nach dem Kriege täglich auf das deutsche Volk niedergingen! Nein, wie konnte man sich um einen kleinen Jungen in englisch-ledernen Hosen kümmern, der neben zwei mittelgroßen dunklen Hunden die Straße entlang fuhr? Mußte man nicht immer an diese traurigen Dinge denken?

Aber das war noch nicht alles, was den armen unglücklichen Menschen durch die Seele ging. Da war auch so viel Trauriges im Volke selbst. Das Volk war durch den langen Krieg und durch Hunger und Angst um Leben und die Gesundheit ihrer Lieben, besonders ihrer Kinder, sittlich sehr heruntergekommen. Sehe mal einer seine kleinen Kinder blaß und blässer werden und abends vor Hunger nicht einschlafen können, und bleibe dabei ein guter Mensch! Und nach dem Krieg? Ach, wenn die jetzige Regierung noch große Dinge getan hätte! Wenn sie dem Volk gezeigt hätte, daß sie für das Rechte und Gute etwas Großes wagte! Aber dies und vieles andre, danach die Seele und das gequälte Gewissen des Volkes schrie, geschah nicht oder doch zu wenig. An all diese Dinge mußten sie immer denken. Nein, es war nicht möglich, daß sie sich viel um einen klei-

nen Jungen kümmern konnten, der mit einem Hundefuhrwerk durch ihre Straßen zog.

Aber das war noch nicht alles. Wir haben das Schlimmste noch nicht genannt. Das Schlimmste war, daß das Volk in sich grübelte bei Tag und Nacht, Tag und Nacht: warum es so Schreckliches erleben müßte. Es hatte in den letzten fünfzig Jahren so viel Glück, Freude und Ehre gehabt; warum nun mit einemmal dies Unglück und diese Schmach, nun schon neun Jahre lang? Darüber grübelte es immerzu. Und wie ein einzelner Mensch hatte es immer Neigung, Gott anzuklagen und zu sagen: wie kann mich, den Unschuldigen, solch entsetzliches Unglück treffen? Aber jedesmal, wenn es so denken wollte, sagte eine leise Stimme: „Bist du ganz unschuldig? Freilich, den Krieg hast du nicht gewollt; aber deine Regierung war unruhig, unvorsichtig, prahlig, und wurde dadurch mitschuldig am Krieg. Wie aber kam es, daß du diese unruhige, unvorsichtige, überhebliche, für dein Leben und Gut so tödlich gefährliche Regierung so lange ertrugst? Wie kam das? Warst du wohl selbst ungeschickt, unvorsichtig und überheblich? Oder warst du wenigstens ein schläfriger oder ein feiger Mensch, daß du nichts dagegen sagtest? Wenn es aber so ist, daß wir Sünde getan haben, in die Irre gegangen sind, was müssen wir dann tun? Dann heißt es: beuge dich vor dem allmächtigen Gott, Menschenseele, welcher Rächer ist über die Lebendigen und Toten, und heile und rette deine Seele! ...“ Nein, das Volk, das durch die Stadt ging, hatte keinen Mut und keine Lust, sich an dem kleinen Jungen zu vergreifen, ihn zu necken oder seine Hunde zu ärgern.

Es war dem kleinen Jungen gar nicht recht, daß sie so

wenig nach ihm sahen. Was? Gingen die Hunde nicht gleichmäßig nebeneinander? Waren es nicht gute Paßhunde und fast von derselben Farbe? Und war er nicht ein Dreikäsehoch und in rotbraunen englischledernen Hosen? Und ging er nicht mit straffer Leine, die kurze Peitsche zum Schlag erhoben? Aber nein, die Leute hatten genug mit sich selbst zu tun.

Aber die Soldaten der Besatzung, die hatten einen andern Mut! Sie waren Sieger. Und Sieger sein, das ist ungefähr so, als wenn man ... nein, es ist mit menschlichen Worten gar nicht auszudrücken, wie großartig es ist, Sieger zu sein. Wenn man Sieger ist, ist man ein tapferer Mensch, ein Held; denn wie hätte man sonst gesiegt? Und ein gerechter und guter Mensch; denn wie hätte man sonst gesiegt? Und ein sehr kluger, ja alles wissender Mensch; denn der Sieg durchleuchtet den ganzen Körper und Geist, daß er alle Dinge weiß. Es kommen einem freilich allerlei Gedanken, so, um einige aufzuzählen: der an die vielen, vielen Gräber und die Weinenden, und an viele andre traurige, ja unerträgliche Dinge daheim im eignen Volk. Und daß man den Sieg nicht allein errungen, oh nein, sondern, indem man alles Gold und allen Schmutz der ganzen Menschheit zusammengetragen hatte, um das tapfere und tüchtige deutsche Volk damit zu bedecken und in die Knie zu bringen. Und dann der Gedanke, daß doch jetzt eigentlich Friede wäre, sozusagen, und daß es eine unerfreuliche, ja eine häßliche Sache wäre, ein wehrloses, hungerndes und in sich verzweifelndes Volk zu quälen und zu schänden, Monat auf Monat. Und zuletzt war es nicht schön, nein, gar nicht schön, sich vorzustellen, daß dies Volk,

das man nun seit bald vier Jahren so mit aller Kraft quälte, beleidigte und entehrte, einmal wieder stark und kräftig werden könnte, und eine gute Stunde abpassen und sagen könnte: „Umschichtig geht es! Jetzt komme ich!“ War es nicht immer so gegangen durch dreihundert Jahre ... Nein, wirklich, es waren da viele unerfreuliche Dinge, an die man denken mußte!

Aber einerlei, man war Sieger, und das will etwas sagen! Nicht daß sie herumschrien und mit den Leuten herumstießen! Nein, das taten sie nicht. Oder daß sie darauf aus waren, den kleinen Jungen zu quälen, der so klein, grade und tapfer an der Seite seines Fuhrwerks ging. Nein, davon war keine Rede. Aber schon der Umstand, daß sie da waren und die Straßen der Stadt füllten, war eine schwere Sache für den kleinen Jungen. Und dann, daß sie ja als Sieger keine Rücksicht nehmen konnten. Nein, das konnten sie nicht. Seht, da kommt eine Reihe von schweren Trainwagen! Da, als Elefanten anzusehn, riesengroße Tanks. Da drei Reiter, Ordonnanzen, nebeneinander. Da ein Trupp zu Fuß, der ein wenig spaziert und die Stadt besieht. Es mußten oft sehr rasche Entschlüsse gefaßt werden. Plötzlich mußte man halten oder zur Seite biegen, oder rasch in eine Einfahrt hineinfahren, oder gar, wenn alles andre nichts half, auf den Bürgersteig fahren. Einmal hätten sie ihn trotz seiner Wachheit fast überritten, wenn nicht ein Mann ihm rasch das Tor seines Gartens geöffnet hätte, in das er hineinfahren konnte.

Wenn sie nicht in Reih und Glied waren, sondern allein oder in Trupps so dahinschlenderten, vergaßen die meisten, bei weitem die meisten, daß sie Sieger waren und

sich eigentlich anders benehmen mußten. Zwei- oder dreimal half ihm einer. Sie dachten wohl, da sie ihn so klein und tapfer neben seinen Hunden dahergehen sahn, an einen kleinen Bruder oder an einen kleinen Nachbar, den sie daheim hatten. Eine richtige Not hatte er nur bei der Wache der Marokkaner, an der er täglich viermal vorübermußte. Zuerst kam er an der Wache der Schützen vorbei, die taten ihm nichts; im Gegenteil, die hatten Spaß an ihm, riefen ihm zu, neckten ihn wohl mal und gaben seinen Hunden zuweilen etwas Brot. Da waren besonders zwei Brüder, zwei blasse, ganz junge Kerle, die konnten ein wenig deutsch. Die ließen sich gewisse deutsche Sätze von ihm vorsagen, und sprachen sie nach und lernten von ihm. Aber gleich dahinter die Wache der Marokkaner, die war seine tägliche Sorge. Nicht daß sie alle unfreundlich, oder gar bösartig waren; aber einige der Wachleute waren böse Menschen. Sie warfen Steine nach seinen Hunden, oder sprangen gegen sie an, oder suchten sie durch Brot und Speck zu verführen; oder hielten den Wagen fest, indem sie ihre Gewehre zwischen die Speichen steckten; oder zerrten das ganze Gespann gegen die Wache und erhoben dann einen Lärm. Und dann kam der Offizier und schimpfte. Und der Offizier war derselbe, dessen Stimme den blinden Bruder so sehr erregt hatte, der ihn vom Bürgersteig gestoßen hatte.

Wir müssen sehr vorsichtig sein mit unsern Behauptungen. Wenn ein Mensch sich vor so viele Menschen hinstellt und erzählt eine Geschichte, wie wir es jetzt tun, so ist er Gott und den Menschen verpflichtet, jedes Wort auf die Wagschale zu legen, ehe er es über die Lippen

bringt. Es war so: alle Leute der Marokkanerwache waren Sieger. Ja, sie hatten alle dies Forsche, Hochmütige, Sinnlose in den Gesichtern, das die Sieger haben. Aber nein, diese Worte sind immer noch nicht richtig; sie treffen immer noch nicht ganz genau die Sache. Richtig, das ist das richtige Wort: dummforsch. Ja, dummforsch war die ganze Marokkanerwache; und dazu war sie ja auch berechtigt, denn sie waren Sieger.

Der Sieger ist ja immer geisteskrank. Ja, das ist er. Dagegen ist nichts zu machen und zu sagen. Das ist eine reine Wahrheit. Man denke: das deutsche Volk, mit der ganzen übrigen Menschheit im Kampf auf Leben und Tod, fast schon verblutet und verhungert, kann mit seinen riesigen Feinden im Osten, die es mit Gottes Hilfe besiegt hat, einen schönen, edlen Frieden schließen, ja, vielleicht Bündnis und Hilfe bekommen! Statt dessen, in all seiner ungeheuren Not, fast schon verblutet, raubt es ihnen Länder und zwingt ihnen einen Frieden auf, den sie als Entehrung empfinden, treibt sie dazu, weiter seine Feinde zu sein. Man denke: das französische Volk kann mit dem zusammengebrochenen deutschen Volk einen edlen Frieden machen, für Jahrhunderte, ja für immer; statt dessen überwirft es dieses Volk, daß es dies eine Mal mit der Hilfe andrer Völker in die Knie gebracht hat, Jahr auf Jahr mit jedem Hohn und Schmutz, den die Gesinnung seiner kurzsichtigsten, seelenlosesten und dümmsten Menschen erdenken kann, und verwandelt, ohne irgendeinen Vorteil für sich, in schierer Sinnlosigkeit, Menschlichkeit und Mitleid in grausen, tödlichen Haß. Man denke: das englische Volk bestimmt, daß nach dem Kriegsende, also in Friedenszeit, die

deutschen Frauen und Kinder noch monatelang hungern sollen, daß noch Tausende deutsche Kinder auf steifen Lagern, auf Brettern liegen sollen wegen ihrer durch Hunger verkrümmten Rückgrate. Man denke: das amerikanische Volk, das starke Jünglingsvolk, bricht einem Niedergebrochenen und Verzweifelten sein heiliges Wort! Habe ich nun bewiesen, daß Sieger geisteskrank sind?

Wir müssen ganz gerecht sein. In der Mehrheit waren die Leute der Marokkanerwache nur richtige Sieger. Aber da waren zwei oder drei unter ihnen, und dann der Offizier, der Leutnant Gallant, die waren von Natur minderwertige Menschen, die hatten etwas Bösartiges und Tückisches und etwas versteckt Feiges. Ja, so war es. Es waren in der Marokkanerwache vier oder fünf solche Menschen; und sie benahmen sich so gegen den kleinen Jungen, und darum fürchtete er sie.

Aber im ganzen war er in diesen Wochen recht glücklich; er war stolz auf das Amt und daß er Geld verdiente, und sich nun jeden zweiten Tag satt essen konnte. Und dann waren da auch sonst noch einige Freuden. So wenn er am Spielplatz vorüberfuhr und den Amerikaner da sitzend fand. Er hatte immer nur wenig Zeit. Ein tüchtiger Arbeiter hat nie viel Zeit. Aber einen Augenblick hielt er doch an und sprach mit seinem Freund. Und das muß man dem Amerikaner lassen, obgleich er ja eigentlich auch ein Sieger war und die Knöchel ihn von der Krankheit noch schmerzten, und obgleich er in Gedanken immer seine Lilly sah zwischen ihren Büchern: er griff immer an die Mütze und nahm immer die Pfeife aus dem Mund, und machte immer einige Vorschläge, wie das Geschäft zu heben und zu er-

weitern wäre, und unterließ auch nie, nach Bruder und Schwester zu fragen.

Und wenn Lütte Witt nachmittags das Fuhrwerk abgeliefert hatte, kam es am Ausgang des Gartens oft zu einer kleinen Unterhaltung mit dem Lehrer, der draußen hin und her ging, oder vor der Tür stand oder das Fenster öffnete.

Seine erste Frage war nach den Hunden. Er sprach von den Hunden, die sein Vater hatte, „der alte Halunke", wie er mit finster zusammengezogenen Brauen und knurrender Stimme sagte. Ja, das wären Hunde! Aber diese? ... „Dinas Großvater ist offenbar ein Affe gewesen; und Woltermann müßte in die Irrenanstalt, so unklug kuckt er darein."

Die Hunde nahmen diese Angriffe in ihrer Dummheit für Ernst und bellten den Lehrer an. Aber Lütte Witt fühlte, daß hinter all dem Gebrumm viel Spaß versteckt war. Der Lehrer war offenbar wunderlich und ärgerlich, und mußte seine Wunderlichkeit und seinen Ärger an den Mann bringen. „Sei ruhig, Dina," sagte Lütte Witt. Dina schwieg. „Wenn du noch einmal so über uns redest," sagte Lütte Witt mit zornigen Augen — aber der Spaß steckte dahinter — „werden wir alle drei dir ins Gesicht springen, das sage ich dir."

Ja, so ging er mit dem Lehrer um! Und die Hunde waren ganz auf seiner Seite. Dina fletschte die Zähne und Woltermann bellte dumpf auf.

Hinter den kleinen dunklen Augen des Lehrers lächelte es. „Was seid ihr für drei Kerle," sagte er, „so einen armen Hinkefuß umzustoßen, bloß weil er die Wahrheit sagt!"

Aber die Drohung hatte geholfen. Drohungen halfen immer. Man mußte ihm nur kräftig entgegentreten; dann wurde er gleich gemütlich. Ja, es war beinah so, als wenn er nur herausfordern wollte, daß man ihm eins auf den Kopf gab, und daß ihm das Spaß machte.

Er wurde menschlicher und freundlicher und fragte nach Bruder Gerdt. „Wie geht es deinem großen Bruder? Wird es etwas besser mit den Nerven und den Augen?"

Lütte Witt sagte: „Wir können etwas besser essen, seit ich Arbeit habe; und meine große Schwester verdient ja auch. Mein Bruder könnte sich jetzt beinah satt essen; aber er tut es nicht. Er sagt: ‚Eßt euch satt; ihr seid gesund und könnt arbeiten.' Aber das Schlimmste ist dies nicht; das Schlimmste ist, daß er so bitter ist und keinen Mut hat."

„Ja," sagte der Lehrer, „das ist das Schlimmste."

„Wir wollen so gern," sagte Lütte Witt, „daß er Besuch bekommt und sich unterhält; denn wir beide können ihm nicht immer erzählen oder vorlesen und ihm Mut machen."

„Nein," sagte der Lehrer, „das könnt ihr nicht."

„Und mir ist," sagte der kleine Junge, „als wenn es ihm gut täte, wenn grade du zu ihm kommen würdest."

„Warum grade ich?" fragte der Lehrer und machte ein unsagbar brummiges Gesicht, so als wenn es sieben Tage geregnet hätte.

„Ja," sagte Lütte Witt, „daß wir ihn mit Menschen zusammenbringen, die es leicht haben, das ist nicht richtig; dann würde er schweigen und sein Gesicht wie ein Vogel in die Brust stecken. Es muß ein Mensch sein, der auch Essig getrunken hat, oder sich doch so anstellen kann."

„Was sagst du?" sagte der Lehrer, „der sich so anstellen kann?"

„Ja," sagte Lütte Witt, „du tust so schwarz; aber ich glaube nicht, daß du in Wirklichkeit so schwarz bist. Du bist inwendig ziemlich bunt."

Die Rede gefiel dem Lehrer nicht, und er schüttelte den schmalen Kopf. „Du bist ungerecht," sagte er, „wie alle Jugend. Du solltest bloß sehn, wie es in meinem Herzen aussieht!" Dann hob er die Augen, die verschlagen aus ihren tiefen Höhlen blickten, und sagte: „Ich wäre schon mal gekommen; aber ich fürchte mich vor deiner Schwester."

„Ach," sagte der kleine Junge, „die tut dir nichts."

„Tut mir nichts?" sagte er, „wie kannst du so leichtfertig reden? Ich habe sie vor einigen Tagen gesehn, und sie ist sehr schön. Wenn ich sie nun mal nahe bei mir sähe, und sähe ihre Augen dicht vor mir, und verliebte mich in sie, was dann? Dann kommt zu allem Elend noch das stärkste hinzu. Ich habe genug davon, daß ich hier in der Stadt sitze statt im Wald, und daß meine Schule geschlossen ist, und daß Marokkaner in meiner Schulstube hausen und daß ich einen Vater habe, der mir das alles eingebrockt hat und sich darüber freut. Wenn nun dazu kommt, daß ich mich verliebe, dann wäre es aus mit mir. Denn ich kann dir sagen: wenn ich mich einmal verliebe, das ist eine schlimme Sache. Mir wachsen die Dinge immer gleich über den Kopf und ich bin ein ziemlicher Wüterich."

Der kleine Junge sah ihn nachdenklich an und sagte: „Das hast du wohl von deinem Vater?"

„Von dem?" ... knurrte der Lehrer zornig, „sage nicht,

daß ich Ähnlichkeit mit dem alten Scheusal habe! Wir sind verschieden wie Tag und Nacht."

„Aber dein Vater ist ein Waldmensch, sagst du, und du bist es auch, sagst du. Und ihr beide, sagst du, seid Wüteriche. Also seid ihr euch ähnlich. Ja, ich glaube sogar, ihr seid euch sehr ähnlich; und ich glaube, du hast ihn sehr lieb. Aber du weißt es nicht oder willst es nicht wissen."

„Nein!" sagte der Lehrer ganz erstaunt und erbost. „Was bist du für ein wunderlicher kleiner Junge! Das ist denn doch das Tollste, was ich je in meinem Leben erlebt habe! Ich und dieser alte Türke im Wald!? Wie nimmst du bloß den Mut, so etwas auszusprechen!"

Lütte Witt sagte sorglos: „Das habe ich von Mui. Mui hat mir gesagt, ich solle nur immer Vertrauen haben, und das tun und sagen, was ich für recht halte; und ich halte es für richtig, daß ich das sage."

„So," sagte der Lehrer. „Na ja, deine Mui und du! Ihr seid ein hübsches Gespann!"

„Ja," sagte Lütte Witt, „und sie meint auch, daß es gut wäre, wenn du dann und wann zu uns kämst und mit Gerdt redetest. Du mußt aber nicht vom Krieg reden, auch nicht von der Besatzung, überhaupt nicht von den Franzosen; auch nicht von Deutschland. Du mußt von irgendwelchen andern Dingen reden."

„Gut," sagte der Lehrer, „ich will einmal kommen."

Lütte Witt nahm höflich die Mütze ab und ging davon.

Einige Tage später, als er nachmittags dem großen Bruder vorlas — Schwester Liesbeth war ins Geschäft gegangen, Arbeit abzuliefern — kam er richtig angehinkt. Wie schwer ging er an seinem Stock! Man merkte, wie

jeder Schritt ihm Schmerzen machte! Und wie eilig und scheu sah er aus seinen kleinen tiefen Augen unter den buschigen Brauen über das kleine Haus hin, wer da wohl am Fenster säße! Lütte Witt sprang auf und kam ihm in der Diele entgegen. Als der Lehrer leise fragte, ob die Schwester daheim wäre, und erfuhr, daß sie nicht da war, atmete er erleichtert auf, und ging mit ihm in die Stube.

Er schüttelte dem Blinden die Hand und sagte mit sachter, gedrückter Stimme, wer er wäre und wozu er käme. „Der kleine Mann, dein Bruder," sagte er, „hat dir gewiß erzählt, daß ich einsam und wunderlich bin und keinen Verkehr habe; und da wollte ich ein bißchen mit dir sprechen, weil du auch einsam bist. Ich will dir gleich reinen Wein einschenken. Mein Unglück ist, daß ich ein Springinsfeld war wie keiner und flink wie ein Wiesel, und daß ich nun ein armer Krüppel bin; und daß ich Heimweh nach dem grünen Wald habe, wo ich aufgewachsen bin. Und Heimweh ist eine schlimme Sache. Ich habe die vier Jahre im Feld grenzenlos darunter gelitten. Ich kann dir sagen: ich ging immer unter Baumrauschen; und nicht allein, daß sie rauschten, sie redeten mit mir, und machten mich mit ihren Erzählungen fast verrückt. Jeder einzelne von den alten Burschen im Wald, die ich alle kenne, machten sich auf den Weg nach Frankreich und tüterten mir alte Geschichten in die Ohren. Als der Krieg aus war, ging ich in den Wald zurück und war selig. Aber nun habe ich noch ein allergrößtes Unglück, daß ich noch nicht genannt habe. Ich habe einen Vater, der leider ein ganz schlechter Mensch ist. Die Leute in der Gegend sagen, er sei ein Ehrenmann, und halten große Stücke auf ihn; aber sie kennen ihn nicht

genau und irren sich. Er ist ein ganz verschlagner alter Kunde und gegen sein Kind jedenfalls der schlimmste Rabenvater. Genug, der sagte: „Es geht nicht an, daß du dich hier für dein ganzes Leben, so jung du noch bist, im Wald eingräbst. Du bist von Natur schon ziemlich wunderlich; was wird aus dir werden, wenn du immer hier bleibst? Du mußt eine Zeitlang in der Stadt hausen; und mußt auch die dortige Schulart kennen lernen.“ Nun, ich gehe in meiner Torheit richtig auf den Leim; und nun bin ich hier. Kein Wald, aber Heimweh nach dem Wald! Keine Schule, aber Franzosen und Marokkaner!“

Lütte Witt fürchtete, daß er nun auf die Franzosen schimpfen würde, und das wäre nicht gut für Bruder Gerdt gewesen. Also sagte er rasch: „Wenn du den Wald so liebst, dann erzähl' uns etwas davon ... Erst erzähl' uns vom Wald und dann von der Schule.“

Da fing der Lehrer an zu erzählen, zuerst vom Wald. Er war gewiß ein ganz ungeschickter Mensch, mit der Sprache. Er hatte nicht allein Mühe, die rechten Worte zu finden; sondern er konnte auch die Sätze nicht zurecht bringen. Und dann ging auch noch dann und wann ein Zucken über sein Gesicht, wobei seine Augenbrauen sich ganz hoch hoben und die Zunge einen Augenblick stockte. Er hatte wohl im Krieg eine Nervenerschütterung bekommen. Aber merkwürdig ... trotz alledem hörte es sich sehr schön an, als er nun vom Wald erzählte: wie er als kleiner Junge vom frühen Morgen bis zur Abenddämmerung mit dem Vater das ganze Tagwerk erlebt hatte, neben ihm herlaufend und stolpernd, und vor Müdigkeit umfallend und schlafend, wenn der Vater mit den Arbeitern gesprochen

hatte; und was der Vater mit den Arbeitern gesprochen hatte; und wie ihm alles voll Wundern gewesen wäre. Wie er noch als Zehnjähriger geglaubt hätte, daß die Bäume miteinander plauderten, ja in der Nacht sogar sich besuchten, und wie sein Vater, das alte Waldtier, das heute noch glaube. Danach sprach er von der Schule. Und es war sehr seltsam, zu hören, daß er, als er nun von der neuen Kunst sprach, welche die Lehrer jetzt erst lernten, nämlich die Seele des Kindes wie einen Schrank aufzuschließen und zu untersuchen, was drin wäre, die Bilder und Gleichnisse von den Bäumen und Tieren seines Waldes holte. So redete er lange, zuerst mit einer ziemlich grämlichen Stimme. Als er aber tiefer in den Wald hineinkam, sozusagen, wurde seine Stimme immer freier und heller. Es kam wohl hinzu, daß er seine Worte in das leere Gesicht des Halbblinden sprach. Er sah sich gewiß als kleinen Jungen vor einem kleinen Haufen nassen Sprock's sitzen, und versuchen, es in Brand zu stecken; und es wollte und wollte nicht brennen. Aber er ruhte doch nicht; er hockte davor, schob und packte, blies und blies, bis er es in Gang hatte. Es gab viel Rauch; aber es brannte doch. Ja, so war es, wie er da mit seinem schmalen, strubbeligen Kopf Bruder Gerdt gegenüber saß und auf ihn einredete. Bruder Gerdts Gesicht wurde ein wenig warm. Es war so, als wenn auf einer Eisfläche ein wenig Sonne scheint. Es war Eis und blieb Eis; aber es wurde doch ein wenig warm.

Er war noch im besten Erzählen, da öffnete sich die Tür, und Liesbeth trat herein. Sie war rasch gegangen; und die Marokkanerwache hatte ihr freche Worte zugerufen; und einer hatte sie am Arm gefaßt, und der Leutnant Gal-

lant hatte ihr zugerufen, daß sie hübsch wäre. Sie war ganz rot vor raschem Gehen und vor Zorn.

Nein, welche Veränderung mit dem Lehrer vorging, als sie dicht vor ihn hintrat und ihm sagte, daß ihr kleiner Bruder ihr viel von ihm erzählt hätte! Wie er hastig und ungeschickt aufstand, und sich auf sein verkrüppeltes Bein stellte und den Stuhl umstieß! Wie er ihr groß und mit einem erschrockenen Ernst ins Gesicht sah! Wie sie ihn aber auch ansah! Gar zu klar, meinte Lütte Witt, mit ihren schönen Augen, die geradeswegs in die seinen sprangen! Wie er erblaßte und verstummte, und wie sein Gesicht zuckte! Wie er noch einige törichte Worte sagte und dann, daß er nun keine Zeit mehr hätte und eilig nach Hause müßte; und sich davon machte! Wie er draußen zu Lütte Witt, der ihn bis zur Gartenpforte brachte, mit stockender Stimme und finsterm Gesicht leise sagte: „Konntest du nicht aufpassen, du dummer Junge, und mir zur rechten Zeit Bescheid sagen, daß sie im Anschlich war?"

„Was ist denn los?" sagte Lütte Witt. „Sie tut dir ja nichts!"

„Sie tut mir nichts? Sie tut mir nichts?" sagte der Lehrer und fuhr mit der Hand durch sein wirres Haar. „Sie dreht einem das Herz im Leibe um, und du sagst: sie tut dir nichts! ... Dieser elende Mensch!"

„Wen meinst du?" sagte Lütte Witt.

„Wen anders als den Alten im Wald?" sagte der Lehrer. „Hat er mir nicht auch dies eingebrockt? Denn wäre mir dieses passiert, wenn ich nicht in die Stadt gezogen wäre? Es ist sehr schade, ich habe deinen Bruder sehr gern; aber ich kann nun nicht wiederkommen. Ich glaube, mich

zu erinnern, daß ich mehrere Stühle umgestoßen und daß ich sie angestarrt habe wie der Ochs das neue Scheuntor. Nein, ich kann mich nicht wieder sehn lassen! Ach, ach, was ist dies für eine Begebenheit! Ich werde mich sofort hinsetzen und dem elenden alten Griesbart im Wald melden, welch neues Unglück mich durch seine Schuld getroffen hat!"

Damit hinkte er davon, indem er noch einmal verzweifelt durch sein Haar fuhr.

VII

Der Überfall

So fuhr der kleine Junge nun täglich zweimal in die Stadt und brachte dem Gemüsehändler, was der Gärtner in Kellern und Mieten hatte. Die Leute wunderten sich, wie er so neben den großen Hunden herging mit seinen kurzen Beinen, den Oberkörper ein wenig zurückgebogen, und allen Fährlichkeiten tapfer widerstand, und denen, die ihn anredeten, so sicher antwortete. Aber die Leute sind ja so oberflächlich und unvernünftig. Sie bedachten ja nicht, daß, sobald er es begehrte und sobald er eine Unterhaltung mit ihr anfing, seine Mui da war und während er so dahinfuhr, in ihrer gewohnten Weise alles mit ihm besprach und ihm guten Mut machte. Freilich, wenn er mit den Leuten sprach, trat sie zurück und schwieg, aber wenn er dann wieder allein war, ging die Unterhaltung gleich wieder an, sei es, daß zuerst er seine Meinung abgab oder sie nach ihrer Ansicht fragte, oder daß sie anfing und ihm ihre Meinung erzählte. Er sah, ohne es zu sehn, ihr liebes Gesicht, und hörte, ohne sie zu hören, ihre liebe mütterliche Stimme.

Er hatte Abend für Abend in ihrem Arm gelegen und hatte mit ihr geplaudert und sie hatte ihm alles, alles gesagt; denn auch sie war einsam. Nun aber hatte er niemanden; denn Bruder und Schwester waren still, und die andern standen ihm alle ferner. Alle einsamen Menschen fangen Unterhaltungen mit Abwesenden und Toten an. Sie sagen: „Du mußt ein wenig mit mir plaudern;“ und die Toten und Fernen tun es dann. Sie sind nicht immer

bequeme Unterhalter; aber doch freundlicher als die Nahen. Sein ganzer Verkehr war seine Mui gewesen; und Mui war seine Liebe. Ach, wie lieb war sie! Und wie schön war es, mit ihr zu plaudern! War es unter diesen Umständen möglich, daß er sich einsam und verlassen fühlte oder daß er unsicher und verlegen war?

„Wie geht's dir heute, mein kleiner Junge?" sagte sie. „Mir scheint, es geht ganz gut. Wegen Dina brauchst du dir, wie es scheint, keine Sorge mehr zu machen; du hast sie ganz in der Gewalt, zumal du dich auf den vernünftigen Woltermann ohne weiteres verlassen kannst. Und die Jungen auf der Straße und auch die Franzosen ärgern dich weniger, als ich gefürchtet habe. Wie stolz und glücklich du inwendig bist, daß es so gut geht; ich sehe es deutlich in deinem lieben kleinen Gesicht ... Und dann der Sonnabend!"

„Ja," sagte Lütte Witt, „wie ich mich auf den Sonnabend freue, das kann ich dir nicht sagen! Wenn ich mit den Kartoffeln auf dem Rücken und dem Brot unterm Arm nach Hause komme! Und das letztemal habe ich gar ein kleines Stück Fleisch und Wurzeln und Sellerie mitbekommen, so daß wir Sonntag eine richtige Fleischsuppe hatten, was wir, glaube ich, seit sieben Jahren nicht gehabt haben. Es kann aber sein, daß ich darin irre, denn ich bin ja noch sehr jung."

„Und Gerdt?" sagte die Mutter. „Ich hoffe, er ist nicht allzu traurig, daß ich von euch gegangen bin."

„Er ist zuweilen sehr traurig," sagte Lütte Witt, dem die Tränen in die Augen schossen. „Wenn Liesbeth und ich in der Küche sitzen und arbeiten, gehe ich auf den Zehenspitzen an die Tür und kucke in die Stube ..."

„Die Tür steht denn noch genau so in der Kirre, wie zu meiner Zeit," sagte sie.

„Ja," sagte Lütte Witt, „sie steht in der Kirre, wie zu deiner Zeit. Dann sehe ich, daß er den Kopf auf den Tisch legt, und leise und bitterlich weint."

„So," sagte die Mutter mitleidig. „Aber sage mir," sagte sie, „hat er denn nicht irgend etwas, das ihn von der Trauer um mich ein wenig ablenkt?"

„Ja," sagte Lütte Witt, „er hat etwas. Und weißt du, was es ist? Es ist der wunderliche Lehrer, der am Eingang der Gärtnerei wohnt. Der kommt zuweilen und plaudert mit ihm. Er sitzt neben ihm auf dem Langstuhl und redet vom Wald und von seinem Vater und von der Schule am Wald, und schilt und brummt das alles heraus; und fragt Gerdt um seine Meinung, und schlägt ihn auf die Knie; und fährt sich mit beiden Händen durchs Haar, daß es entsetzt zu Berge steht."

„Und Gerdt hört zu?" fragte die Mutter.

„Ja," sagte der kleine Junge, „er hört zu ... Ich glaube, wenn er in fröhlicher Weise erzählen würde, dann würde Gerdt nicht zuhören. Er würde denken: was soll ich armer Blinder mit fröhlichen Dingen? Aber da er nun immer und über alles schimpft und knurrt, über die Füchse und Hasen und alles Getier im Wald und über alle Bäume, aber besonders und am meisten über seinen Vater, den Förster, so denkt Gerdt: der ist ein unglücklicher Mensch, wie du bist, und hört zu, und denkt gar zuweilen, daß er ihm helfen müsse, und redet ihm gut zu. Aber das beste dabei habe ich noch gar nicht gesagt, das ist, daß alles, was er so brummig und scheltend herausstößt, gar nicht böse ge-

meint ist, sondern in Wirklichkeit lauter Liebe und Freude ist. Er stellt sich bloß so brummig an, weil er sich schämt und zu scheu ist, seine weiche Natur zu zeigen. Ich glaube, es gibt keinen Menschen in der Welt, der den Wald und seine Tiere und seinen frühern alten Lehrer im Dorf und seinen Vater im Wald so liebt, wie er es tut."

„Und was meinst du nun," sagte die Mutter, „bekommt Gerdt inwendig im Herzen durch diese Unterhaltung ein wenig mehr Glauben? Du weißt, das war meine stärkste Sorge, als ich noch bei euch war, und ist es noch heute. Es kommt alles drauf an, daß er wieder Glauben bekommt. Sein Gemüt ist ja wie ein wüstes Feld, verbrannt und vertrocknet. Wenn sich nur die allerersten Spuren von neuem Leben darauf zeigen würden, ganz, ganz kleine Hälmchen von neuem Grün, dann dürften wir Hoffnung haben, daß einmal das ganze Feld wieder in Blüte kommt."

„Davon habe ich leider noch nichts gemerkt," sagte Lütte Witt mit leiser Stimme; „er ist immer noch so bissig und grämlich, wie du ihn kennst. Aber ich hoffe," sagte er, indem er seine Stimme erhob, „daß der Lehrer ihm hilft: zuerst durch seine Unterhaltung; dann aber auch durch die Bücher, die er uns gegeben hat."

„Er hat ihm auch Bücher gegeben?" sagte die Mutter neugierig.

„Ja," sagte Lütte Witt, „er gibt Liesbeth immer Bücher, eins nach dem andern, und zwar solche Bücher, die seiner Seele nicht schaden. Er sagt: Bücher, die Gutes reden, will er nicht lesen, und Bücher, die Böses reden, darf er nicht lesen; wir müssen ihm Bücher geben, die

weder dies noch das tun. ‚Weder Zucker noch Pfeffer ist gut für ihn,' sagt er; ‚aber Salz muß drin sein.' Und solche Bücher bringt er uns: Reisebücher, Naturkunde und sowas mehr."

„Und er hört zu?" sagte die Mutter.

„Ja," sagte er, „er hört zu, und wir hoffen, daß er davon allmählich ruhiger und froher wird."

„O," sagte die Mutter, „wie mich das freut! Wie gut war es von dir, daß du am Eingang des Gartens anfingst, mit ihm zu sprechen! Wenn ihm das wichtigste auch noch nicht gelingt, nämlich das ausgebrannte Feld zum Grünen zu bringen, so soll er doch für all seine Freundlichkeit gesegnet sein ... Und nun mußt du mir noch etwas von Liesbeth erzählen," sagte die Mutter. „Sie arbeitet so viel, wie sie Zeit hat, und verdient recht gut?"

„Ja," sagte der kleine Junge. „Es ist ja nicht so viel, als da sie im Geschäft arbeitete; aber mit meinem Verdienst zusammen genügt es."

„Und ich hoffe, sie ist nicht allzu traurig, weil ich von euch gegangen bin," sagte die Mutter.

„Sie ist gewiß sehr traurig," sagte der kleine Junge, dem die Tränen in die Augen schossen. „Zuweilen, wenn ich schon im Bett liege und sie noch näht ..."

„Die Tür zur Schlafkammer steht denn also noch offen?" sagte die Mutter.

„Ja," sagte Lütte Witt, „sie steht offen, ganz wie zu deiner Zeit. Dann sehe ich, daß sie den Kopf auf den Tisch legt und bitterlich weint. Ihr Haar zuckt und flimmert im Schein der Lampe."

„So," sagte die Mutter mitleidig. „Aber sage mir,"

sagte sie, „hat sie denn nicht irgend etwas, was sie von der Trauer um mich ablenkt?“

„Ja,“ sagte Lütte Witt, „sie hat etwas. Und weißt du, was es ist? Es ist etwas, woran du gar nicht denkst. Es ist derselbe wunderliche, brummige Lehrer! Ja, der ist es, der sie ein wenig ermuntert.“

„So,“ sagte die Mutter, „ja, ich kann mir denken, daß er freundlich gegen sie ist. Ja, ich kann mir denken, daß er, während er gegen alle andern Menschen brummig ist, gegen Liesbeth sehr freundlich ist. Denn wie kann ein Mensch, noch dazu ein junger, in das reine und schöne Gesicht Liesbeths sehn und unfreundlich sein? Obgleich sie schon fünfundzwanzig alt ist, ist ihr Gesicht so rein und fein, wie das eines Kindes, und ihre Augen strahlen so schön wie die eines Engels, der die Weihnachtsbotschaft verkündet. Wie sollte er also nicht sehr freundlich gegen sie sein?“

„Aber da irrst du!“ sagte Lütte Witt. „Es steht durchaus nicht so, daß er freundlich mit ihr ist. Wenn sie in der Stube ist, ist er nichts als lauter Verlegenheit und Brummigkeit. Es ist zu wunderlich und lächerlich, wie brummig er ist, wenn sie in der Stube ist! Und es geht nie anders zu, als daß er sich in komischer Weise verspricht oder ein Buch vom Tisch stößt oder einen Stuhl umwirft.“

„Ich glaube,“ sagte die Mutter, „nach dem, was du da erzählst, daß er sie lieb hat.“

„O nein,“ sagte Lütte Witt eifrig, „davon ist nicht die Rede! Ich sage dir, wenn er allein mit mir ist, schimpft und brummt er über nichts mehr, als über Liesbeth, besonders wenn wir an der großen Pforte bei seinem Hause eine kleine Unterhaltung haben. Er macht immer ein be-

sonders finstres Gesicht, sobald er von ihr anfängt. Er sagt: Du und dein Bruder, ihr seid ein paar nette Leute, mit denen ich gern verkehre; es ist nur schade, daß ihr eine Schwester habt. Wenn sie noch ein ordentliches Menschengesicht hätte, sagt er mit finstern Augen; aber ihr Gesicht ist so, daß man denkt, sie ist eine Prinzessin. Es ist merkwürdig, er fängt immer wieder von ihr an; aber nur, um auf sie zu schimpfen. Er spricht von ihrem ganzen Wesen; aber was meinst du? ... er mag nichts an ihr. Er schilt auf ihren Gang, ihre Hände, auf ihr Haar. Denke dir: auf ihr Haar! Er sagt, es sei ihm zu dick und zu lang. Ich habe ihm erzählt, daß sie sich eine ganze Flechte herausgeschnitten hat, als sie siebzehn war, und daß sie in der Kommode liegt. Nun sagt er, daß er immer fürchtet, sie mache die Kommode auf, und werfe ihm die lange Flechte um den Hals und erwürge ihn."

„Hat er denn auch etwas gegen ihr Herz?" sagte die Mutter.

„Alles und jedes!" sagte Lütte Witt zornig. „Er sagt, sie sähe ihn mit einem Hochmut an, der unerträglich wäre. Zuerst sähe sie nach seinem Haar, und er merke deutlich an ihren Augen, daß sie sein Haar wüst und wirr fände ... es lasse sich aber nicht kämmen ...; dann nach seinen Händen, die besonders knochig wären und eine große Ähnlichkeit mit den Wurzeln einer Tanne hätten. Aber was könne er dafür, daß seine Mutter, als er noch nicht geboren gewesen, gern im Schatten einer alten Tanne und zwischen ihren Wurzeln gesessen und auf ihren Mann gewartet hätte, wenn er aus dem Wald kam?! Und dann sähe sie nach seinem kranken Fuß!" sagt er. „Ich habe dir, glaube

ich, noch nicht erzählt, daß er schwer am Bein verwundet worden und verschüttet gewesen ist."

„Es sieht doch sehr danach aus," sagte die Mutter, „als wenn er sie lieb hat. Er traut sich nur nicht, zu glauben, daß sie ihn wiederlieben könnte. Und nun sage mir: wie es damit steht. Du sagtest, sein Besuch ermuntere sie ein wenig."

„Ja," sagte Lütte Witt, „es macht ihr offenbar Freude, daß er so verlegen ist, wenn sie in die Stube kommt; und ich merke ganz deutlich: sie macht sich jedesmal ein Gewerbe, daß sie wenigstens einmal in die Stube gehn muß. Wenn sie dann wieder hinausgeht und er ihr Gesicht nicht mehr sehn kann, lächelt sie ein wenig."

„Aber was sagt sie dazu, daß er auf sie schilt, wenn er allein mit dir redet? Ich nehme an, daß du es ihr erzählst."

„Natürlich erzähle ich es ihr," sagte Lütte Witt, „und denke dir, auch das macht ihr Freude. Sie wird ein wenig rot und lächelt ein wenig, ein ganz klein wenig. ‚Hör',' sagte sie zu mir, ‚wenn er das nächste Mal wieder auf mich schimpft, mußt du zu ihm sagen: Ich gebe auf all dein Schimpfen gar nichts; denn grade das, was du beschimpfst, liebst du, und also liebst du auch wohl meine Schwester?'"

„Hast du ihm das schon gesagt?" fragte die Mutter.

„Ja," sagte Lütte Witt, „und ich sage dir, da schimpfte er auf sie! Er sagte: es hätte bisher nur ein Wesen gegeben, das ihm greulich gewesen wäre, das wäre das alte Ungeheuer im Wald; aber nun gäbe es zwei, die sein Unglück wären."

„Und was sagte Liesbeth, als du ihr das erzähltest?" sagte die Mutter.

„Sie wurde rot, und ich sah deutlich, daß sie sich freute. Ja," sagte er mit großem Atemholen, „mit solchen erwachsenen Menschen ist es eine merkwürdige und komische Sache!"

„Nun," sagte die Mutter, „so sehe ich, daß alles recht gut steht, bis auf das eine, daß Bruder Gerdt immer noch in der Bitterkeit ist. Aber das ist freilich auch das Allerschlimmste."

„Ja," sagte Lütte Witt, „das ist das Schlimmste. Wir müssen alles versuchen, daß wir Bruder Gerdt munter machen."

„Aber ich fürchte," sagte die Mutter, „daß es uns nicht gelingen wird. Nein, daran können wir alle miteinander nichts ändern, auch der Lehrer nicht. Es hilft alles nichts, Lütte Witt, wir müssen die Sache mit Schwester Inge ins Reine bringen. Wenn ein Mensch in einer guten Sache nichts erreichen kann, so liegt es daran, daß da irgendwo hinter ihm eine Schuld liegt. Nur wer ein reines Gewissen hat, hat Klarheit und Macht. Ich habe mich damals in meiner Jugend schwer an Schwester Inge vergangen, als ich so gedankenlos und undankbar von ihr ging."

„Ja," sagte Lütte Witt, „ich glaube auch, wir müssen diese alte Geschichte mit deiner Schwester Inge aus der Welt bringen."

In dieser Weise hatte er lange und vertraulich und ganz ungestört mit der Mutter geplaudert und war ganz und gar darin versunken. Aber nun mußte er es aufgeben, denn nun kam er an der Wache der Marokkaner vorbei. Er nahm die Leine kürzer und hob die kurze Peitsche etwas höher, trieb die Hunde zu rascherer Gangart an und bog so weit

wie möglich nach der andern Seite. Die drei oder vier Bösen unter den Marokkanern waren in der letzten Zeit noch böser geworden.

Und nun, an dieser Stelle, müssen wir sagen, daß die Stimmung zwischen dem Volk und der Besatzung überhaupt schlechter geworden war.

Zuerst, als die Franzosen gekommen waren, war es leidlich gewesen. Ja, man kann gar nicht wissen und es ist gar nicht abzusehn, was vielleicht geschehn wäre, wenn sie miteinander hätten reden können. Aber nun verstanden sie einer des andern Sprache nicht, und mußten sich damit begnügen, sich gegenseitig anzusehn.

Und die Augen der Franzosen waren redselig genug. Die Augen der Franzosen versuchten freundlich zu sein. „Wir sind durchaus nicht als eure Feinde gekommen," sagten sie. „Oh nein! Wir wollen uns nur etwas Geld holen. Bedenkt," sagten sie, „unsre Städte und Dörfer liegen in Trümmer; wir müssen sie wieder aufbauen. Dazu sind wir aufs schwerste verschuldet. Ihr müßt uns Geld geben."

Aber die blassen deutschen Gesichter sagten: „Wie könnt ihr Geld von uns verlangen? Seht ihr denn nicht, wie wir hungern und darben? Wollt ihr Geld erpressen von denen, die nicht Brot genug haben, ihre Kinder satt zu machen? Woher sollen wir es nehmen? Haben wir nicht vier Jahre lang, um uns vor dem wilden Ansturm der ganzen Welt zu wehren, all unser Gold in Kanonen und Geschosse, in Essen und Trinken verwandelt und in die Schützengräben geworfen? Und habt ihr uns nicht ausgeraubt bis aufs Hemd, da wir todwund und ausgeblutet zusammenbrachen?

Habt ihr uns nicht schöne Länder, all unsre schönen Schiffe und Kolonien, und all unser Kapital im Ausland genommen? Sind wir nicht schon so arm geworden durch euren Raub, daß wir hungern müssen? Seht ihr nicht die blassen Wangen der Erwachsenen, die erloschenen Augen der Kinder? Wollt ihr immer noch mehr, ihr Unersättlichen, ihr, die ihr mit all euren Bundesgenossen geprahlt habt, ihr hättet den Krieg um Ideen geführt, nicht um irdische Dinge?"

„Das mag alles richtig sein," sagten die freundlichen Gesichter der Besatzung; „aber wir wollen das Geld auch nicht von euch. Wir wollen es von den reichen Industrieherren, die eure Freunde nicht sind. Arbeitet ihr nur ruhig weiter, und kümmert euch um diese Sache nicht."

Aber die blassen Gesichter des Volkes blieben abweisend. „Ob unsre Reichen unsre Freunde sind oder nicht," sagten die Gesichter, „das laßt unsre Sache sein. Aber sie haben mit uns denselben Auftrag, die Schätze dieses kostbarsten Stücks deutscher Erde dem deutschen Volk dienstbar zu machen. Was ihr ihnen erpreßt, erpreßt ihr uns allen, dem ganzen deutschen Volk; und dazu wollen wir unsre Hand nicht reichen."

„Wir können uns nicht lange auf einen Wortstreit mit euch einlassen," sagten die Gesichter der Franzosen. „Geht nur an eure Arbeit; alles andre ist unsre Sache."

Aber die blassen Gesichter des Volkes sagten: „Es ist ja auch gar nicht wahr, daß ihr gekommen seid, um Geld zu holen. Sondern ihr seid gekommen, die Wirtschaft unsres Volkes zu verkümmern. Das deutsche Volk soll ein verkümmertes, welkes, hungerndes Volk bleiben, ein Volk

zweiter Klasse, und soll durch die Wirkung der Not und Verkümmerung, wenn möglich, auseinanderfallen. Und dann wollt ihr hier bleiben. Es sind die alten irrsinnigen Hoffnungen eures Volkes, über den Rhein hinüber ein verkümmertes und uneiniges Deutschland zu beherrschen. Aber das alles wollen wir nicht. Und darum wollen wir jetzt überhaupt nicht arbeiten."

Die Franzosen hofften, das Volk noch zu gewinnen. Sie versuchten, freundlich zu bleiben. Sie lächelten. Aber es kam kein Lächeln zurück. Sie fragten mit freundlichem Gesicht nach einem Weg; aber der Gefragte wandte sich mit eisigem Gesicht ab und ging seines Wegs. Sie boten den hungernden Kindern Schokolade; aber die Kinder wandten sich ab, so hungrig sie auch waren. Sie streckten ihre Hände lächelnd nach den Mädchen aus; aber die Mädchen wandten sich mit kaltem Gesicht ab. Sie sagten zu den zehntausenden Arbeitern an den Bahnen: „Laßt die Züge laufen!" Aber die schüttelten die Köpfe. Sie sagten zu den hunderttausenden Bergleuten: „Steigt in die Tiefe!" Aber die taten es nicht. Sie sagten zu den Millionen in den Fabriken: „Arbeitet! Schafft Werte!" Aber die Millionen sagten: „Wir arbeiten nicht; denn wir wollen nicht für euch arbeiten."

Da stand alle Arbeit still.

Es war unheimlich und schrecklich. Es war ja grade die Landschaft in ganz Europa, wo die Arbeit am lautesten getost hatte. Mit einemmal war es ganz still. Die Bahnen gingen nicht mehr. Die Förderwagen standen. Die ungeheuren Fabriken, in denen es eben noch gestampft und gedunst, geknattert und gefunkt, geraucht und gerauscht hatte, waren mit einem Male tot.

Als die Besatzung das sah, wurde sie böse.

„Was?" sagten sie, „ihr wollt nicht arbeiten? dann wollen wir euch quälen. Wir wollen euch so quälen, berauben, schädigen, hungern lassen, ängstigen und erschlagen, daß ihr bald wieder anfangt zu arbeiten."

Und nun fingen sie an, das Volk zu quälen. Sie jagten sie vom Bürgersteig und durch die Straßen. Sie nahmen viele gefangen. Sie raubten Güter und Gelder. Sie jagten die Menschen aus den Häusern, die Kinder aus den Schulen und setzten sich hinein. Sie behandelten die, welche mit einer Frage oder einem Anliegen zu ihnen kamen, als wären sie nicht Menschen, sondern Hunde. Sie setzten treue Beamte gefangen und jagten Zehntausende mit Frau und Kindern aus dem Land. Und taten alles andre, was sich nur immer erdenken ließ.

Aber das Volk arbeitete nicht. Es stand da und arbeitete nicht. Es war bedrückt, daß die Maschinen standen und rosteten, daß die blanken Schienen schwarz wurden und die Stellblöcke verkamen und daß keine Werte geschafft wurden, das Volk im weiten Reich zu ernähren und zu erfreuen. Aber es arbeitete nicht.

Es war ein harter, böser Krieg.

Wenn sie einer des andern Sprache verstanden hätten, wer weiß, ob sie sich dann nicht doch hätten verständigen können; und wer weiß, was dann geschehn wäre. Aber nun konnten sie nichts andres tun, als sich ansehn. Aber das genügte auch ... dies sich Ansehn.

„Wir sind die Herren," sagten die Gesichter der Besatzung, „und wollen euch quälen."

„Ja," sagten die finstern Gesichter des Volkes, „Ihr

seid hier, uns zu quälen, das merken wir. Ihr demütigt uns, erniedrigt uns und tretet uns mit Füßen. Aber ihr bedenkt nicht, welche Folgen das haben wird. Es hat die Folgen, daß wir euch hassen wie die Pest, und daß dieser Haß brennen wird, bis einer von uns vernichtet ist. Und wir haben Grund zu hoffen, daß ihr das sein werdet."

„Arbeitet!" sagte die Besatzung. „An die Arbeit! Laßt nur eure großen Worte und Hoffnungen, arbeitet für uns! Arbeitet, ihr hunderttausende Mann, schafft Kohlen aus der Tiefe! Ihr andern Hunderttausende, baut Maschinen, schafft chemische Produkte! Ihr andern Hunderttausende, denkt, schreibt und erhaltet das kunstvolle Netz der Eisenbahnen und des Handels!"

Aber das Volk sagte: „Wir wollen nicht für euch arbeiten und wenn unsre Kinder vor Hunger sterben müssen. Wir wollen nicht arbeiten. Meint ihr, daß wir ein weniger stolzes Volk sind als ihr und die Engländer? Es liegt nicht in deutscher Art, Sklave zu sein. Wir arbeiten nicht. Im Gegenteil, wir stellen uns eurer Arbeit in den Weg, wo immer wir können."

Und viele tapfre, junge Leute schlichen im ganzen Land durch die Nächte und zerstörten die Unternehmungen der Besatzung. Die meisten hatten Glück; aber manche wurden gefaßt und in hartes Gefängnis geworfen.

Die Besatzung war auf der Wacht. Sie war voll Angst. Sie fürchtete, daß das gequälte Volk sich plötzlich in rasender Wut erheben könnte. Die schlechten Charaktere unter der Besatzung, die Herzlosen, die Dummen, die Hochmütigen, die Grausamen, die Tierischen drängten sich vor und quälten das Volk. Sie stießen Kinder von den Bürger-

steigen, erschreckten und quälten Mädchen, jagten und beraubten Bürger. Sie sperrten die Straßen, drangen heimlich in die Häuser, fielen über die Frauen und Mädchen her und töteten manche.

Es war ein harter, böser, stummer Krieg.

Der kleine Junge in englischledernen Hosen las keine Zeitung und hörte auch nicht viel von all diesen Dingen; aber er merkte doch, daß Unruh, Angst und Haß in der Luft lagen. Wie hart, starr und grausam waren die Blicke der Soldaten! Wie trotzig, finster und verächtlich die Blicke der Bevölkerung! Welch schlimme, harte Worte sagten diese Augen! Wie Dolche zuckten sie hin und her über die Straße! Wie schossen und jagten sie die Straße entlang!

Die Haltung des kleinen Jungen neben den Hunden wurde noch etwas steiler; seine Augen waren nach allen Seiten auf der Wacht. Einmal kamen plötzlich aus einer Nebenstraße zwei große Tanks angerollt. Wie schrecklich sahn sie aus: wie zwei böse graue Tiere kamen sie an. Wie Tiere, nicht von Gott gemacht, sondern unter der Schöpfung erzeugt. Die bösen Tiere fuhren grade auf ihn zu. Ach, was kümmert sie ein Hundefuhrwerk und ein kleiner Junge! Wenn er nicht so hellwach gewesen wäre, wäre er mitsamt seinem Fuhrwerk zermalmt worden; aber nun riß und schrie er die Hunde an, und rettete sich. Ein andermal wurden Familien von Bahnbeamten, die aus der Stadt verwiesen waren, von den Siegern durch die Straße getrieben: Männer, Frauen mit Kindern auf dem Arm, ihr bißchen Hausrat in den Händen. Eine junge, blasse Frau mit drei kleinen Kindern auf einem Handwagen. Die Frauen und Kinder weinen. Einer der Männer, ein gro-

ßer, rothaariger Mensch, der Mann oder Vater der schwachen Frau, konnte seinen Haß nicht bändigen; er schrie den Unteroffizier an, sie wären alle Tiere, keine Menschen. Die Schlösser der Gewehre klappten, die Soldaten drangen mit ihren Bajonetten auf ihn ein, Frau und Kinder schrien auf, andre flohen; zwei junge Pferde wurden scheu. Lütte Witt befand sich plötzlich in einem Haufen von schreienden, drängenden Menschen. Er konnte nichts weiter tun, als die Halsbänder der Hunde anfassen und immer rufen: „Hunde! Hunde! Dina, ruhig!“ und glücklicherweise blieb Dina ruhig und biß nicht, obgleich sie von den andrängenden Menschen ganz zusammengequetscht wurde.

Gleich, wenn er ein solches Erlebnis hinter sich hatte und er wieder in Sicherheit und mit seinen Hunden allein war, ging Mui neben ihm, und es kam zu einer lebhaften Unterhaltung.

„Nein,“ sagte sie, „was war das wieder für eine Gefahr! Aber du machtest es ganz richtig. Sehr gut machtest du es! So wach, wie du eben warst, mußt du immer sein, nie in Gedanken!“

„Sei nur ganz ruhig, Mui,“ sagte er stolz, „ich werde schon aufpassen!“

Eine besondere Not wiederholte sich jetzt täglich. Das war die mit der Marokkanerwache. Freilich, fünf oder sechs von ihnen blieben mit dem Rücken gegen die Wand stehn, flegelten sich da und lachten mit ihren großen, weißen Zähnen. Aber zwei waren toll. Sie hielten den Wagen an und ärgerten und quälten die Hunde, und spielten mit ihnen. Aber nicht, wie Menschen tun. Nein, wie Tiere miteinander spielen! Sie legten sich in die Knie, lagen auf

allen Vieren, erhoben sich und betatzten sich mit den Vorderbeinen, und leckten und bissen sich. Der kleine Junge stand entsetzt dabei, atemlos, voll Grauen. Nein, welche Gedanken jagten durch seinen Kopf! ‚Sie sind gewiß als kleine Kinder von einer Schakalmutter geraubt worden,' dachte er, ‚und in Wüste und Dornen geschleppt, und sind so zu Tieren geworden. Oder sie haben da in ihrer Heimat Schakale gezähmt, zehn Jahre lang, und haben Tag und Nacht mit Schakalen in einem Pferch gehaust. Genug, sie hatten statt Menschenseelen Hundeseelen. Und da ein wenig Menschengeist dazukam, machten sie Dina ganz verrückt. Sie fletschte die Zähne, rollte die Augen; ihr Maul schäumte vor Angst und Grauen; aber sie wollte doch nicht weg. So sehr der kleine Junge auch zog, drängte, mahnte, ermunterte, sie war nicht wegzuzerren. Der Hund — wir meinen den Menschenhund — fraß sein Brot mit dem Hund zusammen; sie rissen es sich gegenseitig aus dem Maul, und zitterten vor Erregung. Dem kleinen Jungen steht der Schweiß auf der Stirn. Er wischt mit dem Rücken der Hand immer wieder darüber und schreit entsetzt auf.

Zuweilen steht der schöne Leutnant Gallant, der, welcher Bruder Gerdt vom Bürgersteig gestoßen hatte, mitten unter den Marokkanern an der Wand. Er lacht und schlägt vor Vergnügen mit der Reitpeitsche gegen die gelben Gamaschen. Er sieht die Not des kleinen Jungen; aber ihm kommt gar nicht der Gedanke, daß man Mitleid mit einem kleinen, armen Jungen haben muß, der in dieser Lage ist, die ihm über den Kopf geht; oder gar ihm helfen muß. O, nein! Im Gegenteil. Er amüsiert sich köstlich; grade die Not des Kindes ist der Genuß. Es ist ein schönes Theater für ihn.

Und nun denkt er daran, daß er vor seinen Leuten glänzen kann, wenn er zeigt, daß er ein wenig deutsch kann. Wenn der Hund — wir meinen den Menschenhund — sein Spiel ausgespielt hat und nur noch den andern Hund streichelt, fragt er den kleinen Jungen nach seinem Bruder.

„Ist denn dein langer, großer Bruder ganz blind," sagt er mit kalter Stimme und schlägt mit der Gerte gegen die Gamaschen.

„Nein, Herr Offizier," sagte der kleine Junge höflich.

„Wie weit kann er sehn?"

„Er kann große Gegenstände erkennen."

„Kann er das Gesicht eines Menschen erkennen?"

„Nein, das Gesicht nicht, Herr Offizier; aber die Figur kann er erkennen."

„Was sagt er, woher die Blindheit gekommen ist?" Wieder ein starker Schlag gegen die Gamasche.

„Nein, Herr Offizier, das wissen wir nicht; er will es uns nicht sagen."

„Nun, was denkt ihr denn?"

„Wir denken, daß ihm in der Gefangenschaft in Marokko ein Leid angetan ist."

„Ein Leid? Unsinn! Die Sonne hat es getan."

„Wenn die Sonne es getan hätte, würde er es nicht verschweigen, Herr Offizier; aber er verschweigt es."

„Ist er ganz stumm?"

„Nein, nicht ganz, Herr Offizier, in der Nacht stöhnt er zuweilen und redet davon; wir können es aber nicht ganz verstehn. Er sagt: Tut mit mir, was ihr wollt!"

Die Soldaten verfolgten mit glänzenden Augen und offnen Mündern, aus denen die weißen Zähne blitzten, die

Unterhaltung. Als der kleine Junge diese Worte seines großen Bruders sagt, springt der Hund — wir meinen den Menschenhund — ein wenig vor und sagt etwas, was der kleine Junge nicht versteht; aber seine fletschende Rede endet mit den Worten, die sein Bruder in der Nacht sagt.

Nun will der kleine Junge gehn; aber nun fragt der Offizier noch nach seiner Schwester, wie alt sie wäre und wohin sie jeden dritten Tag ginge.

„Sie geht nach der Stadt und liefert ihre Arbeit ab."

Der Offizier sagt, daß die Schwester schön wäre, groß und schön. „Ah," sagt er, „helles Haar! Ich liebe weiß und blond."

Die Soldaten fühlen, um was es sich handelt, und fletschen die Zähne und nicken dem Offizier zu. Der Hund — wir meinen den Menschenhund — verrenkt die starken Glieder, rollt die Augen und steht vorgebeugt wie ein Hund im Ansprung.

Das war die Marokkanerwache.

Aber war es nun so, daß sie nun alle grausam und dumm geworden waren? Nein, o nein!

Obgleich sie Sieger waren und also gezwungen waren, sich dumm und hochmütig zu benehmen, was alle Sieger tun müssen, und obgleich das Volk so finster, böse und trotzig geworden war, blieben sehr viele einzelne doch still und ruhig, so, als wenn sie gar keine Sieger, sondern wirkliche, natürliche Menschen wären. Sehr viele fühlten auch, daß ihre Lage eine schlimme war. ‚Es ist ja ganz richtig,' dachten sie, ‚daß das Volk sich auflehnt. Unser Volk täte es auch und hat es auch getan. Ein stolzes Volk läßt sich nicht gutwillig schänden! Wahrlich, wir sind übel daran! Wahr-

haftig, wir haben einen schmutzigen Auftrag und ein trauriges Amt!' Ja, so dachten sehr, sehr viele.

Und so war da mehr als einer, der freundlich mit dem kleinen Jungen war. Ja, einige versuchten, ihm heimlich Dienste zu erweisen.

Als damals die Tanks als große Unterweltstiere aus der Nebenstraße gekommen waren, war einer von den beiden kleinen Brüdern aus der Schützenkaserne an ihn herangesprungen, und hatte ihn am Arm gepackt und zur Seite gerissen. Seitdem sprach Lütte Witt zuweilen mit diesem Soldaten und seinem Bruder. Sie waren kleine, breite Menschen von der belgischen Grenze, ganz jung, und hießen Jacquelin. Besonders der eine, der fast nichts sagte, war sehr klein. Er war blaß und sah aus dunkeln, schmerzvollen Augen in die Welt. Er hatte wohl Heimweh. Sie waren daheim Kaufleute und eine Zeitlang in Köln in Stellung gewesen.

Einmal sahen sie die Quälerei an der Marokkanerwache. Sie durften sich da natürlich nicht hineinmischen. Oh, nein, das durften sie nicht. Als aber der große Hund — wir meinen den Menschenhund — ihn entlassen hatte, standen die beiden da und redeten ihn an. „Kannst du nicht einen andern Weg gehn?" sagten sie.

Lütte Witt lüftete seine Mütze: „Nein, das kann ich nicht; ich muß an der Wache vorbei."

„Ja," sagte der Redselige mit traurigen Augen, „es gibt leider solche Leute unter uns."

Sie meinten den Leutnant und den Menschenhund. Aber da sie nun fürchteten, der kleine Deutsche könnte ihr Volk

für besonders schlecht halten, fügte er hinzu: „Solche Naturen gibt es in jedem Volk."

Lütte Witt nickte sehr ernst mit dem Kopf. Er kann noch kaum weitersprechen, so toll ist er noch von dem Spiel der drei Hunde. Dina zittert noch an allen Gliedern, fletscht die Zähne und rollt mit den Augen.

„Wir sind sehr ungern hier," sagte der Gesunde und Redselige. Der andre, noch kleiner, sieht mit unsagbar traurigen Augen in die Weite.

„Wir haben entsetzlich viel Heimweh," sagt der Gesundere wieder, „besonders mein Bruder. Wir sitzen jeden Tag stundenlang und starren vor uns hin und sind mit unsern Gedanken daheim. Wir sehn ganz deutlich unser Elternhaus und die Kirche, und das Grab, wo unsre Großeltern und unsre kleine Schwester liegen. Man kann es von unsrer Hofstelle aus erkennen; es steht ein weißer Stein auf dem Grab."

„Auf unserm Grab steht ein grauer Stein," sagte Lütte Witt, „darauf steht der Name meines Vaters; aber der Name meiner Mutter steht noch nicht darauf. Mein Vater ist gefallen, und meine Mutter ist an Krankheit gestorben."

„Ist der lange junge Mensch, den du zuweilen abends hier in den Anlagen an der Hand führst, dein Bruder?"

„Ja, mein Bruder."

„Wovon hat er die kranken Augen?"

„Die hat er in der Gefangenschaft bekommen, in Marokko."

Die beiden Franzosen lassen die Köpfe hängen und

starren traurig vor sich hin, dann sagt der Gesunde und Redselige leise: „Wie denn ... weißt du, wie denn?“

„Wir wissen es nicht,“ sagt Lütte Witt, „mein Bruder sagt es uns nicht.“ Mehr sagt er nicht. Er mag den Verdacht, den sie in der Familie haben, nicht aussprechen und die beiden freundlichen Brüder nicht betrüben.

Aber die beiden ahnen so etwas und starren vor sich hin. Dann sagt der Kleine, der kränklich aussieht, mit leiser dunkler Stimme: „Ich hätte mich schon längst aus der Welt gebracht, wenn meine Eltern nicht schon die kleine Schwester verloren hätten.“

„Die unter dem weißen Stein liegt?“ sagte Lütte Witt. „Wie alt war sie?“

„Sie war sechzehn und war ein kleines, feines Ding von einem Mädchen.“

„Wovon ist sie gestorben?“ fragte Lütte Witt.

„Oh!“ ... sie sind beide verwirrt, auf den Mund geschlagen. Sie wollen es dem kleinen freundlichen Jungen nicht sagen, um ihn nicht zu betrüben. „Oh ... aber da er sie mit seinen klaren Augen ansieht, sagt der Gesunde leise, unsicher, die Augen zur Seite: „Sie ist bei der Erstürmung unsres Dorfes in der Nacht zugrunde gegangen. Sie wurde morgens tot im Felde gefunden.“ Er atmete hoch und schwer auf. Es ist doch richtig, daß er es gesagt hat; so weiß der kleine Deutsche nun doch, daß nicht allein Deutsche Not und Tod von Franzosen erfahren haben, sondern auch Franzosen von Deutschen. Ja, das ist gut. So wird seine kleine, freundliche Seele gerecht urteilen und die Welt erkennen, und fest in Leben und Urteil werden.

O nein, es war nicht so, daß alle Soldaten unfreundlich waren und Sieger! Sehr viele waren natürliche Menschen. Und viele hätten es gern gezeigt, daß sie so waren, wenn sie nur die Sprache verstanden hätten. Aber sie verstanden sich nicht. Sie waren, wie wenn Taubstumme zusammengesperrt sind. Eine ganze Stadt voll Taubstummer mit verschiedenen Sprachen und Urteilen, und entgegengesetzten Gefühlen. Welch ein Zustand!

Eines Morgens, als er in die Stadt fuhr, stehen die beiden Brüder wieder da am Gebüsch. Sie sagen ihm, er möge heute nicht in die Stadt fahren, sondern wieder umkehren. Es wären in dieser Nacht zwei französische Soldaten ermordet worden und nun wäre die ganze französische Besatzung in Aufregung. Einige Bestialische hätten schon aufs Geratewohl die Straßen entlang geschossen. „Aber vielleicht," sagten sie, um ihr Volk zu entschuldigen, „wären es auch ängstliche, die meinten, daß sie alle getötet werden sollten."

Lütte Witt wartete eine kleine Weile, um zu hören, was Mui zu der Sache sagte; denn in wichtigen Augenblicken war sie immer sogleich zur Stelle, und nickte mit dem Kopf oder schüttelte ihn. Aber dann wartete er Mui's Urteil nicht ab, sondern sagte: „Ich kann nicht umkehren; da steht schon immer eine ganze Anzahl von Frauen und warten auf die Kartoffeln. Wenn ich nicht komme, bekommen ihre Männer und Kinder nichts zu essen."

„Gut," sagte der Gesunde und Redselige, „wenn es nicht anders geht, dann wollen wir neben dir hergehn, so als wenn du etwas für uns fährst. So können wir dir beistehn, wenn irgendeine Gefahr kommt."

So machten sie es; und er kam glücklich wieder nach Haus.

Am selben Abend, als es dunkelte, sagte die Schwester, daß sie noch das Fertiggenähte abliefern müsse; ob die Brüder mitgehn wollten?

Der Kleine wollte erst abraten. Da er aber bedachte, daß das Geld im Haus zu Ende wäre, und daß sie nur bis ans Alte Tor zu gehn brauchten und den Geschwistern der Weg gut tun würde, schwieg er; und sie gingen zusammen die Straße nach der Stadt zu. Vor der Marokkanerwache standen wie gewöhnlich fünf oder sechs Soldaten, diesmal in voller Uniform. Der Leutnant stand hinter dem Fenster. Sie konnten trotz der Dämmerung die Gesichter erkennen. Die Marokkaner sprachen über sie und lobten das Mädchen, das sahn sie; aber sie ließen sie unbehelligt vorübergehn. Sie erreichten das Geschäft, und die Schwester ging hinein.

Gewöhnlich blieb der Halbblinde, wenn er nicht zwischen zwei Personen gehn konnte, in unsichrer Haltung stehn, indem er sich nach einem höheren Gegenstand, einem Baum oder einem Pfahl, umsah. Aber an diesem Abend ging er an der Hand des kleinen Bruders weiter in die Anlagen hinein, wo sie nach ihrer Gewohnheit noch ein wenig spazieren gehn wollten. Der Kleine, in Unruh um die Schwester, hätte den Bruder gern gebeten, stehn zu bleiben und zu warten; aber er wollte seine Sicherheit nicht stören und ging so mit ihm. Er ging aber ganz langsam, um sich nicht so weit zu entfernen, und sah sich von Zeit zu Zeit um. Als er sich zum drittenmal nach der Schwester umsah, hörte er einen schrecklichen Schrei und sah zugleich in der Dämmerung, die alles undeutlich

machte, eine Szene, die er zuerst nicht begriff. Plötzlich sagte ihm sein Gefühl mehr als sein Verstand, was es war. Er schrie wild auf und stürzte zurück und sprang den beiden Soldaten, die auf seine Schwester einschlugen, in die Seite, und kratzte und biß sie und stieß wilde Schreie aus. Dazwischen klang die unsagbar hilflose Stimme des Halbblinden: „Helft, liebe Leute, meine Schwester und mein kleiner Bruder!"

Im selben Augenblick kam der Amerikaner angehumpelt, und sagte mit seiner ruhigen Stimme: „Kommt mit, Leute, ich bin amerikanischer Konsul."

Im nächsten Augenblick standen die drei Geschwister wieder beieinander, zwischen dem Amerikaner und einigen andern Männern, mitten auf dem Fahrdamm, der Marokkanerwache gegenüber, und der eine der fremden Männer sagte: „Ich habe sie gesehn, sie sind ins Tor gelaufen ... Nennen Sie uns die Soldaten, Herr Leutnant, die da eben ins Tor liefen!"

Leutnant Gallant kam ein wenig aus dem Schatten des Tors und sagte lässig: „Zwei meiner Leute sind da drüben im Gebüsch beleidigt und verhöhnt worden, was sonst?"

Der Amerikaner sagte: „Warum sind sie denn weggelaufen wie Verbrecher?"

Er wollte in das Tor gehn, aber da bat ihn die Schwester, ihren Brüdern zu helfen. Der Halbblinde zitterte an allen Gliedern und griff mit bebenden Händen um sich; und Lütte Witt, der den Mund voll Kleiderfetzen und Blut hatte, erbrach sich.

Da gingen die Männer mit ihnen und führten sie nach Haus.

VIII

Die Alte Liebe

Sie waren alle drei von dem bösen Erlebnis sehr erregt, und hatten eine schlimme Nacht. Gerdt war wieder ganz in das Zittern hineingefallen, das er aus der Gefangenschaft mitgebracht hatte; er konnte sich nicht aufrecht erhalten, wollte sich aber auch nicht hinlegen, und saß die ganze Nacht bald auf dem Langstuhl, bald in der Wohnstube am Fenster. Aus einigen bittern Worten, die er sagte, ging hervor, daß es ihn unsagbar quälte, daß sein kleiner Bruder hatte helfen können und der Beschützer seiner Schwester geworden war, während er selbst nichts andres hätte tun können, als wie ein kleines Kind zu schrein. Er schien seines Lebens so überdrüssig, daß seine Schwester nicht wagte, ihn aus den Augen zu lassen. Lütte Witt hatte das Gefühl, als wenn er noch immer Kleiderfetzen und Blut im Mund hätte, und quälte sich die ganze Nacht mit Erbrechen. Sie hatte aber Sorge, daß dies Erbrechen aus dem Gehirn käme, das durch die schweren Faustschläge erschüttert sein möchte. Liesbeth bebte in ihrer ganzen Natur; dann und wann ging ein jähes Entsetzen durch sie hin, daß sie die Hände vor die Augen legte und jenen wilden Schrei zurückhalten mußte, den sie ausgestoßen hatte. Aber sie konnte doch von einem zum andern gehn, auf den großen Bruder achtgeben, und dem Kleinen wieder und wieder den geschwollnen Kopf küssen und ihm sagen, daß er ein tapfrer Junge wäre und sie gerettet hätte; und ihm den Kopf halten, wenn der Ekel, gegen den er ankämpfte, wieder überhand nahm.

Er war bis an den Morgen noch ganz in Wut. Wenn der Ekel ihm Zeit ließ, etwas zu sagen, sagte er: „Es war das Tier. Ich habe dir doch erzählt von dem, der mit Dina spielt ... der war es.“ Er knirschte mit den Zähnen und sagte: „Ich wollte, ich hätte ihn totgebissen,“ und dann erbrach er sich wieder. Sie wollte ihn auf einen andern Gedanken bringen und fing von dem freundlichen Amerikaner und den andern Helfern an; aber er hing in seinem Geist wieder an dem Tier, schnellte den kleinen Körper auf, knirschte mit den Zähnen und sagte mit hellsehender, hastiger Stimme: „Ich beiß' ihn tot!“

Sie war sehr erschrocken über die Verstörung seines Gemüts und sagte in ihrer Not: „Du redest immerzu mit dem Tier; ich glaube, du überhörst ganz, was Mui dir sagt. Du mußt eine Weile still liegen und horchen.“

Er erwachte aus seiner Verwirrung wie ein Mensch, der aus dem Schlaf gerufen wird, und lag eine Weile ruhig. Nun, während seine Schwester ihm mit leiser Hand über die Stirn strich, wurde sein verschwollnes kleines Gesicht nachdenklich und seine Augen still. Nach einer Weile sagte er, indem ein glückliches Lächeln über sein Gesicht glitt: „Denk' doch nur, Mui hat mich tüchtig ausgescholten! Das hat sie noch nie getan.“

Seine Schwester sagte: „Was hat sie denn gesagt?“

„Sie sagte: ‚Willst du dummer, kleiner Junge wohl nicht so zornig sein und mit den Zähnen knirschen? Wirst du wohl ein wenig lachen?‘ ... Weißt du, so machte sie es ja immer, wenn ich wütend wurde.“

„So,“ sagte die Schwester mit freundlicher Stimme; „es freut mich, daß sie dich ausgescholten hat. Es scheint

dir ja auch gefallen zu haben; denn du machst ja ein ganz glückliches Gesicht."

„Ja," sagte er noch mit demselben Lächeln, „sie lächelt ja." Und mit seligem Lächeln sagte er leise: „Ist das eine Mui!" und so, noch lächelnd, schlief er ein.

Am andern Vormittag — das Häuschen und sie selbst waren grade so weit, daß sie Besuch empfangen konnten — kam der Amerikaner angehumpelt. Er sagte in seiner graden, aber verbindlichen Art: „Ich bin Frank Williams. Mein kleiner Freund hat mir von euch erzählt, Fräulein Liesbeth; es freut mich, Euch wiederzusehn." Dann ergriff er Gerdts Arm und sagte: „Guten Morgen, Kamerad; ich hoffe, daß es Euch gut geht." Dann ergriff er den kleinen Jungen an der Schulter, schüttelte ihn und sagte zu den andern: „Ich bin stolz darauf, daß er mein Freund ist."

Gerdt, der steif aufrecht stand und nach der Weise der Blinden ins Leere sah, sagte bitter und angreifend: „So sind viele deutsche Kinder. Sie sind nicht geringer als die amerikanischen."

Der Amerikaner faßte wieder nach dem Arm des Kranken und sagte gutmütig: „Ich weiß, Kamerad! Ich weiß! Die Zeitungen und die Redner der ganzen Welt haben Irrsinn geredet, ich weiß. Ich denke mir, daß Gott so alle fünfzig Jahr, wenn die Menschheit meint, sie hätte den Turm von Babel, ich meine, die Zivilisation, den ewigen Frieden, nun bald fertig, eine große Konfusion unter den Völkern macht, sie mit den Köpfen zusammenstößt und sie wieder auseinanderjagt. Ja, so denke ich es mir. Meine Braut ... Lütte Witt weiß davon, Student of Anglo Saxon Poetry ... sagt allerdings, es ist eine Lästerung. Aber was

sonst sagen? Es ist klüger, als alles, was in den Zeitungen steht, ich denke. Jedenfalls: man soll es dem einzelnen nicht anrechnen, Kamerad."

In diesem Augenblick kam der Lehrer in die Tür. Er hatte von dem Unfall gehört und kam in heißem Zorn und großer Sorge, zu erfahren, wie es stände. Als er den Besuch sah, wurde er sehr unsicher, fuhr sich mit der Hand durchs Haar, sagte kein Wort und setzte sich.

Der Amerikaner hatte gesehn, daß der Lehrer hinkte, nickte ihm zu und sagte in seiner frischen, graden Art: „Auch Kamerad? Wir alle Kameraden! Alle Menschen Kameraden! ... Ich ... mein Vater Irländer, meine Mutter von New Jersey, meine Großmutter ... weißes Haar ... Deutsche ... Ich habe sie noch gekannt. Sie hat mich zwei deutsche Worte gelehrt; aber ich kann sie hier in Deutschland nicht finden. Wenn sie das eine sagte, lächelte sie; wenn das andre, sie war ernst."

„Wissen Sie das Wort noch?" fragte Liesbeth freundlich.

„Ja," sagte er, „das lächelnde war Speckpahn ... kauken."

Lütte Witt lachte und sagte: „Das Wort kenne ich, das stammt von der Nordsee, von Mui's Heimat. Aber du sprichst es nicht richtig aus. Es heißt Pfannkuchen, in Speck gebraten. Deine Großmutter ist gewiß von der Nordsee gekommen."

Der Amerikaner war lauter Verwunderung, schlug sich aufs Knie, zog in Gedanken seine kurze Pfeife hervor und stopfte sie, bedachte plötzlich, daß da eine Frau mit am Tisch wäre, entschuldigte sich und wollte sie nicht anstecken.

„Du kannst gern rauchen," sagte Lütte Witt.

Der Lehrer sagte: „So bist du also von der Großmutter her ein richtiger, echter Angelsachse; denn die stammen von der Nordsee her und wohnen noch da."

„Dann sind wir also verwandt," sagte Frank Williams, „und müssen Handschütteln machen." Er schüttelte den drei Geschwistern nachdrücklich die Hand. „Du gehörst nicht dazu," sagte er zu dem Lehrer. „Du bist kein Angelsachse; man sieht es an deinem Haar." Er setzte sich wieder, wurde ernst und sagte: „Das andre Wort, was meine Großmutter sagte, war dies:

Nu beden wi denn hilligen Geest
Um den rechten Glooben to allermeest."

Er sprach die Worte, so wie er sie von seiner jüngsten Kindheit noch im Ohr hatte, widersinnig zusammengezogen.

Sie konnten so viel Niederdeutsch von Mutter her, um ihm zu sagen, was es hieße, daß es ein altes niederdeutsches Pfingstlied wäre. Der Lehrer wiederholte ihm die Worte langsam in Hochdeutsch.

Sie waren eine Weile still. Der Amerikaner stopfte an seiner Pfeife. „Sie war eine fromme alte Frau," sagte er gedankenvoll.

Gerdt sagte wieder in seiner steifen Haltung: „Das ist im allgemeinen das ganze deutsche Volk."

Der Amerikaner wiegte den Kopf und sagte gutmütig: „Ich wollte vorhin sagen, daß die Völker trotz der Kriege von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr zusammen und durcheinander kommen, und ich wollte euch den Vorschlag geben oder den Antrag machen ... oder wie sagt ihr ... daß ihr solltet nach Amerika kommen zu meinem Volk.

Es würde euch da gefallen, Fräulein Liesbeth und Herr Gerdt: helle Luft, helle Menschen, satt zu essen." Er sah auf das schlechte, schmale Brot und den dünnen Kaffee und den kleinen Teller schlechten Fetts. „Ihr könnt hier nicht gesund werden, Herr Gerdt; und mein kleiner Freund wäre da am rechten Platz." Er sah Liesbeth, die er für den Führer der kleinen Herde hielt, mit seinen graden, fragenden Augen an, indem er den Arm um den kleinen Jungen legte.

Stille.

Der Lehrer fuhr sich durchs Haar, warf einen erschrokkenen Blick auf Liesbeth und auf Lütte Witt, stand auf und humpelte hinaus.

„Was hat der Kamerad?" fragte der Amerikaner, „hat er Schmerzen in seinem Bein?"

Liesbeth sagte, indem ein leises Lächeln über ihr blasses Gesicht ging: „Er hat wohl trübe Gedanken."

Lütte Witt sagte in seiner graden, sachlichen Weise und im Ton, als wenn er von einer bedauerlichen Krankheit spräche: „Ich glaube, er ist in Liesbeth verliebt, und ist so erschrocken, weil sie vielleicht nach Amerika geht."

Der Amerikaner wollte seinen linken kranken Fuß aufs Knie legen, besann sich wieder, daß eine Frau da wäre, und fuhr dann gemächlich fort: „Ich habe da eine Braut, das ist ein feines, kluges Mädchen ... sie heißt Lilly; sie ist ein Student. Die wird Ihre Freundin werden, Fräulein Liesbeth. Aber Gerdt soll in der Porch sitzen ... das ist eine Laube am Haus."

„Eine Veranda," sagte Lütte Witt belehrend.

„Richtig. Da soll er sitzen und in grüne Bäume sehn.

Meine Mutter soll mit ihm sprechen. Wir haben da auch einen berühmten Arzt für kranke Augen. Mein kleiner Freund soll die Hunduniversität besuchen, oder eine andre, was er will. Er ist ein Junge, der gut zu brauchen ist in Amerika." Er holte tief Atem, stand auf, schüttelte allen kräftig die Hand und sagte: „Ich habe es gut durchdacht, die ganze Nacht, was ich euch gesagt habe. Denkt ihr auch nach, eine ganze Nacht, und sagt mir Bescheid morgen."

Damit ging er.

Große schwere Stille! Völlige Ratlosigkeit! Schwerste Verwirrung!

Als wenn ein Schiff auf ruhiger See plötzlich vom Sturm überfallen wird! Der Halbblinde fährt mit seinen unruhigen, trüben Augen hin und her. Die beiden andern sehn vor sich hin.

Dann fangen sie an, etwas zu sagen. Aber was sie sagen, ist vorsichtiges Tasten und Fragen, ist nur ein bißchen Schaum, der über die wilden Wellen hinfliegt. Das schwere Wogen und Tosen der Wassermassen ... davon schweigen sie.

Gerdt, die großen, trüben Augen ins Leere gerichtet, sagt mit schwerer Stimme und zuckender Miene: „Es wäre sehr gut für den Kleinen, grade in diesen Jahren, wo er wachsen wird, wenn er kräftige Ernährung hätte." Inwendig tobte es in Not und Angst: Ich soll weg von Deutschland? Von Deutschlands Not und vom Grab der Eltern? Und Deutschland geht mich nichts mehr an, um das ich blind geworden bin?"

Liesbeth sagte mit blassem Gesicht: „Ich selbst fühle mich ganz wohl; aber es wäre wohl gut, wenn du und Lütte

Witt tüchtig zu essen bekämt und du im Baumschatten säßest; und dann der berühmte Arzt." Inwendig schlugen und tobten die schweren Wellen: „Was? Ich soll weg von Heimat und Grab der lieben Eltern? Und soll das Gedankenspiel lassen und das Lächeln, das ich bekomme, wenn ich den Lehrer sehe? Und ich soll nicht da sein, wenn Deutschland vielleicht wieder aufsteht?"

Der Kleine sagte: „Wir müssen wohl hinübergehn, denke ich, daß wir uns tüchtig satt essen können." Er dachte an Bruder Gerdt. Aber inwendig war ein wildes Rätseln und Fragen. Amerika? Amerika? Und Mui? Er saß mit blassem Gesicht, den blonden Kopf etwas nach vorn, wie horchend. Er fragte Mui, was sie zu dem Vorschlag des Amerikaners sagte. Aber sie saß da mit ihrem lieben, weißen Gesicht und gab zum erstenmal keine Antwort. Darüber wunderte er sich über die Maßen. Er sagte: „Liebe Mui, sag' mir doch, was sollen wir tun?" Aber sie machte ein Gesicht, als wenn Amerika und die Reise nachAmerika Dinge wären, die sie nicht interessierten, an die sie nicht gedacht und über die sie nichts sagen und raten könnte. Daß sie nicht wenigstens ein Wort über Schwester Inge sagte! Daß sie nicht sagte: „Aber du mußt natürlich erst die Sache mit Schwester Inge in Ordnung bringen, denn sonst können wir Gerdt auch in Amerika nicht helfen. Oder meinst du, daß Amerika ihm helfen kann und die gemütliche Porch mit dem Schaukelstuhl und dem Blick in grüne Bäume? Ich sage dir, Schaukelstühle und Blicke in grüne Bäume helfen nicht, wenn man kein reines Gewissen hat; das habe ich erfahren. Ich saß gut, damals, als Vater noch lebte und wir alle beieinander waren! Aber doch quälte mich der Ge-

danke, daß ich einmal schwer gesündigt habe, nämlich damals gegen Schwester Inge. Du kannst freilich sagen, und du sagtest es oft zu mir: Aber Bruder Gerdt hat doch nicht gesündigt? Das ist wohl richtig; aber du weißt: die Sünden der Eltern werden heimgesucht an den Kindern. Und überdies: wir müssen ihm ja helfen, hier oder drüben in Amerika; und dazu gehört ein reines Herz. Ein reines Gewissen, das ist zu allen Dingen das erste!" Aber nein ... Kein Wort!

‚Ach,' dachte er, ‚wie ist das Leben doch schwer! Nun kommt eine so große, große Frage, und nun läßt Mui mich im Stich!'

So saßen sie den ganzen Tag beieinander und wechselten spärliche Worte, während Liesbeth für das Geschäft arbeitete und Lütte Witt über einigen Büchern saß, aber meist darüber wegstarrte. Sein schmuckes Gesicht war nun ganz geschwollen und entstellt; aber die Übelkeit und die Kopfschmerzen waren vergangen.

Als es dämmrig wurde, gingen Liesbeth und Lütte Witt in die Küche, Abendbrot zu bereiten. Als sie allein waren, kam der Sturm in der Tiefe ein wenig zu Erscheinung. Liesbeth weinte, und als Lütte Witt sie fragte, sagte sie: „Es wird mir sehr schwer, wegzureisen. Das Grab ... und von Deutschland fort ...?!"

„Ja," sagte Lütte Witt mit sehr blassem Gesicht: „Und dann der Lehrer ... oder ist dir das gleichgültig?"

„Nein," sagte sie, „es ist mir nicht gleichgültig. Aber für Bruder Gerdt wäre es gut; und also müssen wir es wohl tun."

„Das heißt," sagte Lütte Witt, „wenn Bruder Gerdt

es gern will. Und das wissen wir noch nicht. Es ist möglich, daß er es nur will und tut, weil er meint, daß es gut für uns beide ist, damit wir satt werden, und ich die Hundeuniversität besuche."

„Ja," sagte die Schwester, „das ist möglich."

„Es ist sehr schwer," sagte Lütte Witt, „und ich weiß nicht, wie wir erfahren sollen, was wirklich seine Meinung ist, ob er wirklich gern hinüberfährt oder ob er unsertwegen nur so redet. Vielleicht ist es ihm das Schrecklichste auf der ganzen Welt."

Sie riefen Gerdt zum Abendbrot in die Küche und saßen zusammen um den Tisch.

Gerdt sagte wieder: „Es wäre sicher das Beste, wenn wir der freundlichen Einladung folgten. Ich würde da in die grünen Bäume sehn und den berühmten Arzt fragen können, und du" ... er wandte seine trüben Augen zu der Schwester ... „würdest einen Amerikaner heiraten. Mui hat mir seinerzeit in die Gefangenschaft geschrieben, daß du damals eine Hoffnung hattest, als du neunzehn warst, daß er aber gefallen ist. Sie sind ja fast alle gefallen, oder sie sind Krüppel; wer soll dich hier heiraten? Und Lütte Witt würde die Universität besuchen." Er sagte es mit ziemlich munterer Stimme.

Es war ihnen aber verdächtig, daß er zuerst von sich gesprochen hatte und erst in zweiter Reihe von ihnen. Das war ganz gegen seine Weise. Auch war er sehr blaß; und dann und wann lief ein Zittern über seinen magern Körper.

Er blieb noch länger bei dem Thema, saß besonders steil auf seinem Stuhl und sagte munter, die trüben Augen ins Leere: „Ihr erinnert euch," sagte er, „daß ich als

Schulknabe einmal mit meiner Klasse eine Ferienfahrt nach Cuxhaven gemacht habe und welchen Eindruck es auf mich gemacht hat, wie wir da auf der ‚Alten Liebe' standen und ein großes Auswandererschiff nach Amerika vorüberfahren sahen. Nun sehe ich euch beide da, so wie ich damals die Leute auf dem Deck auf- und abgehn sah, auf dem Deck unsres Schiffes hin- und hergehn, und ich sitze im Liegestuhl und höre auf viele Schritte, die vorübergehn, bis ich merke, daß nun wieder eure näherkommen. Und dann sehe ich mich in Amerika in der Porch sitzen und mit der alten Lady sprechen. Und dann sehe ich auch, wie unter den grünen Bäumen plötzlich zwei kleinere Wesen stehn, und dann sehe ich, daß die zwei Wesen sich bewegen und näherkommen und dann höre ich eure Stimmen, und weiß, daß ihr es seid, und dann erzählt ihr mir, was ihr erlebt habt. Du," er wandte den schmalen Kopf zu seiner Schwester ... „gehst in ein sehr vornehmes Geschäft, und du, Lütte Witt, gehst in die high school. Du hast einen feinen blauen Anzug an und bist ein runder, rotbäckiger Junge. Und dann sitzt ihr bei mir und eßt; und ich höre, wie es euch schmeckt." Es ging ein Lächeln über sein blasses Gesicht.

Ein Lächeln!

Als der Bruder schlafen gegangen war, und sie wieder allein saßen, und Liesbeth wieder anfing, für das Geschäft zu arbeiten, während Lütte Witt aufwusch, verfielen sie wieder in den alten Zweifel. „Hast du gemerkt," sagte Liesbeth, „daß er, wenn er unser Leben in Amerika malte, zuerst an sich dachte? Das ist ganz und gar gegen seine Natur. Ich fürchte, er heuchelt. Er will nur unsertwegen nach Amerika gehn, und wird drüben sehr unglücklich sein."

„Ich glaube es auch," sagte Lütte Witt. „Hast du das Lächeln gesehn?! Ich wollte mich erst freuen, als ich es sah, und ich merkte, daß auch du dich freuen wolltest; aber dann hatte ich gleich das Gefühl, daß es nicht echt wäre."

„Ich fürchte auch," sagte die Schwester Liesbeth, „daß es nicht echt war. Ich glaube, er hat Deutschland viel zu lieb, wenn er es auch leugnet; und darum wird er drüben todunglücklich sein. Ich habe mal von einem alten Mann gehört, der war hier ganz arm und mußte hungern; da luden ihn Verwandte von drüben ein und er reiste übers Wasser zu ihnen. Aber nach einem Jahr kam er wieder und sagte: ich will lieber in Deutschland trocken Brot essen, als in Amerika dreimal täglich vor überladenem Tisch sitzen. Ich glaube, so ist es auch mit Bruder Gerdt."

„Und wie ist es mit dir?" sagte Lütte Witt, „wirst du auch Heimweh haben?"

Sie hob den blonden Kopf und sagte: „Wie ist es mit dir?"

Er sah sie an und sagte nichts; und sie sah ihn an und sagte auch nichts. Sie wollten keiner dem andern zum Hindernis werden, wenn er etwa gern hinüberwollte. Aber als sie sich eine Weile angesehn, fühlte jeder, daß er den andern belauere, und sie wurden beide rot. Und da bekannten sie sich beide: „Nein, wir können nicht! Nein! Nein! Wir bekommen beide Heimweh! Nein, wir können nicht!" Aber wenn Bruder Gerdt wirklich gern hinwollte, dann wollten sie mit ihm.

„Aber wie sollen wir erfahren," sagte Lütte Witt, „ob er wirklich gern hingeht oder ob er heuchelt?"

Schwester Liesbeth horchte nach der Wohnstube hin, wo

der Bruder auf dem Langstuhl lag, und sagte: „Er wird eine sehr unruhige Nacht haben. Ich will jede Stunde aufstehn und mich an die Tür schleichen, und horchen, was er im Traum redet."

„Ja," sagte der Kleine, „so wollen wie es machen; und ich will mit horchen, damit wir es beide deutlich hören."

Aber als er im Bett lag, schlief er wider Willen ein und fand zu seinem Erstaunen, als er erwachte, hellen Morgen. Sein erstes Wort war sofort, daß er die Schwester fragte: „Was hat er gesagt?"

„Er hatte eine schrecklich unruhige Nacht," sagte sie mit blassem, überwachtem Gesicht. „Ich war sechsmal an seiner Tür und jedesmal redete er im Traum. Er sagte immer abwechselnd ..."

„Was sagte er?" fragte Lütte Witt.

Die Schwester beugte den Kopf auf die Arbeit und sagte leise: „Was sollst du alles wissen?"

„Du mußt mir alles sagen," sagte der Kleine mit großem Ernst, „Mui hat gesagt, es wäre das Wichtigste, daß ich euch froh mache. Wenn ich nicht alles weiß, wie soll ich euch dann helfen? Mui würde es sehr unrecht finden, wenn du mir nicht alles sagtest."

„Er sagte dreimal das Wort, das du schon kennst; aber er sagte es etwas anders und nannte auch einen Namen."

„So ... was sagte er ... und welchen Namen?"

„Er sagte: ‚und wenn ich blind werde, Leutnant Gallant, ich werde doch Deutschland im Glanz sehn'."

„So! ... Das ist der Leutnant von den Marokkanern."

„Ach," sagte die Schwester mit leiser Stimme, „ich hörte an seiner Stimme, daß er ihn gequält hat."

„So."

Langes Schweigen.

„Aber wir müssen doch froh sein," sagte die Schwester, „daß er das Wort immer noch sagt, denn es ist doch ein Beweis, daß er in seinem innersten Herzen auch jetzt noch an Deutschland glaubt oder glauben möchte, wenn er es auch leugnet."

Wieder langes Schweigen.

„Und was sagte er dann noch dreimal?" fragte Lütte Witt.

„Er sagte: ‚Ich kann es nicht! Ich kann es nicht!' und ich glaube, als er es das letztemal sagte, saß er aufgerichtet und schlug die geballten Hände gegeneinander und sagte es gegen seine geballten Hände. So groß war seine Verzweiflung."

„Das ist Amerika!" sagte Lütte Witt mit leiser, erregter Stimme, „das ist Amerika! ... Mui sagt es auch! Nun sehe ich, daß sie es sagt! Das ist Amerika! Er kann nicht hinübergehn."

„Ich glaube," sagte die Schwester, „daß es so ist. Aber wie sollen wir es herausbekommen?"

„Wir müssen ihm sagen," sagte Lütte Witt, „daß wir nicht hinüberfahren können, weil wir Heimweh bekämen! Wenn wir dann merken, daß er selbst doch gern gefahren wäre, sagen wir, daß wir gelogen hätten, um ihn zu erforschen."

Als der Bruder erwachte, gingen sie an seinen Langstuhl und sagten es ihm: „Wir wollen dir ehrlich sagen, wir können es, wenn du es für uns drei für das Richtige hältst; aber wir beide blieben lieber hier, weil wir wissen,

daß wir Heimweh bekommen, und weil wir bei den Gräbern und bei Deutschland bleiben wollen."

Da erhob der Bruder Gerdt die geballten Hände und schlug sie zusammen, wie er in der Nacht getan hatte, und sagte unter heißem Aufschluchzen: „O, wie glücklich bin ich, wie glücklich ... daß ihr nicht fahren könnt! O, wie über alle Maßen glücklich! Oh, als ich damals in Cuxhaven das Auswandrerschiff vorüberfahren sah, malte ich mir im Geist aus, daß ich da auf dem Deck wäre und nach Amerika führe, da drehte sich mir das Herz im Leibe um; solch entsetzliches Heimweh hatte ich!! Ich kann euch sagen, ich erschrak damals mehr als vor dem Tod!! Und so ist es mir jedesmal ergangen, jedesmal, wenn ich wieder an die Alte Liebe und an das große Schiff dachte! So oft ich wieder im Geist das große Schiff sah und sah mich daraufstehn an der Reling, packte mich die schreckliche Angst. Ich kann nicht auswandern! Ich kann nicht! Es gibt Leute, die es können und die es tun sollen; aber ich kann es nicht! Ich würde niemals froh werden können in dem fremden Land. Ich muß in Deutschland bleiben ... obgleich ich nicht mehr an Deutschland glaube ... und wenn ich vor Hunger sterben muß!" Die Tränen stürzten ihm aus den Augen.

Wie froh waren die beiden! Fast mehr noch als über das Hierbleiben, über seine große Freude und über diese ersten Tränen! Und besonders lieb war es ihnen, daß er aus Liebe zu Deutschland weinte, über das er sonst so bitter redete. Sie erkannten ja daran ganz deutlich, daß in der Tiefe doch noch die guten Wurzeln wären, die einst sein Feld, das nun so dürr und kahl war, so blühend gemacht

hatten. Sie bekamen beide die leise Hoffnung, daß er vielleicht doch noch wieder den Glauben bekommen könnte, den er vor dem Krieg gehabt hatte. Aber die Hoffnung war nur ganz klein.

Sie halfen ihm beim Anziehn und gaben ihm zu essen; dann ging er nach dem Stuhl am Fenster und saß da, den edlen, schmalen Kopf gebeugt, die magern Hände noch ebenso wie vorhin auf den magern Knien. Er achtete es nicht, daß die Sonne, die gedämpft schien, seinen Kopf traf. Ach, was hilft Sonne dem dürren Feld? Es muß Regen kommen! Es muß Regen kommen! Zuweilen lief es wie ein jähes Erschrecken, ein Zittern durch seinen hagern Körper.

Sie machten sich noch einige Beschäftigung in dem Zimmerchen und sahn ihn an; dann gingen sie hinaus. Schwester Liesbeth ging an ihre Arbeit.

Lütte Witt aber machte sich auf, den Amerikaner zu suchen. Er fand ihn auf der gewohnten Bank und berichtete den Beschluß.

Frank Williams strich mit seiner magern Hand durch die Luft, was bedeuten sollte: erledigt! Dann sagte er: „Aber was wirst du nun tun, kleiner Freund, daß die beiden wieder munter werden?"

Der Kleine setzte sich neben ihn und sagte: „Das will ich dir sagen. Ich habe die Sache mit Mui ganz und gar beredet."

Der Amerikaner kannte seine Redeweise und sagte: „Und was hat Mui gesagt?"

„Du weißt doch, daß Mui eine Schwester hat an der Nordsee, die ist böse mit Mui. Aber Mui," sagte er mit

besonders starkem Ton, „sagte mir erst gestern wieder, was sie mir immer gesagt hat, daß sie kein böser Mensch ist, sondern nur etwas wunderlich."

„Jawohl! Gibt es auch in Amerika. Eine alte, merkwürdige Lady. Also weiter."

„Und nun sagte Mui immer wieder, und sagt auch jetzt noch, daß sie sich mit ihr versöhnen muß. ‚Dann,' sagt sie, ‚können wir Gerdt helfen, anders nicht' ... Und nun will ich hinfahren; denn Gerdt ist wieder kränker geworden und es geht nicht so weiter."

„Die alte Lady hat eine Farm, ich denke?"

„Ja," sagte Lütte Witt, „ich denke, sie hat die Farm noch. Aber vielleicht hat sie sie schon verkauft, weil sie schon alt ist; und ist denn nun ganz arm. Vielleicht sitzt sie mit ihren beiden alten Dienstleuten im Armenhaus oder im Alteleutehaus gegenüber dem Kirchhof; und sie haben nichts mehr als ein Bett und einen alten Stuhl. Aber ich muß doch hinfahren. Es geht nicht so weiter mit Bruder Gerdt."

„Wenn sie so ist, wie deine Mui dir erzählt hat: eine wunderliche, alte Lady, dann wird sie die Farm wohl noch haben ... Wenn das ... so mußt du sie bitten, daß sie euch hilft."

„Ja," sagte Lütte Witt, „das will ich auch. Dann gibt sie mir vielleicht einen Sack Kartoffeln und einen Sack Mehl mit ... Ja," sagte er hoch aufatmend, „vielleicht gibt sie mir sogar etwas Geld mit, daß wir für Bruder Gerdt Hemden kaufen können."

„Ich hoffe so," sagte Frank Williams. „Aber nun sage mir, was ich tun kann dabei. Ich will dir gern helfen."

„Ja," sagte Lütte Witt, „ich habe etwas Geld verdient; aber es ist nicht genug; und es geht zu langsam. Ich muß aber jetzt reisen. Ich hatte gedacht, ich würde mir das Geld selbst verdienen können, aber es geht zu langsam. Ich selbst brauche kein Geld, ich kann mit einem Kinderzug fahren; aber ich möchte Liesbeth etwas geben, weil doch mein Verdienst wegfällt. Wenn du mir etwas geben willst, so will ich ihr vorlügen, daß der Gärtner es mir gegeben hat."

Der Amerikaner sagte lächelnd: „Hast du das auch mit Mui besprochen?"

Er wurde ein wenig rot und sagte zögernd: „Ich weiß nicht mehr, ich glaube nein."

„Ich glaube," sagte der Amerikaner, „es wäre besser, wenn ich löge, als wenn du es tust."

„Ja," sagte Lütte Witt aufatmend. „Das wäre schön. Ich glaube, du kannst es besser."

„Ich danke dir für deine gute Meinung," sagte Frank Williams lächelnd. „Ich werde Fräulein Liesbeth also geben zwanzig Dollar und sagen, die hätte Lilly mir geschickt, daß ich sie irgend jemand geben sollte. Sie soll sie annehmen als von einer Freundin."

„Das ist sehr gut," sagte Lütte Witt und nickte anerkennend. „Und es wäre vielleicht ganz gut, wenn du gleich mitkämst und mir beiständest. Sie weiß noch gar nicht, daß ich verreisen will. Aber es muß nun sein."

Sie machten sich beide auf den Weg und fanden Liesbeth in der Küche. Sie saß neben dem Herd, paßte auf den Kochtopf, in dem Kartoffeln brodelten, und nähte dabei.

Lütte Witt sagte gleich, daß er zu Tante Inge reisen wolle.

Schwester Liesbeth erschrak und sagte: „Du bist noch so klein; und wer weiß ... vielleicht lebt sie gar nicht mehr ... Oder wenn sie lebt, nimmt sie dich gar nicht an."

„Mui hat aber gesagt," sagte Lütte Witt mit leiser, bestimmter Stimme, „daß ich reisen soll."

Ihr traten die Tränen in die Augen.

Der Amerikaner sagte: „Laßt ihn fahren, Fräulein Liesbeth. Er ist ein heller, kleiner Junge; und er will das Gute. In acht Tagen ist er wieder hier."

„Wenn sie ihn nun gar nicht annimmt!"

Sie dachten alle sehr nach. Dann sagte der Amerikaner: „Sind da Pastoren in der Gegend?" Er schien für möglich zu halten, daß das Evangelium bis dahin noch nicht gekommen wäre.

Lütte Witt sagte scharf: „Wir haben dir doch gestern noch gesagt, daß deine Großmutter von der Waterkant ist. War sie vielleicht ein Heide?"

„Entschuldige mich," sagte der Amerikaner, „ich habe nicht gewußt, daß es ungefähr dieselbe Gegend ist ... Wenn da Pastoren sind, Fräulein Liesbeth, was dann für Not? Wo Pastoren sind, ist alles in Ordnung. Er muß zum Pastor gehn. Da in Amerika gehn wir immer zum Pastor und alles ist gut." Und da er so im Schwung der Rede war — wenn man mitten im Schwung einer Rede ist, wird das Lügen viel leichter — fuhr er gleich fort und sagte: „Pastoren machen da alles. Was habe ich hier?' Er zog den Zwanzigdollarschein hervor. „Von meinem Freund, Pastor Müller in Buffalo! ... Ich soll ihn einem

verwundeten deutschen Soldaten geben, daß er sich kauft, was ihm beliebt. Bitte ... für Kamerad Gerdt. Er kann es verschenken, verwetten, verbrauchen, as he likes it."

Es war großartig! Er hatte noch die Unverfrorenheit, seinen kleinen Freund mit festen Augen anzusehn, der doch wußte, daß es eine glatte Lüge war.

Lütte Witt saß mit offnem Mund und staunte.

Als sie beide wieder draußen waren, sagte er: „Du kannst aber lügen!"

Der Amerikaner nickte: „Das war eine fromme Lüge! Das können wir da sehr. Übrigens, wer zu einer Lüge schweigt, lügt mit!"

„Wenn die Tante uns hilft, will ich Schwester Liesbeth sagen, daß du gelogen hast."

„Bitte," sagte Frank Williams, „daß wir gelogen haben."

„Aber du hast angefangen," sagte Lütte Witt, der die Sache nicht auf sich sitzen lassen wollte. „Und du bist viel größer als ich ... Aber ich glaube," sagte er mit großem Atemholen, „ich glaube, daß Mai nichts dagegen hat, daß wir ein bißchen gelogen haben."

IX

Liesbeth und der Lehrer

Der Amerikaner ging nach seiner Bank, und Lütte Witt ging weiter zur Gärtnerei, damit der Gärtner sich für acht Tage einen Ersatzmann besorge. Als er diese Sache erledigt hatte, ging er noch in das Haus neben der großen Pforte.

Er fand den Lehrer in seiner Stube über seinen Büchern. Er hob kaum den struppigen Kopf und knurrte kaum ein „Guten Tag".

Lütte Witt setzte sich ihm gegenüber und betrachtete, da eine Unterhaltung nicht recht zustande kommen wollte, die Stube, indem er nach Kinderweise mit dem ganzen Körper nach allen Seiten rutschte. Nach einer ziemlichen Weile sagte er: „Warum bist du heute nicht gekommen?"

„Ihr habt ja Besuch? Und was für einen! Da kann ich nicht gegenan."

Lütte Witt schwieg und rutschte wieder auf dem Stuhl. „Deine Stube ist sehr öde; das muß ich sagen."

Der Lehrer knurrte: „Woher soll ich es nehmen? Vom Gehalt kann ich mir keine Möbel kaufen; und das alte Scheusal, das mir eine Aussteuer versprochen hat, sagt, er hat auch kein Geld."

„Du könntest doch langsam anfangen und dir ein Stück nach dem andern kaufen, zuerst eine neue Bank mit ordentlichem Polster. Die Bank ist ja ganz zerfetzt."

„Wozu?" sagte der Lehrer grimmig und fuhr sich durchs Haar. „Ich bin ja allein und werde auch immer allein bleiben."

„Wirst du niemals heiraten?" sagte Lütte Witt.

„Ich werde mich hüten," sagte der Lehrer; „die Menschen sind ja alle verrückt."

„Meine Schwester ist nicht verrückt."

„Die ist die Schlimmste von allen. Wann macht sie Hochzeit? Vor der Reise oder erst drüben?"

„Frank hat schon lange eine Braut," sagte Lütte Witt; „und wir fahren nicht nach Amerika."

„So, so!" Er richtete sich ein wenig auf und sah Lütte Witt mit seinen klugen, hübschen Augen an. „So," sagte er mißtrauisch, „ihr bleibt hier? Aber ich glaube es nicht. Sie täuscht dich. Sie müssen immer täuschen. Weil sie tausende Jahr unter Männerhand gewesen sind, sind sie ein täuschendes Geschlecht geworden. Ja, das weiß ich!"

„Ich glaube," sagte Lütte Witt, „du weißt gar nichts, weil du noch niemals mit einer recht befreundet gewesen bist, so wie ich mit Liesbeth. Jedenfalls kennst du meine Schwester nicht. Du hast sie bloß dann und wann angekuckt, und das nicht mal ordentlich, sondern so, daß deine Augen immer gleich vorbeisausen."

„Ich wüßte nicht," sagte der Lehrer, „wozu ich sie ansehn sollte."

„Mir ist sie ganz recht so, wie sie ist," sagte Lütte Witt; „ich mag gern hübsche Mädchen. Und daß sie hochmütig ist, das ist nicht wahr."

Der Lehrer machte eine Bewegung mit der Hand, die sagen sollte: „Ach, sei still, hochmütig bis in die Wolken!"

Lütte Witt wurde nun auch mißmutig und sagte: „Ich wollte dir etwas von uns erzählen; aber wenn du nicht wieder zu uns kommen willst, was soll ich es dir dann sagen?"

„Was ist es?" sagte der Lehrer und machte runde Augen, „habt ihr noch mehr Pläne? Hat der Amerikaner noch einen andern verruchten Plan mit euch?"

Lütte Witt schossen die Tränen in die Augen; er sagte: „Frank hat weiter keine Pläne ... Ich will zu Tante Inge fahren."

„Oh, das ist die Tante," sagte der Lehrer, „die da an der Nordsee wohnt. Was willst du da?"

Die blanken Tränen rannen ihm über die Wangen: „Frank meint," sagte er, „daß sie ihren Hof festgehalten hat, und dann hilft sie uns vielleicht. Wir müssen nämlich Hilfe haben oder betteln gehn. Gerdt muß bessere Nahrung haben und ich und Gerdt haben keine Hemden mehr, und unsre Bettücher sind ganz mürbe. Liesbeth sitzt jeden Abend bis in die Nacht und stopft; die gestopften Stellen sind schon viel größer, als die, die noch heil sind, und sie wird dabei blaß und blasser. Aber das Wichtigste ist, daß ich ihr einen Gruß von Mui bringen soll; aber das will ich dir nicht alles erzählen. Ich fahre mit dem Kinderzug am Sonnabend und will in acht Tagen wieder hier sein. Ich hatte gedacht, du solltest jeden Tag zu ihnen kommen und mit ihnen plaudern; aber wenn du nichts mehr mit uns zu tun haben willst ..."

„Ach ... ach," sagte der Lehrer kopfschüttelnd, „steht es so mit euch? Dann will ich selbstverständlich zu euch kommen. Ach, was ist das für eine Not in der Welt! Ich weiß gar nicht, was mich mehr entsetzt, dieser Amerikaner mit den Wickelgamaschen, der euch natürlich als Sklaven verkaufen will, sobald ihr drüben seid ..."

„Sie haben die Sklaverei längst abgeschafft!"

„Ach," sagte der Lehrer verächtlich, „das gibt es alles noch! Oder diese Tante Inge, die wahrscheinlich auf einem dieser Erdhaufen in der Nordsee wohnt, die sie Halligen nennen. Da gehn sie jeden Sonntag in die Kirche, aber nicht, wie andre Christenmenschen, um für gutes Wetter zu bitten und andere gute Dinge; sondern sie bitten um Sturm, und daß Gott ihren Strand mit Schiffstrümmern segne. Ja, so ist es. Schreckliche Menschen! Und immer Nebel: draußen vom Watt her, und drinnen ... ich meine im Kopf ... vom Teepunsch."

„Tante Inge wohnt nicht auf einer Hallig," sagte Lütte Witt, „sondern hinter einem großen Deich, so groß wie ein Haus."

„Ach," sagte der Lehrer, „red' mir nicht davon! Ich kann nicht sagen, wie ich um euch in Sorge bin."

Lütte Witt wischte die Tränen mit dem Handrücken fort und sagte mit Genugtuung: „Ich sehe, daß du uns doch ein wenig gern hast."

„Das ist ja gerade das Schlimme, daß ich euch gern habe," jammerte der Lehrer, „das heißt: dich und deinen Bruder Gerdt. Deine Schwester mag ich nicht sehn."

„Warum kuckst du sie dann immer so groß an?" sagte Lütte Witt zornig. „Soll ich dir mal was sagen? Die, auf die du am meisten schimpfst, hast du am meisten lieb. Du schimpfst am meisten auf deinen Vater und auf Liesbeth, und die hast du am meisten lieb."

„Ich ... diese beiden? Diese meine Todfeinde? Meine täglichen Mörder? Denn das sind sie!"

„Ach," sagte Lütte Witt verächtlich, „ich weiß ja Bescheid! Du schimpfst auf deinen Vater, aber zuweilen ver-

gißt du dich und erzählst so hübsch von ihm, als du bei ihm warst im Wald, daß ich ganz deutlich merke, daß du ihn lieb hast. Und ebenso machst du es mit Liesbeth. Du liebst ihr Gesicht und ihr Haar und ihren Gang und ihre ganze Natur, denn auf all das schimpfst du."

Der Lehrer fuhr sich mit der Hand durchs wirre Haar, riß die Augenbrauen hoch und stöhnte: „Das könnte mir noch fehlen, daß ich die lieb hätte!"

„Warum?" sagte Lütte Witt.

„Wäre ich nicht verrückt?!" schrie der Lehrer, „ich mit meiner stotternden Sprache ... und meinem Fuß ... und diesem Haarpull auf dem Kopf ... und im Kopf nichts als ein wenig saure Grütze ... und dagegen diese hochmütige Person?"

„Ach," sagte Lütte Witt, „das ist alles Kleinigkeit. Ich habe alles mit Liesbeth besprochen; wenn du dich ein bißchen zusammennimmst, bist du gar nicht so übel. Wenn du zum Beispiel dein Haar ein bißchen kürzer schneidest, sagte Liesbeth, das würde schon viel ausmachen."

Der Lehrer sah ihn finster an: „Hat sie was davon gesagt? Hat sie darüber gespottet?"

Lütte Witt schüttelte den Kopf: „Ich sagte einmal über dein Haar, daß es so wild wäre, und da sagte sie, es wäre aber doch hübsch, es müßte nur ein wenig kürzer sein."

„So," sagte der Lehrer, „das sagte sie. Das ist ja toll! Das ist ja nichts als Hohn und Spott gewesen."

„Nein," sagte Lütte Witt sehr ernst und kopfschüttelnd, „ich glaube überhaupt, daß sie dich recht gern hat. Als wir gestern nach Amerika sollten, sagte sie, es würde ihr gar nicht so leicht, daß sie dich dann nicht mehr sähe."

„Was?" stöhnte der Lehrer, „das hat sie gesagt und das hast du für Ernst genommen? Nein, das muß ich sagen, ich hätte dich für klüger gehalten!"

„Sie hat es im Ernst gesagt," sagte Lütte Witt zornig, „ich kenne doch meine Schwester."

„Jetzt weiß ich nicht mehr, was ich denken soll," sagte der Lehrer, indem er die Ellbogen aufstützte und den Kopf in die beiden Hände nahm und sich mit allen Fingern durchs Haar fuhr.

Lütte Witt wurde durch diesen Ausbruch der Verzweiflung sehr wenig bewegt. Er sah seinen Freund ruhig an und sah dann wieder in der Stube umher, indem er auf dem Stuhl herumrutschte. Dann sagte er: „Es wäre ganz hübsch, wenn du uns alle drei mal einlüdest. Es wäre ganz gut für meine Geschwister, wenn sie mal in ein andres Haus kämen; sie gehn nie in ein andres Haus. Aber du hast ja keine ordentliche Stube. Was sind das für Möbel? Wenn du wenigstens das Polster der Bank machen ließest!"

„Wo soll ich das her haben," sagte der Lehrer, „wenn der alte Grimmbart im Wald es mir nicht geben will? Aber was hülfe es auch, wenn ich euch zu einer Tasse Kaffee einlüde? Was hättet ihr davon? Das schlägt ja alles nichts an; es muß ja mehr geschehn, viel mehr! Ich habe schon lange einen Gedanken gehabt; aber ich habe es nicht gewagt, ihn auszusprechen. Aber wenn es so mit euch steht, wenn ihr solche Not leidet, daß ihr schon in die Hände von einem Amerikaner und von dieser Tante Inge kommt, und wenn die Handtücher und Bettücher am Ende sind, da muß etwas andres geschehn! ... Komm, wir wollen zusammen nach deinem Hause gehn."

Als sie aus der Tür traten, regnete es stark, und sie gingen rasch unter den Bäumen dahin, der Lehrer den Stock fest aufsetzend, mit langem, hinkendem Gang, vor Anstrengung und Schmerz ächzend, der Kleine in leichtem Trab. Sie sagten kein Wort. Als sie das Häuschen erreicht hatten, gingen sie herum und sahn in die Küche, und sahn Liesbeth allein am Herd sitzen und nähn. Der Schein der kleinen Lampe beleuchtete ihr feines, blasses Gesicht und die Hände, die fleißig arbeiteten. Sie war ganz in die Arbeit versunken.

Der Kleine wollte hineingehn; aber der Lehrer hielt ihn zurück. Er schüttelte den Kopf, stöhnte und sagte leise: „Ich kann es nicht sagen! Nein, ich sage es ihr nicht! Wenn sie mich mit ihren hochmütigen Augen ansieht, bekomme ich Angst und mein Gesicht verzerrt sich. Ich habe es, seit ich verschüttet gewesen bin, nicht ganz in der Gewalt. Hör', ich will mich unter das Dach des Kohlenstalls stellen. Geh du hinein und bestell' ihr: ich habe mir gedacht, ihr solltet alle drei auf einige Monate zu meinem Alten in den Wald kommen. Spring mal hin und sag' es ihr. Aber stell' dich so, daß ich sehe, was sie für ein Gesicht macht."

Lütte Witt schrie vor Freude auf und sprang in die Küchentür.

Der Lehrer sah, wie er ihr erzählte, daß der Lehrer da draußen unter der Lecke des Kohlenstalls stände, und dann sein Angebot. Über ihr Gesicht, das erst ein wenig erschrocken gewesen war, ging ein glücklicher Schein, und sie schlug immer wieder die Hände zusammen. Dann redeten sie ein wenig hin und her, die Schwester schwer nachdenkend, der Kleine vor ihr aufspringend; und seine Augen

sprangen noch mehr, immer in ihr Gesicht hinein. Nun kehrte er sich um; und schon kam er durch den Regen herangerannt.

„Ich soll fragen, ob du ganz gewiß bist, daß wir deinem Vater willkommen sind. Du hast doch immer gesagt, daß dein Vater ein harter und böser Mensch wäre."

„Oh," sagte der Lehrer, ein wenig stotternd, „er ... er ... er gehört zu den Leuten, die nicht ganz selten sind, die gegen alle andern Menschen freundlich sind, bloß nicht gegen ihre eigne Brut. Das sag' ihr," sagte er. „Sag' ihr, sie brauche ihn mit ihren Augen bloß anzukucken, dann wäre er erledigt."

Lütte Witt sprang wieder hinein und der Lehrer sah, wie sie wieder eifrig miteinander unterhandelten. Nun hatte die Schwester einen Gedanken, der sie lächeln machte. Nun sprach sie ihn aus. Wie der Kleine den blonden Kopf vorbog und sie anblitzte! Wie er nickte! Ein angenehmes Paar! Der Lehrer schüttelte den Kopf und knurrte. Nun wandte der Kleine sich jäh von ihr ab und kam wieder herausgesprungen.

„Da ist noch eine Bedingung," sagte er atemlos und überstürzend, „ich soll dich noch fragen, ob es dir nicht lieber wäre, wenn nur Gerdt und ich kämen und Liesbeth hier bliebe, weil du doch immer auf sie schimpfst. Sie sagte, du möchtest doch gewiß nicht gern, daß sie in deinem Vaterhaus zu Besuch wäre."

Der Lehrer stöhnte und ächzte: „Was für eine Person!" sagte er. „Was für ein Charakter! Sie will nun bloß hören, daß ich vor Kummer stürbe, wenn sie nicht mit euch führe. So sind nämlich alle Langhaarigen. Aber das kann

und kann ich nicht über die Lippen bringen! Was sollen wir nun bloß antworten? ... Aber ich sehe, es hilft nicht. Geh hinein und sage mit süßem Gesicht, daß ich mich besonders freute, daß gerade sie in meinem Elternhaus Gast wäre. Hier bei Dunkel und Regen und vom Kohlenstall aus kann ich zur Not solche Worte sagen. Aber verrate nicht, was ich vorher gesagt habe."

Der Kleine sprang wieder hinein und der Lehrer sah, wie sie wieder eifrig miteinander redeten. Nun lächelte die Schwester! Wie sie boshaft glücklich miteinander waren! Es war ganz klar, daß der Junge ihr die Rede wiederholte, die er eben gehalten hatte. Ein hübsches Geschwisterpaar! Nun kam die Schwester auf einen Gedanken und lächelte und sagte ihn dem Kleinen. Wie der Junge sich freute! Wie er herumsprang und durch den Regen wieder heranschoß.

„Da ist noch eine Bedingung: Sie will nun wirklich wissen, warum du immer so fremd und unfreundlich gegen sie bist. Ja, das will sie nun wissen. Wenn sie darauf keine ehrliche Antwort bekommt, kann sie nicht mitkommen. Dann geht sie lieber allein nach Amerika oder an die Nordsee."

„Mein Gott, Junge," sagte er, „kannst du ihr denn nicht den Mund stopfen; du bist doch sonst so klug? Was soll ich nun hierauf antworten? ... ich weiß keinen Rat."

„Ja," sagte der Kleine, „da hast du es nun! Du hättest dich besser zusammennehmen sollen."

„Geh hin," sagte er, „und sag', ich hätte da im Wald immer nur mit dem alten Dachs verkehrt, niemals mit jungen Mädchen. Und dann wäre ich zwei Jahre jünger als sie. Und dann ... und dann ... hätte ich das kranke Bein,

und wäre auch sonst keine Schönheit. Und so wüßte ich nicht, wie ich mich zu ihr stellen sollte. Wie soll ich armer Invalide ein wenig Mut behalten, wenn ich nicht schimpfe? Nein ... dies ist alles verrückt ... Geh hin und sag' ihr das."

Der Kleine schüttelte über die konfuse Rede den Kopf, sprang aber wieder hinein; und er sah, wie sie miteinander unterhandelten. Er sah, wie die Schwester einen Augenblick den Kopf senkte und schwieg und dann die Hände vor die Augen legte und dann etwas zu dem Kleinen sagte, wozu er eifrig mit dem Kopf nickte. Nun kehrte er sich um und sprang wieder hinaus.

„Nun ist da noch eine letzte Bedingung!"

„Mein Gott!" sagte der Lehrer, riß seinen Hut vom Kopf und wischte sich die Stirn, die voll Schweiß war. „Was hat sie nun noch?"

„Ich habe ihr erzählt, daß du keine Schule hast, und da verlangt sie, daß du auch in den Wald gehst. Sie sagt, sie wisse, daß du auch in den Wald wolltest, und sie wollte dich nicht von deinem Elternhaus fernhalten, und du solltest mitkommen."

Über das Gesicht des Lehrers wollte ein froher, erschrockner Schein ziehn, aber er riß es zusammen, daß es ganz unglücklich aussah. „So," sagte er, „so ... das ist ihre Bedingung! Nun, das ist das Schlimmste von allem. Es ist immer schlimm genug gewesen, mit dem alten Grimmbart zusammen zu leben, aber nun noch sie dazu!? Sie wird mich mit ihren Augen ansehn ... die sie natürlich für wunderschön hält ... und ich werde darin lesen: wie wirr ist dein Haar, und in der andern Stunde: wie häß-

lich ist dein Fuß! und in der dritten Stunde: wie stockig ist deine Sprache. Aber einerlei, wenn es denn sein muß, will ich auch das auf mich nehmen. Geh hin, und sag' es ihr! Sage ihr, ich wäre ihr untertänigster Narr und täte alles, was sie wollte. Aber sag' ihr nicht, was ich vorher gesagt habe."

Der Kleine sprang wieder hin und der Lehrer sah, wie sie lächelnd und glücklich miteinander sprachen. Als die Schwester wieder wie vorhin nach Frauenweise die Hände zusammenschlug und dem Kleinen die Arme entgegenstreckte, und der sich ganz dicht an sie stellte und einige Male in ihren Armen hochsprang, räusperte er sich und knurrte mit besonderm Grimm. Nun entwand sich Lütte Witt ihrem Arm und kam heraus.

„So," sagte er, „nun ist alles abgemacht, und ich soll dich fragen, ob du nun nicht hineinkommen willst."

„Ich werde mich hüten," sagte er erschrocken. „Grade jetzt! Unmöglich! Unmöglich! Grüß sie von mir. Und hör': nun fährst du doch nicht an die Nordsee? Ich will schon morgen in den Wald fahren und Quartier bestellen. Laß die Nordsee fahren und komm gleich mit mir."

Lütte Witt ging eine kleine Weile stumm neben ihm, indem er den Kopf ein wenig zur Seite neigte, als spräche und horche er auf jemand. Dann sagte er leise: „Nein, das kann ich nicht. Ich muß zu Tante Inge fahren. Mui sagt, ich muß hinfahren."

„So," sagte der Lehrer, „das sagt deine Mui ... Ja, dann mußt du fahren."

„Ich bin so froh," sagte Lütte Witt, indem er hochsprang. „Weißt du ... mit Liesbeth hat es nun keine Not mehr, die hat dreimal gelächelt."

„Ja," sagte der Lehrer grimmig, „das habe ich gesehn."

„Aber mit Bruder Gerdt," sagte er, „ist es noch eine große Not. Wir können es ganz und gar nicht durchsetzen, daß er wieder froh wird, und darum muß ich zu Tante Inge."

„So," sagte der Lehrer, „du meinst, da kann Tante Inge helfen?"

„Ja," sagte er wieder leise in dem Ton, den seine Stimme annahm, wenn er von seiner Mutter sprach, „wenn Mui es sagt?"

„Ja," sagte der Lehrer wieder, „dann mußt du hinfahren."

„In acht Tagen komme ich wieder zurück, und dann fahr' ich gleich in den Wald."

„Dann mache ich dir den Vorschlag," sagte der Lehrer, „daß du morgen mit mir fährst und einen Tag mit mir im Wald bist, und vom Wald dann weiter nach Norden fährst. Dann weißt du, wo deine Leute untergebracht sind."

„O Gott," sagte Lütte Witt glücklich, „das will ich! Aber dann muß ich nun hinein und meine Sachen packen!" Er ergriff im Fluge die Hand des Lehrers, drückte sie, und sprang durch den Regen in die Küche.

Er erzählte Schwester Liesbeth, was er mit dem Lehrer abgemacht hatte; und nun fingen sie gleich an, die Fahrt zu rüsten. Da er nur den einzigen Anzug hatte, den rotbraunen, und nur das eine Paar Stiefel, das er anhatte, so hatte er nur nötig, den alten Rucksack, den Bruder Gerdt als Schüler gebraucht hatte, vom Boden zu holen, und ein wenig Unterwäsche und das übrige Nötige hineinzupacken.

„Es ist ganz gut," sagte er, „daß ich mit dem alten För-

ster zusammenkomme. Ich kann ihm doch allerlei von euch erzählen."

„Ja, das kannst du. Dann erzähl' ihm man alles, was du weißt."

„Vielleicht fragt er mich ja auch nach seinem Sohn, wenn er nicht dabei ist. Dann werde ich auch von dem alles erzählen, was ich weiß."

„Ja, das tu man."

„Ja, Mui hat gesagt, ich soll immer das tun, was ich für richtig halte; und ich halte es für richtig, daß ich ihm alles erzähle ... alles! Ich habe ihn übrigens gar nicht gefragt," sagte er, „wie sein Vater da wohnt. Ich weiß bloß, daß er mitten im großen, großen Wald wohnt. Ob er wohl in einem Haus wohnt, oder ob es nur eine Höhle ist? ..."

„Ich hoffe," sagte Liesbeth, „daß es ein richtiges Haus ist ... Bis übermorgen früh werde ich ohne Sorge um dich sein," sagte sie. „So lange du bei dem Lehrer und dem alten Förster im Wald bist, werde ich ruhig sein. Aber von da an werde ich mit großer Sorge an dich denken. Du bist noch so klein."

Er konnte lange nichts darauf erwidern. Die Fahrt erschien auch ihm ein Wagnis über alle Maßen. Er sah im Geist alles sich ereignen, wovon er jemals gehört hatte. Er sah Räuber mit Pistolen und Dolchen in den Zug steigen. Er sah den Zug an Abgründen entlang fahren, bald auf Felsengrund, bald auf einem hohen Seedeich, und sah ihn in Abgründe stürzen. Er sah ihn entgleist, zertrümmert und brennend neben den Schienen liegen. Er sah sich im Haus der Tante in der Nacht im Bett liegen und hörte schrecklichen Sturm wild gegen die Mauern

stoßen und sah das Meer, glasklar und haushoch, mit großen Fischen darin, die alle Glotzaugen machten, herankommen. Er sah die Tante bald mit freundlichem Gesicht ihn streicheln, bald sah er sie lang und dürr mit mißtrauischem Gesicht ihn ausfragen und aus dem Hause jagen. Ach, was sah er alles in seinem Kindergemüt, dem die ganze Erde und das ganze Leben noch in Wogen geht, und in den Wogen schwimmen die wunderbarsten Gestalten und Dinge, die nicht von Wirklichkeit sind! Aber obgleich ihm so seltsam und so wunderlich zumut war, wie einst dem sein wird, der sich als erster aller Menschen rüsten wird, nach dem nächsten Stern zu fliegen, so war er doch tapfern Muts. Er war zwar etwas blaß im Gesicht; aber er konnte Schwester Liesbeth doch trösten. Er sagte: „Wenn es zu gefährlich für mich wäre, hätte Mui mir nicht gesagt, daß ich nur ruhig fahren sollte. Sie sagte: die meisten Menschen, die du triffst, werden dir gern helfen, weil du ein kleiner Junge bist und von der Ruhr kommst. Halte nur die Augen offen."

Er entkleidete sich und stellte sich in die Bütte und sie seifte ihn und ermahnte ihn, wenn er vielleicht länger dabliebe und sich kein Mensch um ihn kümmerte, sich jeden Sonnabend so zu waschen.

„Ja," sagte er, „das will ich tun. Ich bin in dem Punkt zuweilen etwas gedankenlos."

„Ja," sagte sie, „besonders, wenn das Wasser kalt ist." Sie lächelte unter Tränen.

„Was meinst du," sagte er, „ob ich die Sprache verstehn werde. Sie sprechen ja da eine andre Sprache."

„Sie werden wohl dein Hochdeutsch verstehn," meinte sie.

„Sonst werde ich mit den Fingern sprechen," sagt er. „Hoffentlich geht der Zug richtig und schießt nicht weiter, als er soll; sonst kommt er in Dänemark an. Da verstehn sie mich sicher nicht."

„Ich will hoffen," sagte Liesbeth, „daß der Zug richtig läuft. Wenn es geschehn sollte, daß du allein wärst, müßtest du den Mann mit der roten Mütze oder dem blanken Schild auf der Brust fragen. Du müßtest ihn ganz genau ausfragen, wann und wo der Zug nach Friesland fährt."

„Ja," sagte er stolz, „es ist eine große Reise! Ich werde froh sein, wenn ich in Norderballum aus dem Zug steige."

„Ja," sagte die Schwester, „aber dann kommt das Schwerste; dann kommt die Frage: lebt Tante Inge und wie ist Tante Inge?" Die Tränen liefen ihr über die blassen Wangen. „Nein," sagte sie, „ich mag nicht daran denken, und ich glaube, die Reise ist unvernünftig."

„Wie kannst du so etwas sagen," sagte er ernst, „wenn Mui es ordentlich mit mir besprochen hat? Und dann ist doch auch der liebe Gott da."

„Der liebe Gott?" sagte sie weinend. „Der liebe Gott?! Vater gefallen, Mutter tot, Bruder Gerdt halb blind ... wir selber halb verhungert ... Wo ist Gottes Liebe?"

Lütte Witt sagte bedrückt: „Mui glaubt aber doch an Gott."

„Ja," sagte Schwester Liesbeth unter schwerem Schluchzen, „ich glaube ja auch ... ich will ja auch glauben, daß er es in der Tiefe gut mit allen Menschen meint ... aber es ist schwer ... Bete nur, hörst du, vergiß das Beten nicht."

„Nein," sagte er, „ich weiß bloß nicht, was ich beten soll. Es ist alles nicht das Rechte für einen Weltreisenden.

Ich weiß bloß: ‚In allen meinen Taten' ... das hat nämlich ein Weltreisender gemacht. Aber es ist etwas lang. Ich habe es gestern abend versucht, aber ich bin nicht fertig geworden."

Die Schwester wollte lächeln, konnte es aber in ihrer Not nicht. Sie sagte: „Du kannst das Vaterunser beten, das paßt für alle Zeit."

„Ja," sagte er, „das habe ich auch gedacht. Es ist bloß schlimm, daß ich bei Reich Gottes immer an das Deutsche Reich denke. Ich will es nicht, aber ich tu' es immer."

„Ja," sagte sie, „das muß denn so gehn."

„Mui sagt, um irdische Güter soll man nicht beten, bloß um seelische. Ich habe vergessen: was ist ein seelisches Gut? Nenn' mal eins."

„Ein reines Herz," sagte sie.

„Ach so!" sagte er. „Ja, darum geh' ich ja unterwegs. Ich will Mui ein reines Herz holen."

Die Schwester lehnte sich gegen ihn und schluchzte bitterlich.

„Frank Williams und der Lehrer," sagte er mit zuckenden Lippen, „meinen, daß ich bloß hinfahre, um Tante Inge um Lebensmittel zu bitten ... Ich möchte wohl wissen, ob Mui wohl so im geheimen auch an ein Paket mit Lebensmitteln und Bettüchern denkt. Sie denkt doch vielleicht: wenn Schwester Inge noch auf dem Hof sitzt und sich mit uns versöhnt, dann gibt sie ihm gewiß ein Paket Lebensmittel mit und Geld für Wäsche. Ich möchte es wohl wissen; aber ich mag sie nicht danach fragen."

Als sie mit dem Waschen fertig waren, kam noch jemand an die Küchentüre.

Großer Schreck! War es ein Franzose? Ein Einbrecher? Ein Geist? ...

Ein Bote aus einem Geschäft. „Ein Paket an den kleinen Otto Anthes.“ Der Bote ging.

Unsagbare Überraschung!

Endlich war Tau und Papier gelöst ... Ein neuer Anzug von englischem Leder, mausgrau! ... Und ein Paar neue Stiefel! ... Und alles übrige ... alles! ... Und ein kleiner Zettel mit einem Gruß von Frank Williams: „Dem kleinen Stück Anglo Saxon Poetry.“

Er starrte es atemlos an, versteinert. Plötzlich warf er sich weinend in die Arme der Schwester: „Darf ich es anziehn?“ schluchzte er. „Darf ich es anziehn?“

„Morgen früh,“ sagte sie. „Ach, wie bin ich froh, daß du nun wenigstens ordentlich da ankommst! Alles, was ich dir anziehn konnte, war über und über geflickt und gestopft und hielt kaum mehr zusammen!“

„Was meint er damit?“ fragte er, indem er auf die Karte zeigte.

„Er meint wohl, weil wir von Mutters Seite von der Wasserkante sind, woher alle Angelsachsen gekommen sind, und weil du so ein unkluger kleiner Junge bist.“

„Meinst du das?!“ sagte er lächelnd.

X

Der Besuch im Wald

Als er morgens um vier, so früh wie noch niemals, in die noch dunkle Küche trat und aus dem Fenster in den Hof spähte, war Furcht in seinen Augen; denn es war eigentlich seine Meinung, daß während der Nacht allerlei wunderliche Wesen ihr Spiel hätten. So wie der Tag dem Menschen, so gehörte, meinte er, die Nacht den Geschöpfen andrer Art, Schatten, die mit geheimem Willen hin und her wandern. Da er nichts dergleichen sah, dachte er, sie hätten ihn kommen gehört, obgleich er barfuß an die Tür gekommen war; und hätten sich rasch davon gemacht.

Er setzte sich mit Liesbeth an den Tisch und sie tranken den dünnen Kaffee. Gerdt schlief noch. Da kamen tappende Schritte über den Hof, und nun ... da ... es klopfte leise gegen das Fenster.

Mein Gott! Was war das wieder? Ein Geist mit irgendwelchen wilden Absichten?! Ein Einbrecher?! Ein Franzose, der befehlen wollte, daß sie sofort das Haus verlassen sollten?! Gleich würde er ins Fenster schießen!

Es war der Lehrer. Er stand mit seinem Rucksack vor der Tür, wollte nicht erst hineinkommen, gab Liesbeth für die morgige Reise einen Zettel, auf dem er jede Haltestelle und ihre Zeit aufgeschrieben hatte, und behauptete, es wäre eilig.

Sie wußten beide, daß er nur vermeiden wollte, nach der gestrigen Unterhaltung Liesbeth anzusehn und daß er den Zettel nur aufgeschrieben hatte, um nicht lange vor ihr stehn zu müssen. Aber sie hatten Mitleid mit ihm und

drängten ihn nicht. Er war so aufgeregt, daß er zitterte. Ach, er hatte vier Stunden lang mit zerschossenem und gebrochenem Fuß bis an den Hals unter Erdlast verschüttet gelegen, während jeden Augenblick mehr Erdreich und ein schwerer, spitzer Balken, der über ihm hing, herunter fallen konnten.

„Ich komme sogleich," sagte Lütte Witt sehr blaß, aber sehr tapfer. „In zwei Sekunden bin ich fertig."

Nun hinein zu Bruder Gerdt. Er kam ein wenig aufschluchzend wieder heraus. Nun die Arme um die Schwester, die vor ihm kniete und weinte. Zähneknirschen; denn geweint darf nicht werden! Tapfre Worte ... „Mui ... Mui hat ... gesagt ... daß ich hinfahren soll ..." Hinaus in die Nacht.

Dunkle Straßen. Wie seltsam laut und hohl jeder Schritt hallt! Jeder Schritt stößt gegen die Hauswände, und nachdem er das getan hat, kommt er wieder zurück und füllt die ganze Straße. Aber als sie sich der Ecke nähern, hören sie Schritte und Unterhaltung, Schelten und Kinderweinen, und sehn wandernde Menschenhaufen, und als sie die Ecke erreicht haben, stoßen sie auf viele Menschen, die auch alle nach dem Bahnhof wollen. Sie tragen schwere Lasten: Koffer, Kisten, Küchengeschirr; Frauen tragen Kinder und Betten. Selbst Kinder sind beladen, schleppen mit sich, was sie können; viele haben ihre Schulranzen, die voll von Heften und Büchern sind, auf dem Rücken. Einige klagen und weinen unter ihren Lasten. Zwei kleine Dreijährige entdecken plötzlich, daß sie von den Ihren getrennt sind, werden von Entsetzen befallen und schreien wild auf. Kurz vor dem Bahnhof kommt eine Reihe Soldaten, die

Bajonette quer, und jagen die Menschenschar, die dem Haupteingang zustrebt, vor sich her auf den breiten Toreingang zu, der für das Vieh bestimmt ist. Frauen weinen auf, Kinder schreien; zwei alte Frauen keuchen unter der Last ihrer Enkel, die sie auf dem Arm tragen, und sind in all ihrem Elend noch untereinander in Streit geraten. Der Lehrer und Lütte Witt werden zur Seite gedrängt und stehn eine Weile unter einem Laternenpfahl. Da steht schon ein kleiner steiler Mann, der wie ein Landmann aussieht; er wirft einen Blick auf den Lehrer und sagt: „Zweihundert Eisenbahner mit ihren Familien ausgetrieben! Sehn Sie, wie die beiden Jungen da das Bajonett anstarren? Die vergessen im Leben nicht diese Stunde! Die wissen nun, was Deutschland und Vaterland, und Niederlage und Schande ist!"

Stundenlanges Warten mit dem Paß in der Hand. Die Kinder weinen; die Mütter brechen zusammen; die Großmütter kauern auf dem Fahrdamm, die Säuglinge auf dem Schoß, die sie immer wieder zu bedecken suchen; es weht ein kalter Morgenwind.

Endlich kann der Lehrer vorrücken und die Pässe zeigen, und endlich steht man im Viehwagen eingepfercht zwischen Erwachsenen und Kindern, Kisten und Bettzeug. Wieder stundenlanges Warten.

Nicht daß es nötig wäre! Warum? Der Zug könnte recht gut zu jeder Zeit fahren. Aber was bedeutete dann das Wort Sieger? Sagt mir, bitte, was es dann bedeutete! Es wäre ein Pappenstiel! Es wäre ein Nichts! Es muß aber doch etwas sehr Großes sein, etwas Gewaltiges, ja, das Gewaltigste auf der ganzen Erde! Ja, das muß es

sein. Das ist seine Pflicht. Und also muß der Zug noch zwei Stunden halten.

Endlich kommt er in Gang. Die meisten sind müde von sorgenvollen und unruhigen Nächten, und schlafen, so gut sie können. Einige Mütter starren mit dumpfen Gesichtern vor sich hin. Die Männer sprechen über Politik. Sie reden darüber, daß die westlichen Völker einen redlichen Frieden hätten haben können, wenn sie an dem Tag, da Deutschland todwund am Boden lag, zufrieden mit dem ungeheuerlich großen Raub, den sie uns abgenommen, menschlich gehandelt hätten, Frauen und Kinder satt gemacht und dem Land Frieden gegeben hätten. Aber nun sie sich wie schmutzige Hyänen über das todwunde Volk geworfen, wäre da keine Hoffnung! Nein, nie wieder! „Rußland!" sagten sie; „Rußland! Ganz Asien!" sagen sie. Die Knaben hören mit stillen Gesichtern zu.

Der Lehrer sitzt neben einem großen Bahnarbeiter, der seinen Uniformrock und seine Weste weit offen hat, auf einer Kiste; Lütte Witt auf seinem Schoß. Der wird müde. Er schlägt noch zweimal die Augen auf, hört noch zweimal, daß er im Zug fährt, denkt noch zweimal: ‚Wald, Förster, Ebene, Nordsee, Deich, Tante Inge.' Dann verschwindet es alles, und er rutscht mit einer großen Masse Menschen mit großem Lärm einen Abhang hinunter. Sie weinen, halten sich, fallen, erheben sich wieder, und rutschen wieder. Gut, daß Mui neben ihm geht und ihn hält, und ihn warnt, wenn da ein großer Mensch mit offner Weste ihn umstoßen will. Es gelingt Mui, ihn ein wenig zur Seite zu bringen. Nun sind plötzlich Gerdt und Liesbeth und der Lehrer auch da, und da ist ein großer, hoher Wald und da steht ein alter

Förster mit ungeheuerlich rotem Bart und hat auf der einen Schulter eine Krähe, auf der andern einen Uhu. Mein Gott, was für Augen der macht! Aber der Förster winkt und winkt, nein, wie merkwürdig! Er winkt, ein alter Mann mit grauem Haar, mit Armen und Beinen! Und nun stößt der Lehrer ihn an. Er will ihm wohl sagen, daß sie eilen sollen, aus dem Gedränge zu kommen. Er redet sehr eifrig und stößt ihn in die Seite. Lütte Witt wird ärgerlich und schiebt die Hand weg ... Aber nun plötzlich ist das ganze Bild weg. Er steht im Gedränge der Menschen im Zug. Der Lehrer hat ihn auf die Füße gestellt und sagt laut: „Wir müssen aussteigen."

Sie steigen aus; und nun erst, in der frischen Luft, wird ihm klar, daß er geschlafen hat. Es scheint ihm, daß er lange geschlafen hat. Er sieht sich um ... ein kleiner Bahnhof ... ein paar Menschen.

„Sind hier keine Franzosen?"

„Nein, hier sind keine."

„Hier ist auch kein einziger Fabrikschornstein."

„Nein."

Er kommt an der Hand des Lehrers um die Ecke des Gebäudes und sieht den Wald dicht vor sich. Der Zug verschwindet; es wird still. Er sieht zum Lehrer auf; der hinkt schweratmend neben ihm und sieht mit großen Augen in die Dämmerung des breiten Waldwegs.

„Ist hier Friede?"

„Ja, hier ist Friede."

Er ist zehn Jahre alt und weiß nicht, was Friede ist; der Krieg dauert ja fast schon zehn Jahre. „So," sagte er ‚als wenn er eine große Entdeckung gemacht hat und

etwas völlig Neues sieht, „hier ist Friede.“ Er sieht nach dem Bahnhof und den zwei, drei kleinen Häusern zurück, ob sie flaggen und die Tore mit Grün bekränzt haben, und wundert sich, daß es nicht der Fall ist.

Der breite Weg geht ziemlich steil bergan. Nach einer halben Stunde kommen sie auf ein lichtes Hochfeld. Da steht eine Bank; da rasten sie. Lütte Witt sieht von der Höhe herab weit, weit in die Ebene und fragt, welche Himmelsrichtung das ist.

„Das ist Norden ... Sieh da ... ganz weit, da fährst du morgen nach Hamburg; und dahinter, noch weiter, liegt Friesland und dahinter kommt Dänemark. Du würdest wohl dreißig Tage wandern müssen, wenn du zu Fuß hingehn müßtest.“

„Wie groß ist Deutschland!“ sagte Lütte Witt.

Der Lehrer zeigte nach der andern Richtung: „Und da hinüber liegt Schweden und da Polen; und sieh, da hinüber Holland und England, und da Frankreich. Alles ebenso weit weg. Sieh, und alle diese Völker sind unsre Feinde gewesen, und wir ihre. Nicht weil unser Volk oder irgendeins der andern besonders böse gewesen wäre, oder es jetzt wäre, sondern weil die Völker atmen wie alle Lebewesen und sich dehnen und sich zusammenziehn. Zuerst dehnten wir uns zu weit, dann sie sich zu weit, dann, sagen unsre Feinde, wir uns wieder zu weit. Sie sind keine Heiligen, wir auch nicht. Jetzt haben sie uns eingepreßt, so fürchterlich, so grausam, daß wir keine Luft bekommen können. Wir sind wie ein Verschütteter, Erde über uns, und es droht noch immer mehr herabzufallen. Und darum wird es noch wieder Kriege geben. Aber allmählich, im Laufe

der Jahrhunderte, werden sie lernen, sich nicht zu weit zu dehnen, ohne grausame, entsetzliche Kriege einander zu geben und zu nehmen, und als Brüder beieinander zu wohnen. Und einst, nach Jahrtausenden, wird die ganze Menschheit heiligen Frieden haben, wie es in der zweiten Bitte heißt: Dein Reich komme."

Wie der Lehrer das sagte! Er war sehr ernst. Es kam stoßweise heraus — das kam von der Verschüttung — aber gar nicht brummig oder knurrig.

Sie gehn weiter, die Höhe wieder hinab, und sind gleich wieder im Wald und wandern auf schattigem, schönem Weg dahin, lange, lange. Er hat die Hand des Lehrers umfaßt, um so Schritt zu halten; aber dann und wann muß er einen kleinen Trab machen. Dann geht er wieder Schritt, immer zwei, während der Lehrer einen macht. Er sieht mit stillen Augen jeden großen Baum, der da schweigend, ehrwürdig steht, von oben bis unten an, bis ihm der Nacken müde wird. Dazwischen gehn seine Gedanken bald zurück zu den Seinen, bald voran zum Förster und noch weiter zum rauschenden Meer. Zuweilen sieht er zum Lehrer empor, der, leise stöhnend, mit weiten ungleichen Schritten langsam vorwärts hinkt und mit stillen Augen vor sich in die Tiefe des Weges sieht. Dann und wann hebt der Lehrer den Stock und erzählt mit einigen kurzen Sätzen von einem Baum oder einer Blume, einem schmalen Nebenweg oder einer kleinen Hütte, die zu Füßen einer alten Tanne steht. Er kennt diesen breiten Weg, der stundenlang durch diesen Wald geht, und hat unter diesen Bäumen seine ganze Kindheit verlebt.

Allmählich wird der Kleine wieder müde. Die kurze,

unruhige Nacht, die Erregung von all den Menschen, die ungeheure Spannung der Erwartung fängt an, das zarte Gehirn zu erschlaffen. Die Augen werden matt, und die Erscheinungen, die sie sehn, fangen an zu wogen. An der Erde unter der großen Eiche kroch wohl eine Schlange, dicker als sein Bein und siebenmal so lang? Und neben der alten Tanne ... ist es ein Baumstamm, der die Krone verloren hat, oder ist es der Förster mit einem Lederhut, der viel zu groß ist. Und das dahinter ... ist es die Höhle, in der er wohnt? ... Plötzlich hörte er eine Stimme ... Ach, der Lehrer! ... „Was ist? Ich habe es nicht gehört."

„Du hast im Gehn geschlafen. Nun mach' die Augen auf ... Da!"

Sie biegen um eine Ecke des Wegs und da liegt, von hohen Bäumen umstanden, ein altes, niedriges Haus. Fachwerk, und Pfannen, die von Moos dunkel sind. Und davor steht eine Bank, und da sitzt ein schmaler Mann im dichten, grauen Bart mit einer halblangen Pfeife.

Aber es ist keine Zeit, das zu betrachten, denn eine Meute von fünf oder sechs Hunden, klein und groß, rast mit wütendem Gebell auf sie zu. Sie kommen näher, und nun wandelt sich das rasende Gebell plötzlich in ein ganz verrücktes Schreien und Heulen, Springen und Toben. Sie springen den Lehrer an, werfen ihn fast um. Er hebt den Stock und droht dem Mann unter dem Dach: „Wirst du aufstehn, du alter Griesbart, und uns von deinen Tieren befreien, die schon so manchen Vorüberwandernden zerrissen haben?"

Der hagere Mann, das ganze Gesicht voll vom Grauwerk des Haares, noch schlimmer als der Lehrer es hat,

rührt sich nicht ein bißchen. Er hebt nur vor Verwunderung die Pfeife und lacht und ruft: „Der Junge! Der Junge! ... Die Hunde sind deine Sache; denn du hast sie erzogen ... Nein ... der Junge! Das Hänschen! Hat deine Behörde dich hinausgeworfen oder die Franzosen?"

Der Lehrer hatte sich indessen so weit vorgearbeitet, daß er sich neben den Alten setzen konnte. „Du hast gut reden!" sagte er grimmig. „Du altes Ungeheuer sitzt hier gemütlich vor deiner Tür und schmökst; und wir können uns mit den Franzosen herumschlagen. Sie haben meine Schule besetzt, vorläufig auf drei Monate. Und so muß ich leider wieder in dein Haus kommen."

„Ich Armer!" sagte der Alte. „Ich lebe hier so friedlich, seit du fort bist! Die alte Greth füttert erst die Hunde, und dann mich und sich; und dann gehn wir alle unsrer täglichen Arbeit nach. Kein Lärm! Kein Streit! Aber nun kommt wieder alles ins Wanken! ... Ach ... Ach! Wer ist der kleine Junge?" Er faßte Lütte Witt, der immer noch stand, am Arm, setzte ihn auf sein linkes Knie und sah ihn an, indem er sich ein wenig zurückbog.

Es war ganz gut für Lütte Witt, daß er sich ein wenig zurückbog; denn nun war die Erscheinung nicht so nah und ließ sich auch gut übersehn. In der Tat: das Haarwerk war schlimm, schlimmer noch als beim Lehrer, es stand wirr und steil, nicht allein um die Stirn, sondern auch um Mund, Augen und Ohren. Aber die Augen, die aus all dem Gewirr herauskuckten, waren ebenso klug und blitzend wie die des Lehrers. Darum verlor Lütte Witt auch den Mut nicht und sagte höflich: „Ich heiße Otto Andrä Anthes,

aber Mui nannte mich immer Lütte Witt — sie ist aus Friesland — und so nennen mich alle."

„Es ist ein kleiner Nachbar," sagte der Lehrer, „er reist morgen weiter nach Schleswig zu einer Tante und kommt in acht Tagen zurück; und morgen kommen noch seine älteren Geschwister, ein halbblinder Kamerad, sechsundzwanzig Jahr alt, und ein Mädchen, fünfundzwanzig alt. Wir werden Alle drei Monate bei dir wohnen. Ich bin auf diese Idee gekommen, um deinem bequemen und sündhaften Schlaraffenleben ein Ende zu machen. Wir wollen dich leerfressen, dich ganz und gar aushöhlen, und dich nachher, wenn nichts mehr in dir ist, als leeren Baumstamm neben deine Tür legen und auf dir sitzen."

Der Alte fuhr sich verzweifelt mit der Hand über das graue Haarwerk und sagte: „Zwei Ruhrjungen sind schon da ... Das heißt, ich weiß nicht, wo sie sind."

„Ich bin überzeugt," sagte der Lehrer, „du kümmerst dich nicht mehr um sie, als um deine Hunde, nämlich gar nicht."

„Kann ich sie hüten?" rief der Alte, „kann ich sie hüten? Sie sind irgendwo ... irgendwo im Wald, den ganzen Tag von früh bis Dunkelwerden. Ich denke zuweilen ... wenn ich an sie denke ... daß sie einmal nicht wiederkommen, daß sie in Hunde oder Hasen verwandelt sind; aber merkwürdig ... zu den Mahlzeiten sind sie immer da, zweibeinig und wie es sich gehört. Bloß, daß ihnen jedesmal etwas am Fell zerrissen ist."

Lütte Witt, der einen Arm freibekommen hatte, lüftete die Mütze und sagte in großer Sorge: „Dann hast du wohl wirklich keinen Platz für uns?"

Der Alte machte ein verzweifeltes Gesicht; aber hinter den Augen lachte es. „So viel ich auch nachdenke," sagte er, „ich weiß keinen Platz, es sei denn im Hühnerstall. Wieviel seid ihr ... drei ... vier Leute! Der Fuchs hat mir vier Hühner geholt. Da wäre also auf der obersten Stange Platz für euch."

„Laß dich nicht bange machen," sagte der Lehrer. „Ich geh' zu der alten Greth und bringe es mit ihr in Ordnung." Er stand auf und hinkte, von den Hunden gefolgt, um die Ecke des Hauses.

Der Alte sah ihm nach; und Lütte Witt sah, daß die Hand, die die Pfeife hielt, plötzlich hin und her flog. „Er hinkt immer noch sehr," sagte er leise, „und zuckt auch noch. Aber mir scheint, mit der Sprache ist es etwas besser geworden."

„Ja," sagte Lütte Witt, „das meint er auch selbst."

„So!" sagte der Alte leise. „Und wie ist er sonst?"

„Oh, er kommt oft in unser Haus; und wir haben ihn sehr gern."

„Er ist ein bißchen wunderlich, was?" sagte der Alte und zwinkerte listig mit den Augen.

„Ja," sagte Lütte Witt, „ein bißchen wunderlich ist er. Aber das kommt von der Verschüttung."

Der Alte schüttelte den grauen Kopf: „Er war von Anfang an so. Er war von Anfang an etwas verschüttet. Kuck mal den Dackel, da ... den dreibeinigen, kannst sehn, was er für quere Augen hat? Meinst du, daß der verschüttet gewesen ist? Keine Rede! Er blieb wohl mal etwas zu lange im Fuchsbau und kam so, wie du ihn siehst, dreibeinig und mit zerrissenen Ohren, wieder heraus; aber quer

war er von Geburt an. Und so ist es auch mit meinem Sohn. Er ist so geboren. Gott mag wissen, woher er es hat!"

„Ich glaube," sagte Lütte Witt höflich und lüftete die Mütze, „das hat er von dir. Er hat ganz dein Haar und auch deine Augen."

Der Alte stemmte die Pfeife aufs Knie und sagte, die Augen weit aufreißend: „Von mir??!" Er hob die Pfeife und zeigte in weitem Bogen um sich: „Du kannst alle alten Weiber in der ganzen Gegend fragen, ob ich nicht der umgänglichste Mensch auf der Welt bin. Aber der Junge ist von Natur ein Stachelschwein."

„Gegen uns aber nicht," sagte Lütte Witt. „Ich sagte ihm, er sollte zu uns kommen und meinen Geschwistern Mut machen. Mein Bruder ist halbblind aus der französischen Gefangenschaft gekommen und meine Schwester hat im Krieg ihren Liebsten verloren; sie war heimlich verlobt. Und dann ist noch meine Mutter gestorben. Sie ist vor acht Wochen gestorben." Es zuckte um seinen Mund. „Und da kam dein Sohn, und besuchte meinen Bruder und brachte ihm Bücher und las ihm vor. Mui hat mir gesagt, ich müßte jeden Tag und jede Stunde an eins denken, nämlich, daß die beiden wieder Mut bekämen; aber ich konnte es nicht allein. Da hat er mir geholfen. Das heißt, bei Gerdt. Mit Liesbeth geht es nicht ordentlich."

„Warum geht es mit Liesbeth nicht?" sagte der Alte, der so eifrig zugehört hatte, daß er das Rauchen, ja das Atmen vergaß.

„Ich glaube," sagte Lütte Witt, „er ist in sie verliebt. Mui meint es auch. Und ich glaube, daß auch Liesbeth es

glaubt." Lütte Witt dachte, Liebe sei Krankheit, eine Art seelischer Zahnschmerz; und hatte den Bericht dementsprechend mit dumpfer Stimme vorgetragen.

„So!" sagte der Alte, „was du sagst! Du meinst ... verliebt! Erzähl' mir mal, wie er sich benimmt, dann kann ich feststellen, ob es so ist. Knurrt er alle Menschen an, und sie am meisten? Starrt er sie an und sagt kein Wort? Und spricht er niederträchtig von ihr? ... Und noch eins: stößt er Stühle und Öfen um?"

„So schlimm ist es grade nicht," sagte Lütte Witt. „Unsern Ofen hat er noch nicht umgestoßen, aber so ungefähr."

„Schlägt er Fensterscheiben ein, halb aus Versehn, halb aus Absicht? Prügelt er sich mit andern jungen Burschen oder den Franzosen?"

„So schlimm ist es nicht," sagte Lütte Witt; „aber so ungefähr."

„So," sagte der Alte, „so ungefähr. Als ich damals verlobt war, prügelte ich mich mit den jungen Burschen von allen Dörfern." Er zeigte mit der Pfeife um den Horizont. „Es ist ein schlimmer Zustand, wenn ein Wetterhahn verliebt ist! Aber wie steht es mit deiner Schwester? Liebt sie ihn wieder?"

Über das Gesicht Lütte Witts ging ein stiller Schein; er sagte leise: „Als ihr Verlobter damals gefallen war, schrie sie schrecklich und lag zwei Tage wie tot. Das heißt, das weiß ich nicht, das hat Mui mir erzählt. Darum sagte ich neulich zu Mui: „Was meinst du, kann Liesbeth noch einmal einen Mann lieb haben? Mir scheint, es ist nicht möglich." Aber Mui sagte, daß es doch möglich wäre. Dann sagte sie noch etwas, was ich nicht verstand. Sie

sagte, als sie noch lebte, auch manchmal etwas, was ich nicht verstand; sie sprach nämlich immer mit mir, weil wir beide ganz allein waren ... viele Jahre lang, glaube ich." Er holte tief Atem. „Sie sagte also, es wäre doch möglich. Sie sagte, die Toten gehn immer weiter und weiter weg, immer weiter ins Reich Gottes hinein. Das ist unendlich groß. Und so wird ihre Erscheinung und Stimme immer undeutlicher. Und so kann man Tote fast vergessen. Aber Mui's Gestalt," sagte er leise, „sehe ich immer noch und höre ganz deutlich ihre Stimme. Sie hat Gott wohl gebeten, sie noch eine Weile ziemlich nahe zu lassen, daß sie mir noch raten kann, weil ich noch so klein bin. Also, sie sagt, daß es möglich ist, und ich glaube wirklich, daß sie ihn gern hat . . . Ich bin jetzt etwas müde, sonst könnte ich es dir genauer erzählen. Gestern abend ..."

„Sst!" sagte der Alte, „der Mensch kommt wieder zurück. ... Komm, nun sollst du etwas zu essen haben, und dann sollst du schlafen. Kannst du nicht gleich hier bleiben?"

„Nein," sagte Lütte Witt, „ich muß morgen früh nach Friesland fahren."

„So," sagte der Alte, „das mußt du?"

„Ja, es ist wegen Mui . . . sie hat da eine Sache . . ."

„So . . . so . . ."

Sie gingen alle drei ins Haus und in die große hintere Stube, wo eine alte Frau am Tisch stand und ihm die Hand gab.

Sie setzten sich um den Tisch und aßen. Die alte Frau fragte den Lehrer nach den Franzosen und den Zuständen in der Stadt. Der alte Förster gab seinen Hunden dann und wann einen Brocken Brot und hörte zu und sagte nicht viel.

Lütte Witt hatte noch viel sehn und hören wollen; aber er war müde. Einmal redete die alte Frau ihn an; aber es zeigte sich, daß er halb schlief. Er fuhr empor und war ganz verwirrt. Da stand der Lehrer auf, schob den Stuhl vom Tisch zurück, faßte ihn und brachte ihn in die andre Stube, und half ihm beim Ausziehn. Er war noch nicht ganz entkleidet, da schlief er schon.

Am andern Morgen erwachte er, sah verwirrt um sich, erkannte, wo er war, und stand sogleich auf.

Der Lehrer saß ihm gegenüber an der andern Wand der großen niedrigen Stube auf einem andern Bett und sah zu ihm hin und sagte: „Ich habe hier im Hause die Gewohnheit, daß ich morgens eine Stunde lang ungewaschen und ungekämmt herumlaufe. Das habe ich heute noch genossen; aber von morgen an darf ich es nicht mehr tun; deine Schwester würde es nicht vertragen."

„Meinst du nicht?"

„Nein," sagte der Lehrer, „oder hältst du für möglich, daß sie diesen Anblick, den ich in diesem Augenblick darstelle, jemals ertragen kann?"

Lütte Witt betrachtete seinen Freund sehr sorgfältig und sagte: „Es ist man gut, daß du so kluge, hübsche Augen hast; die reißen dich immer heraus. Du mußt dir aber das Haar kürzer schneiden lassen. Geh nur gleich ins Dorf zum Haarschneider und laß es machen."

„So," sagte der Lehrer, „dann meinst du, daß es gehn wird?"

„Sie ist ja ein verständiges Mädchen," sagte Lütte Witt, „ich denke, daß es gehn wird. Und nun wollen wir Kaffee trinken . . . Ich muß dann noch etwas mit deinem

Vater bereden; und dann muß ich ja unterwegs auf die Reise." Er holte lang und tief Atem.

„Was hast du noch mit dem alten Griesbart zu reden?" sagte der Lehrer.

„Ich muß noch mit ihm sprechen," sagte Lütte Witt höflich, aber fest, „ich habe gestern abend schon damit angefangen."

Der Lehrer sah ihn mißtrauisch an und sagte: „Wirst du über mich sprechen?" Hinter seinen Augen lachte es.

„Auch über dich," sagte Lütte Witt sehr ernst; „aber besonders über meine Geschwister."

„Na, denn man zu! Denn geh' man da in die Stube. Ich will nun zum Nachbar gehn und anspannen. Du sollst den weiten Weg nicht wieder zu Fuß machen."

Der Lehrer ging und Lütte Witt machte sich fertig und ging in die andre Stube, wo der Förster in einer Wolke von Rauch schon am Kaffeetisch saß.

„Mußt du wirklich reisen?"

„Ja," sagte Lütte Witt, „ich muß heute nach Friesland fahren." Obgleich ihm das Herz vor Angst schlug, sagte er den Satz in besonders fester Haltung.

„Die alte Greth hat dir Brot für sieben Tage eingepackt," sagte der Förster; „dein Rucksack ist ganz prall davon geworden. Aber es paßt mir nicht, daß du weggehst. Was soll ich ohne dich mit dem brummigen Kerl aufstellen, der bei mir bleibt?"

„Morgen kommen ja meine Geschwister," sagte Lütte Witt; „dann bist du nicht mehr allein mit ihm."

„Sind es so nette Leute wie du?" sagte der Förster.

„Sie sind sehr nett," sagte Lütte Witt; „aber sie sind

beide immer traurig. Aber ich hoffe, daß du und Greth freundlich mit ihnen sein werdet." Um seine Bewegung zu verdecken, sagte er zu der alten Greth: „Meine Schwester muß einige Stunden bei Gerdt sitzen; aber sonst wird sie dir den ganzen Tag helfen. Sie mag gern arbeiten und kann alles."

„Aber was machen wir in der übrigen Zeit mit deinem Bruder?" sagte der Alte.

„Ja," sagte Lütte Witt bedrückt, „Schwester Liesbeth wird mit ihm spazieren gehn und dein Sohn wird ihm vorlesen, und du und Greth werdet mit ihm plaudern; und dann hast du vielleicht ein Feld Kartoffeln oder so was, worauf er arbeiten kann. Er kann die Reihen sehn."

„Ob er wohl die kleinen grünen Tannen sehn kann auf dem grauen Boden?"

„Ich glaube," sagte Lütte Witt, „daß er sie sehn kann. Die Hauptsache ist," sagte er bedrückt, „daß er wieder Mut bekommt. Er ist damals, als er ins Feld gezogen ist, ein besonders fröhlicher Mensch gewesen. Seine Schulkameraden haben ihn den ‚Sturmvogel' genannt; aber jetzt ist er ganz traurig und ganz mutlos. Wenn er hier einige Zeit im Wald ist, wo es still ist und das Licht so sanft, und wenn Ihr freundlich mit ihm seid, das wird ihm gut tun. Aber das Wichtigste ist, daß er eine tüchtige Arbeit hat. Und nun will ich dir etwas sagen: Wenn es irgend möglich, mußt du eine Arbeit finden, wo dein Sohn mit ihm zusammen arbeiten kann. Denn ich will dir man sagen: auch dein Sohn muß arbeiten. Seit ich die Arbeit habe — ich habe Gemüse in die Stadt gefahren — bin ich viel muntrer geworden. Du mußt für deinen Sohn und Gerdt ein richtiges Tagewerk schaffen. Kannst du das?"

„Das muß ich überlegen," sagte der Alte.

„Ja," sagte Lütte Witt, „darüber mußt du sehr nachdenken, daß du die beiden an die Arbeit kriegst, das sage ich dir. Weißt du, ich habe an eins gedacht. Dein Sohn hat eine ganz hübsche kleine Wohnung, aber er hat keine ordentlichen Möbel darin, bloß eine Bank, einen Tisch und zwei wackelige Stühle, und ein Bett in der Ecke. Er hat nicht mal einen Schreibtisch. Es sieht sehr kümmerlich aus. Ich weiß, er möchte gern eine ordentliche Einrichtung haben, schon damit er uns, meine Geschwister und mich, mal zu sich einladen kann. Er sagt, du hast ihm versprochen, ihm eine Einrichtung zu kaufen, aber du hast gesagt, du hättest kein Geld. Sag' mal, kann man eine Aussteuer nicht selbst machen? Dann hätten sie ja Arbeit."

Der Alte wiegte den grauen Kopf hin und her und dachte schwer nach.

Die alte Greth sagte mit langgezogener Stimme: „Der alte Donnerslag ist ja in seiner Jugend Tischler gewesen; der könnte ihm raten."

„Wer ist Donnerslag?" sagte Lütte Witt.

„Wir haben zwei Holzarbeiter," sagte der Förster und wies mit der Pfeife irgendwohin, „die heißen Sägebock und Donnerslag ... das heißt ... sie heißen eigentlich etwas anders; aber der Junge nannte sie so, als er klein war und noch nicht ordentlich sprechen konnte. Aber nun komm," sagte er, „wir müssen nun gehn. Wir gehn bis zum Kreuzweg. Da wird der Junge mit dem Gespann vorüberkommen."

Er nahm den Rucksack und sie gingen.

Sie kamen zum Kreuzweg, wo der Weg nach dem Dorf abbiegt und setzten sich in guter Eintracht an den Wall, da

der Wagen noch nicht da war. In der Mitte der Kreuzung stand eine machtvolle, sehr alte Tanne, deren schwere dunkle Zweige in Stufen bis an die Erde hingen. Auf der andern Seite des Weges stand unter kleineren Brüdern eine mächtige Eiche mit einem schönen schieren Stamm. —

Lütte Witt fragte so von ungefähr, wie alt die Eiche wohl wäre.

Der Alte sah hinüber und ließ seine Augen an dem Baum auf und ab gleiten. „Die ist mein Eigentum," sagte er nachdenklich. „Ich habe sie schon vor drei Jahren mal vom Fiskus gekauft; sie sollte geschlagen werden." Er nickte mit dem grauen Kopf.

Nun kam der Lehrer mit einem kleinen klapprigen Wagen und einem Pferdchen davor. Sie müßten noch etwas warten, sagte er; Donnerslag und Sägebock wollten auch noch kommen und bis zu einer fernen Schneise mitfahren. Er stieg ab, ließ das Gespann mitten auf dem Weg stehn und setzte sich zu ihnen.

„Der Kleine erzählt mir eben, du willst gern Möbel haben," sagte der Alte. „Was willst du mit Möbeln? Warte nur, bis ich tot bin, dann kannst du meinen ganzen alten Rumpelkram erben."

„Da kannst du sehn," sagte der Lehrer, „was ich für einen Vater habe! Hast du nicht versprochen, du altes Greuel, daß du mir eine redliche Aussteuer kaufen wolltest, wenn ich eine Wohnung hätte? Oder hast du es nicht versprochen?"

„Ich habe es wohl versprochen," sagte der Alte; „aber kann ich es halten? Wo ist das Vermögen, das ich mir erspart hatte? Es ist weg, mein Lieber! Der Staat hat be-

schlossen, daß einem Teil des Volks sein Vermögen genommen und es einem andern gegeben werden soll. Warum der Staat nicht auf den Gedanken gekommen ist, allen Bürgern gleicherweise die Hälfte oder zwei Drittel ihres Vermögens zu nehmen; warum nur die eine Hälfte des Volkes die Kriegskosten bezahlen soll, und die andre frei ausgehen, ja reicher werden sollen, das weiß ich nicht. Genug, ich habe nichts. Ja, wenn du noch ein guter Junge wärst, wie andere Kinder oder wie hier dein kleiner Freund, dann würde ich wohl Tag und Nacht grübeln, wie ich dir mit Sorg und Borg eine kleine Aussteuer verschaffte, mit Schreibtisch, Bett, Waschtisch und allem andren ... aber nun du immer auf deinen alten Vater schimpst ...?"

„So!" sagte der Sohn grimmig. „Ja, das ist hübsch von dir und sieht dir altem Griesbart ähnlich. Du drückst dich um dein Versprechen, das ist alles. Aber es hilft dir nichts. Ich bin dein einziger Sohn und verlange das Versprochene; sonst hetze ich Donnerslag und Sägebock auf dich, daß sie dich niederschlagen, oder zeige dich an, daß du den alten Weibern und Kindern die dicksten Bäume mitgibst, wenn sie dich darum bitten. Ich lasse dich einlochen, so wahr ich dein Sohn bin, den du unmenschlich behandelst."

„Aber wozu brauchst du das alles?" sagte der Alte. „So ein einsamer Hans wie du? Wozu brauchst du eine ordentliche Einrichtung? Du wirst doch nicht sagen wollen, daß du jemals eine Frau bekommst?" Er stieß Lütte Witt stark in die Seite und blinzelte mit den Augen.

„Ich weiß nicht," sagte der Lehrer, „ob ich jemals eine Frau kriege; aber ich möchte eine ordentliche Wohnung

haben, daß ich mal einen Menschen einladen kann, daß er sieht, daß ich ein redlicher Mensch bin."

„Er will meine Geschwister einladen," sagte Lütte Witt, dem alle Versteckerei ein Greuel war. „Vielleicht, wenn sie sieht, daß er eine ordentliche Einrichtung hat, nimmt sie ihn. Er will sich auch das Haar kürzer schneiden lassen."

„So, so!" sagte der Alte grinsend, „das wäre! Er will deiner Schwester mit der Aussteuer und mit dem Haar in die Augen stechen! Er will sagen: hier ist ein wohlbestallter Mann und ein Kurzgeschorner."

Der Lehrer riß die Mütze vom Kopf und fuhr sich stöhnend durchs Haar.

„Ja," sagte Lütte Witt, „unsre Möbel sind nämlich ganz und gar schlecht; und wir haben auch einiges verkaufen müssen, als alles so teuer war."

„So, so," sagte der Förster, „so! Wenn es so steht, dann muß ich ja wohl ein großes Ding tun!" Er atmete schwer, wie wenn er einen großen Entschluß faßte.

„Aha," sagte der Sohn, „endlich! Ich dachte mir wohl, daß du alter Heuchler irgendwo Geld hinterm Berg hättest! Heraus damit! Zwei Stuben und eine Küche mit allem Zubehör. Wir fahren morgen zur Stadt."

„Warum zur Stadt?" fragte der Alte. „Wenn ich dir eine Aussteuer gebe, gebe ich sie dir in bar, und hier auf der Stelle."

„Hier auf der Stelle?" sagte der Lehrer. „Was ist das wieder für eine Teufelei?"

„Gar nicht," sagte der Alte, „ich will dir redlich und in bar geben, was ich dir versprochen habe."

„Es ist ein gutes Stück Geld," sagte der Lehrer. „Her mit den alten Talern von anno Tobak!"

„An Geldwert dachte ich nicht," sagte der Alte und stieß Lütte Witt in die Seite. „Wer hat jetzt Geldwert? Ich will dir Sachwerte geben. Es geht jetzt alles in Sachwerten. Sieh da, die alte Eiche, die da drüben. Die habe ich mir vor drei Jahren vom Oberförster gekauft und bar bezahlt. Da ist die ganze Aussteuer darin."

„Was?" schrie der Lehrer. „Was? Ist das eine Aussteuer? Ist das eine Aussteuer? ... Du Ungeheuer! ... Nein, was ist das für ein Beest von einem Vater!"

Der Förster stieß Lütte Witt in die Seite, blinzelte ihn an und sagte: „Nun hör' doch bloß! Ist das nun ein Sohn, und noch dazu ein einziger!"

„Wo sind die Polster, die Handtücher, Bettücher, zwei Öfen? Wo ist das alles?"

„Alles drin," sagte der Alte, „alles wohl bedacht und drin ... Du mußt erst die dünnen Äste zersägen und zerschlagen und als Brennholz verkaufen. Dann mußt du die dickeren in fünf Fuß Länge zu Stackholz machen. Du mußt sie aber selbst zuspitzen, dann bekommst du für das Stück drei Groschen mehr. Was bringt das für Geld! Und dann kommen die großen Zweige und der Stamm. Den mußt du sägen."

„Mit der Hand?" schrie der Lehrer; „du weißt, ich mag keine Handarbeit."

Der Förster stieß Lütte Witt in die Seite. „Wie sonst? Mit der Hand! Die Sägerei in der Stadt steht still."

„Macht es viel Arbeit?" fragte Lütte Witt.

„Tüchtig!" sagte der Förster.

„Dann ist es gut," sagte Lütte Witt mit großer Genugtuung; „und es ist grade eine Arbeit, an der Bruder Gerdt mithelfen kann."

„Aber es muß zwei Jahre liegen," rief der Lehrer, „ehe man es brauchen kann!"

„Wenn du dem Tischler in der Stadt gute, frische Schnittbretter bringst, dann gibt er dir alte, trockne dafür wieder. Du kannst also gleich anfangen, die Möbel zuzuschneiden. Die alte Greth meint, Donnerslag kann dir mit Rat und Hilfe zur Seite stehn."

„Mir scheint," sagte Lütte Witt zu seinem Freund, „es kann dir gar nichts besseres passieren als dies. Gerdt wird dir helfen, und wenn Liesbeth mal Zeit hat, kommen Liesbeth und ich hierher und sehn zu, wie ihr arbeitet, und plaudern ein bißchen mit euch, aber nicht zu lange."

„Nee," sagte der Förster und schüttelte sich vor innerm Lachen, „nicht zu lange! Und ich gehe auch dann und wann vorüber."

„Du wirst nicht vorübergehn!" sagte der Lehrer mit wütendem Gesicht. „Ich hoffe," sagte er, „du hast von mehr als einem Rabenvater gehört, dem der empörte Sohn den Garaus gemacht hat. Eichenknüppel werden hier ja bald genug herumliegen."

„Wenn ich wieder hier bin," sagte Lütte Witt, „wollen wir Zeichnungen von den Möbeln machen ... Aber sieh, da kommen Donnerslag und Sägebock! Ich habe sie noch nie gesehn; aber ich weiß, daß sie es sind." Es waren zwei alte Männer von kleiner, breiter Statur; beide etwas schief vom ewigen schrägen Arthieb, aber nach verschiedenen Seiten, da der eine links-, der andre rechtshändig war.

„Morgen, Herr Förster," sagten sie ... „Sieh, da ist dat Hänschen ooch!"

„Guten Morgen, ihr altes Gestrüpp!" sagte der Förster.

„Na," sagte der eine knarrend, „een junger Boom sinn See ooch nich mehr."

„Unn een Liljenstengel erst recht nich!" sagte der andre.

Der Förster kratzte sich hinter dem Ohr und zeigte mit boshaftem Grinsen auf die Eiche. „Mein Sohn will die Eiche da schlagen und zu Möbeln und Geld machen," sagte er; „er will die Arbeit ganz allein tun."

Lütte Witt lüftete die Mütze und sagte: „Sie dürfen ihm ja nicht helfen, Herr Donnerslag. Bloß bei der Tischlerei ein bißchen."

XI

Mui's Heimat

Der Zug fuhr den ganzen Tag langsam nach Norden, voll von blassen Kindern. Den ganzen Tag über waren sie munter, standen in den Gängen, plauderten, spielten, neckten sich. Die Pflegerinnen immer dazwischen. Als aber die Nacht kam, wurden sie müde und still, saßen aneinander gelehnt und schliefen, einige ruhig einen gesunden Schlaf, der die schmalen Wangen rötete, viele unruhig, von innerer Not gequält, vom Gram und Weinen der Mütter verfolgt, die unter den Qualen des Krieges litten, und vom Schelten des Vaters, der, vom Krieg heimgekehrt, sich ins häusliche Leben nicht schicken konnte, oder von wilden und bösen Bildern erregt, von Geschichten, die sie über die Franzosen gehört hatten. Die Pflegerinnen saßen todmüde, kämpften mit dem Schlaf, fuhren auf und sahen über die kleine Herde hin und ließen den Kopf wieder auf die Brust fallen. In Hannover, am späten Abend, Halt. Die Pflegerinnen stehn unten vor der Tür, und sie torkeln hinaus, ihre kleinen Feldflaschen, Körbchen und ärmlichen Paketchen fest in den Händen. Da sind lange Tische mit großen Haufen Brot und großen weißen Tassen; junge Mädchen in weißen Schürzen stehn in Reih und Glied. Weißes Brot! Schokolade! Die meisten haben es noch nie geschmeckt. Sie essen und trinken, und denken: das bekommen die Engel im Himmel! Sie sind still, denn sie sind müde; aber sie sind wach genug, um zu essen. Lütte Witt sitzt neben einer weißblonden Pflegerin. Es war ihm so gewesen, als wenn sie Mui ähnlich wäre, und da hatte er eine Unterhaltung mit ihr

angefangen und zu seinem Erstaunen erfahren, daß sie wirklich vom Norden war, von der Stadt Husum, und mit den andern Pflegerinnen ins Ruhrland gefahren war, den Kinderzug zu begleiten, und ganz mit hinauffuhr. Da hatte er ihr erzählt, daß seine Mutter vom Norden wäre; und hatte vieles mit ihr beredet: über die Höhe der Deiche, und wie oft so ein Deich zusammenbricht, und ob man große Schiffe sehn kann, die nach Norwegen fahren, und wie die Seehunde bellten. Die junge Husumerin war für das lebendige junge Gemüt etwas zu schwierig und wortkarg; aber sie war doch freundlich und gab ihm Antwort.

„Alle satt?" Alle! Wieder hinein in den Zug.

Wieder das Rollen, Stoßen und Schwanken; und draußen dunkle Nacht und seltene, einsame Lichter. Lütte Witt hat sich durch sein verständiges Wesen und weil er zwei zankende kleine Mädchen zur Ruhe gebracht hat, Führerstelle erworben und liegt zum Zeichen dafür mit dem Kopf im Schoß der Pflegerin, deren gesunde, breite Hand versonnen mit seinem Haar spielt. Der Tag fängt an zu grauen; es wird heller. Sie werden allmählich alle wach, recken sich, treten an die Fenster ... Ebene ... Heide ... sonnenloser, grauheller Tag. Der Zug hält eine Weile im freien Feld. Und nun läuft ein Wind am Zug entlang und drückt gegen die Fenster. Die Kinder heben die Gesichter, die noch etwas verschlafen sind. Der Wind hat irgend etwas Besondres an sich, etwas, das ihre Ohren nie gehört haben. Er stößt und rauscht frisch auf, und redet und erzählt; und die Kinder horchen und horchen. Aber sie können es noch nicht verstehn. Aber plötzlich läuft es von Wagen zu Wagen: Das Meer! ... Das Meer! ... Hört ihr?

Der Wind kommt vom Meer! Hört ihr? Dieser Wind ist erst vor zehn Minuten, oder doch höchstens vor einer halben Stunde, über hohe Wellen dahingezogen, hat mit ihnen gespielt, hat in sie eingetaucht, hat über sie hingetanzt. Sie reißen die Fenster auf und horchen und kucken; und einige recken die Hälse und meinen, sie würden das Meer schon sehn; und einige schmecken mit den Lippen und stecken die Zunge heraus, und behaupten, sie schmeckten das Salz. Und die Furchtsameren sitzen zusammengedrückt und fürchten, daß grade heute durch irgendeinen Zufall das Meer über die Deiche kommen könnte oder daß der Zug zu weit laufen und ins Meer rennen könnte. Ihre Phantasie läuft den Weg zurück nach Haus; sie stehn an Mutters Knie und haben das erste Heimweh, zwei kleine Mädchen weinen. Lütte Witt steht mit zwei andern Jungen, beide Hände in den Hosentaschen, am Fenster, und erzählt ihnen von Friesland, als ob er immer dagewesen wäre, und prahlt ein Bedeutendes. Aber plötzlich stockt er. Plötzlich stockt das Wort in jedem Mund! Ein Überfall! Eine Überstürzung von Erscheinungen! Die ungeheuren Eisenbalken einer Brücke! Hohles unheimliches Donnern von allen Seiten und aus der Tiefe! Schiffe! Große! Dampfer, Schlepper, Segler ... drei ... vier Masten! Lange, offne Schuppen voll Kisten, Fässern, Baumstämme! ... Ein Segler, bis obenhin voll bunter Flaggen! ... Motorboote rauschen durch gelblich wirbelndes Wasser ... Der Bahnhof!

„Aus ... stei ... gen!"

Welch gewaltige Halle! ... Eine breite Treppe hinauf, von oben einen Blick zurück: Wie lange, schwarze Raupen liegen die Züge da, vier, fünf, sechs nebeneinander ... Es

läuft ein Gerede durch die Schar, daß in der Nähe des Bahnhofs geschossen wird. Erwachsene laufen mit Rufen vorüber. Wieder Tische mit Bechern ... wieder Schokolade! Sie vergessen das Schießen, essen und trinken, und nennen die Namen der Orte, wohin sie bestimmt sind, und fragen die Pflegerinnen, wann sie weiterfahren und wie lange die Fahrt noch dauert. Lütte Witt ist des ewigen Redens müde. Er sitzt versunken da, mit allen Gedanken bei den Seinen. Er sieht Gerdt und Liesbeth im Zug sitzen; der alte Reisekoffer des Vaters liegt oben im Netz. Nun hält der Zug. Nun sieht er den Lehrer, wie er mit seinen raschen, klugen Augen den Zug entlanghinkt. Er ist so begierig, sie zu sehn, daß seine dichten Augenbrauen ganz zusammengezogen sind. Hat er sein Haar kürzen lassen? Richtig, es ist gekürzt! Nun sieht er Liesbeth in einer offnen Tür. Nun steigt sie herab und wendet sich zurück, und da erscheint das stille Gesicht Bruder Gerdts. Wie der Lehrer heranhumpelt! Nun helfen die beiden Gerdt aus dem Wagen und nun gehn sie zu dem Fuhrwerk, das am Eingang des Waldweges hält. Und nun fahren sie den breiten Weg hinauf in den Wald. Der kleine klapprige Wagen schwankt und stößt und knarrt. Da fahren sie! ... Mui! ... Wo ist Mui? Er wird ganz rot vor Schreck, da ihm plötzlich der Gedanke kommt, den er nie gehabt hat, daß Mui nun an zwei Stellen zur gleichen Zeit sein muß ... Ach, da ist sie! Sie sagt: „Nun bist du schon in Hamburg; und heut abend bist du in meiner Heimat! ... Hast du das große Halstuch auch noch?“

Er greift nach seinem Rucksack, der neben ihm auf der Bank liegt, und fühlt das Tuch. „Ja,“ sagt er, „ich fühle es.“

„Es wird kalt da oben sein," sagte sie. „In Norderballum mußt du aussteigen. Da fragst du nach Pastor Frerk, der mich konfirmiert hat."

„Ja, ich weiß."

Die liebe Mui ... die immer an alles denkt! ... An alles!

Wieder in denselben Zug. Häuser und Häuser, wohl hunderttausend Häuser! Dann weite Ebene, so weit die Augen sehn können, darin einsame, breite Bauernhöfe unter hohen Bäumen, lange stille Dörfer nah und fern. Einmal eine hohe Brücke. Nein, wie hoch! Der Nord-Ostsee-Kanal! Ein Schiff im Kanal ... wie klein! Häuser wie winziges Spielzeug. Da, eine Windmühle! Mein Gott, wie klein und seltsam ihre Flügel in die Luft hauen! Ein blasser, kleiner Junge, der am Fenster steht und hinuntersieht, wird ohnmächtig und fällt Lütte Witt in den Arm.

Wieder Ebene ... Was für eine lange, lange Fahrt; und was hat man alles schon erlebt! Man wird gleichmütig. Der Wind ist stärker geworden; und zuweilen wird es dunkler, und dann klatscht ein wilder Regen gegen die Fenster.

Husum! Ah, nun kommt es! Hundert steigen aus! Welch Winken und Rufen! Er steht am Fenster und paßt auf. Auf jeder Station steigen welche aus; es sind schon nicht mehr viel im Zug ... Nun werden die für Norderballum gesammelt.

„Norderballum!"

Ein sehr kleiner Bahnhof. Lütte Witt hat von der Pflegerin gehört, daß meistens die Pastoren die Kinder abholen. Richtig, da steht ein schmaler, hagrer Mann von

etwa sechzig Jahren mit verwittertem, kühnem Gesicht, die blaue Tuchmütze bis fast auf die Ohren. Er überschaut mit raschen, scharfen Augen die kleine Schar, die ausgestiegen ist. Die Husumerin steigt wieder ein; der Zug fährt weiter. Das Krachen, Klirren, Stoßen und Stampfen, das sie vierundzwanzig Stunden gehört haben, vergeht. Und nun hören sie den Wind, der über das kahle, regnerische Land saust ohne Unterlaß, Tag und Nacht.

Der rasche Mann liest die Namen der Kinder; Leute treten heran und nehmen jeder ein Kind in Empfang. Lütte Witts Name ist nicht auf der Liste. „Da ist einer zuviel."

„Wer bist du?" sagte der Mann.

Lütte Witt übergibt herzklopfend den Brief, den der Lehrer ihm mitgegeben hat. Sie haben ihn zusammen beredet und der Lehrer hat es aufgeschrieben. Es steht da alles drin: von Mui und ihrer Schwester, von Vaters und Mutters Tod, und von Mui's Wunsch, daß ihr Jüngster hinführe. Darüber steht die Adresse des Pastors. Der Mann liest und sagt: „Pastor Frerk ist schon lange tot; wir haben zur Zeit keinen Pastor. Ich bin der Doktor hier." Er liest weiter. „So, so," sagte er verwundert leise. „Oh ... was für Geschichten! Du bist der Sohn von Liesbeth Tetens? So ... und die ist tot? So ... ich glaube, das weiß ihre Schwester noch nicht. So ... und nun kommst du und willst als Ruhrkind bei deiner Tante unterkommen? Mein Gott, was für Geschichten!" Er ist ein leicht erregter Mann; er schüttelt heftig den kleinen, grauen Kopf oder schlägt die Hände zusammen und staunt. Es fängt wieder an zu stürmen und zu regnen und es wird dämmrig. Der Doktor faßt ihn an die Hand und führt ihn zu einem kleinen Wagen mit

einem Lederverdeck und setzt sich zu ihm. Zwei andere Ruhrkinder setzen sich mit ihren Bündeln gegenüber.

Der Doktor setzt das Pferdchen in Gang; schweigt immer noch. Er und Lütte Witt sehn sich dann und wann fragend an. Zuweilen schüttelt der Doktor den Kopf; zuweilen schlägt er auf sein Knie und sagt: „Ha!" Dann fängt er leise an zu sprechen, daß es die beiden andern Jungen nicht verstehn: „Das ist eine schwierige Sache, mein Jung' ... das kann ich dir sagen! Eine sehr schwierige Sache! Donnerwetter! Am liebsten legte ich mich drei Stunden aufs Sofa und überlegte, wie ich die Sache anfassen soll! Erstens, überhaupt ... und dann besonders! Überhaupt: was meinst du, was für Leute das sind, die hier wohnen?"

„Mui hat es mir erzählt," sagte Lütte Witt.

„So?" sagte der Doktor. „Ob aber richtig? Bitte, beuge dich ein wenig vor. Du kannst es trotz der Dämmerung noch erkennen ... Sieh da ... eben, fest und fett ... und dort der Deich, trotziges Menschenwerk ... und viel Regen und viel Sturm. Daher hartes Volk, mein Lieber, besonders auf den Höfen die alten Familien! Sie wohnen da wie Könige, jeder in seinem Reich, und haben also auch königliche Krankheiten, besonders die königlichste: den dummen Hochmut. Aber auch alle andern. Siehst du da den Hof? ... Da sitzt Nero ... grausam und ein Narr. Und der da ... das ist Caligula: jung und ein Hanswurst. Und da ... siehst du ... da? der Hof deiner Tante ... da! ... ganz fern, kannst sehn? da am Deich? ... Tiberius, mein Lieber! Muffig, buffig, und aller Menschen Feind! Sie war von Natur schon ein herrisch Gemüt, und nun bedenke:

beide Söhne gefallen! Am Ältesten war nicht viel dran; aber der zweite, ihr Liebling! In Turkestan, an einem sandigen Weg verhungert! Ein großer Bauernsohn aus der fetten, friesischen Marsch, bedenke das ... im Sand verhungert! Kannst du dir denken, wie es in solchem Kopf aussieht? Vaterland? Ruhr? Elend? Fremde Kinder aufnehmen und satt machen? Andrer Leute Kinder satt machen, irgendwelcher armen Leute Kinder, und das eigne ist irgendwo in Turkestan an einem sandigen Weg verhungert?! Laß es alles untergehn, verhungern, verkommen! Die ganze Welt ist Lug und Trug und der liebe Gott ... Na, ich will nichts weiter sagen! Hast du mich verstanden? Zum Donnerwetter, ich frage dich, ob du mich verstanden hast?"

„Ja," sagte Lütte Witt, indem er höflich seine Mütze lüftete; „aber ich denke, das hat Mui alles gewußt und doch hat sie gesagt, daß ich herfahren sollte."

Der Doktor sah ihn an und hatte ihn lieb, wie jedermann ihn gern hatte, der ihn ansah. „Natürlich müssen wir alles versuchen, daß wir dich in ihr Haus bringen. Aber als Neffen? ... Ja, ich sehe, du siehst ihrem Jüngsten ähnlich ... Vielleicht wird auch sie es erkennen. Aber nein, das geht nicht. Rotes Tuch, sage ich dir! Du weißt, wie sie über deine Mutter denkt."

„Ja, Herr Doktor," sagte Lütte Witt, indem er wieder seine Mütze lüftete.

„Wie heißt du mit Vornamen?" fragte der Doktor.

„Otto Andrä."

„Wir müssen dich so nennen, anders geht es nicht ... Hallo!!" rief er plötzlich, „da ist sie! Heh ... heh! ... Inge

Tetens!! Wart' ein bißchen! ... Na, nu hölp uns Gott!" Leise zu Lütte Witt: „Hast du mich verstanden?"

Der Doktor warf die Leine zur Seite und kletterte aus dem Wagen; Lütte Witt hinterher. Auf dem lehmigen, nassen Weg hielt im Dämmern ein schweres, braunes Pferd mit großen weißen Füßen, und darauf saß im dunklen, nassen Regenrock im niedrigen Männersattel eine grauhaarige, lange Frau.

„Inge Tetens," sagte der Doktor, „ein Wort! Eben sind Ruhrkinder angekommen, und einer zuviel. Mein Haus ist voll von eignen Kindern, trotzdem nehme ich einen; aber einen zweiten kann ich nicht unterbringen. Ich war zweimal vergebens bei dir; aber nun bitte ich dich, nimm doch diesen; es ist ein netter, kleiner Junge."

Die Frau richtet sich noch steiler im Rücken auf und sagte kalt und buffig: „Du weißt, ich will keine Ruhrkinder!" und reitet weiter. Das Pferd patscht in dem lehmigen Weg.

„Zum Teufel!" schreit der rasche Mann in jähem Zorn, „hier ist das Kind und es geht mit dir, und du nimmst es entweder auf oder läßt es vor deiner Tür stehn! Geh' mit! Otto Andrä heißt er!"

Er steigt in den Wagen, schreit noch einmal: „Otto Andrä heißt er!" — das ist für Lütte Witt — und fährt weiter.

Die Frau reitet weg. Aber Lütte Witt trabt an und geht mit. Eine Strecke lang ist da ein Steig neben dem Weg, auf dem er recht sauber gehn kann; aber nun hört der Steig auf und er muß in den nassen Lehm treten. Er macht dann und wann einen Sprung; dann wippt der Ruck-

sack, der etwas zu groß ist Die Tritte des Pferdes bespritzen ihm Stiefel und Strümpfe.

Lütte Witt meint, daß es richtig ist, daß er etwas sagt. Die Husumerin hat ihnen im Zug eingeprägt, daß sie die Pflegeeltern, in deren Haus sie kommen, Onkel und Tante nennen sollen; aber angesichts dieser Figur und dieser buffigen Stimme kann er das Wort nicht über die Lippen bringen. Er weiß von seiner Mutter, daß die beiden alten Dienstleute auf dem Hof sie kurz „Frau" anreden; also tut er es auch. Er nimmt die Mütze ab und sagt höflich: „Erlauben Sie, Frau ... wir sind die ganze Nacht durchgefahren. In Hannover haben wir Schokolade und Kuchen bekommen, und heute morgen in Hamburg auch. Da fing es an, heller zu werden."

Keine Antwort.

Nach einer Weile nimmt er wieder die Mütze ab: „Erlauben Sie, ich habe gehört, daß die Hofleute Sie bloß kurz ‚Frau' nennen; darf ich Sie auch so nennen?"

Keine Antwort.

Er hält nach dem, was er vom Doktor gehört hat — er hat den Sinn der Worte und die fremden Namen nicht verstanden — die Bauern auf den vielen Höfen und besonders den drei gezeigten Höfen für etwas gemütskrank, und seine Tante besonders von Krankheit befallen, und hat Mitleid und das Bestreben, ihr zu helfen. Er erkennt aber, daß seine Behandlungsweise bisher nicht richtig ist. Nach schicklicher Pause lüftet er wieder die Mütze und sagt: „Erlauben Sie ... ist das der Deich?"

„Ja."

Er ist ein bißchen erschrocken, so unfreundlich hat sie

das kurze Wort herausgebufft. Aber sie hat doch immerhin geantwortet. Er hat es jetzt wohl richtiger gemacht. Er beschließt, also fortzufahren und sagt: „Erlauben Sie, woher wißt Ihr, daß das Meer nicht überläuft, wenn der Sturm kommt?"

Keine Antwort.

Er denkt nach und meint: die Frage war wohl zu schwer für die Frau. Es war ja wirklich eine sehr schwere Frage. Vielleicht läßt sie sich überhaupt nicht beantworten. Er mußte leichtere Fragen tun.

„Erlauben Sie, Frau," indem er die Mütze lüftet, „ist es wohl möglich, daß das Meer über den Deich läuft?"

„Ja."

Nein doch, wie verrostet die Stimme ist!

„Wenn es überläuft," sagt er, „was geschieht dann?"

„Hast du schon mal 'ne Maus im Wassereimer gesehn, wie sie spaddelt?"

„Aha! Ja, das habe ich gesehn!"

„So ist es!"

Nun hat sie doch eine ordentliche Antwort gegeben!

Links vom Weg liegt ein Hof, hohe, dunkle Pappeln, vom Westwind schief gebogen, große, dunkle Gebäude mit schweren, schrägen Dächern, die fast bis auf die Erde hängen. Die Frau biegt in das Tor und reitet den Weg hinauf, Lütte Witt neben ihr.

„Wohnst du da?"

Der Wind in der Luft und in den Bäumen verschlingt seine kleine Stimme. Er sieht nach den Bäumen, über die Felder, die in der Dämmerung liegen, den Weg hinauf. Er denkt: ‚Hier also hat Mui gewohnt, als sie keine Eltern

mehr gehabt hat und bei ihrer Schwester gewesen ist. Und dies ist die Schwester, von der Mui so viel erzählt hat ... und dies ist der Hof.'

Die Frau reitet durch eine große, offne Tür in eine gewaltige hohe Diele, steigt langsam vom Pferd und ruft in ihrer kalten Weise „Kicke!" Ein alter Mann erscheint mit einer Laterne aus einem Seitengang und nimmt das Pferd. Die Frau geht weiter ins Dunkel, und tritt durch eine niedrige, breite Tür, in der ein Schein von offnem Feuer ist. Er weiß von Mui's Erzählungen, daß es die Küche ist. Er geht hinter ihr her.

Auf dem Herd brennt ein helles Feuer; eine alte Frau von siebzig Jahren steht davor. In der Mitte ist ein Tisch mit grobem grauem Leinen gedeckt, hölzerne Schemel stehn darum. Er kennt den Raum und den Tisch, und alles andre. Er setzt sich auf den untersten Stuhl, auf dem Mui gesessen hat — so genau weiß er Bescheid — und kuckt sich im ganzen Raum um, und stellt fest, daß ein Schrank neben dem Herd, in dem die Teller und alles andre Tischgeschirr aufbewahrt wurde, nicht mehr da ist. Er will in seiner lebhaften Art danach fragen, besinnt sich aber, und kuckt sich weiter um. Die alte Magd am Herd hat ihn mit einem kurzen Blick angesehn; nun kümmert sie sich nicht weiter um ihn. Die Frau, die in einen andern Raum gegangen ist, hat dort ihre dicke Jacke abgelegt und kommt wieder. Sie ist nun noch länger und hat einen langen, merkwürdig jugendlichen Schritt. Er hat sie sich zwar anders gedacht, herrischer, schöner, auch jünger; aber sie gefällt ihm doch. Ihr Gesicht ist viel älter, als das Mui's war; es ist von unzähligen kleinen Falten, vom Wind und Wetter zer-

bissen; das Haar an den breiten Schläfen ist wellig und grau.

Sie setzt sich ans andre Ende des Tisches und spricht mit der alten Magd. Mui hat ihm viele Sätze vorsagen müssen und er hat sie nachgesagt, und sie haben beide darüber gelacht. „Schweig still," hat sie gesagt, „dein rheinischer Schnabel kann es nicht sagen," und hat ihr weiches Gesicht auf seinen Mund gedrückt, daß er schweigen mußte. So versteht er nur dann und wann ein Wort. Sie sagt, er wäre ein Ruhrjunge und der Doktor hätte ihr den Jungen ‚aufgehalst'; und er solle da und da schlafen. Nun erschien der alte Knecht und hinter ihm noch ein junger und eine junge Magd, große, lange Menschen; und sie setzen sich im halben Dämmerlicht der kleinen Lampe, die an der dunklen Decke hängt, um den Tisch. Er kannte ein Märchen von Riesen, wo ein Satz hieß: ‚Da setzten sie sich um den Tisch und aßen,' daran dachte er. Die junge Magd stellte eine mächtige Pfanne mit gebratenen Klößen auf den Tisch, und er ißt mit ihnen. Er hat nie etwas Köstlicheres geschmeckt, als diese schönen, fetten Kloßstücke. O, wie die schmecken! Wie er ißt! Dabei betrachtet er die Frau ihm gegenüber, die Mui's Schwester ist, und die alte Fia und den alten Knecht. Ob es wohl dem Alten immer noch Not macht, daß er seiner Mutter die vier Groschen nicht gegeben hat? Was werden sie für Gesichter machen, wenn sie hören, daß er der Sohn von Mui ist, die hier aufgewachsen ist! Er späht in ihren Gesichtern. ‚Morgen,' denkt er, ‚darf ich es noch nicht sagen. Vielleicht auch übermorgen noch nicht ... Nein! Unmöglich! ... Wie sind sie stumm! Und was für stille Augen sie haben!'

Das Essen wird abgetragen und der Tisch abgeräumt. Der alte Kicke kuckt in eine kleine zerknitterte Zeitung; die Frauen stricken und flicken. Die junge Magd sitzt neben Lütte Witt und sieht über ihr Strickzeug weg mit scharfen Augen in ein altes kleines Buch, das vor ihr auf dem Tisch liegt. Ihre Lippen flüstern langsam das Gelesene. Mein Gott, wieviel Zeit braucht sie zu einer Seite! Nun schlägt sie um; und da ist auf der neuen Seite im Text ein Bild, das sie wohl eine Viertelstunde, immer eifrig strickend, besieht. Lütte Witt sieht sie lange an und rätselt darüber, was sie wohl denkt. Ganz selten einmal fällt zwischen den drei Alten ein kurzer gleichgültiger Satz über die Arbeit des morgigen Tages oder über eine Begebenheit im Dorf. Einmal sagt der alte Kicke etwas von den Franzosen. Der junge Knecht neben Lütte Witt, der die ganze Zeit stumm vor sich hinstarrt, wendet den Kopf zu ihm und fragt leise: „Hest du Franzosen sehn?" Als Lütte Witt lebhaft mit dem Kopf nickt — zu sprechen wagt er nicht; die großen Menschen und die große Stille sind gar zu feierlich; er fühlt auch, daß Sprechen Störung wäre — nickt der junge Knecht zum Zeichen der Verständigung. Weiter interessieren den jungen Knecht die Franzosen nicht.

Lütte Witt ist sehr verwundert, daß sie ihn nicht ausfragen. Ach, was hat er alles gesehn! Was könnte er ihnen alles erzählen! Von wievielem möchte er gern reden! Aber sie wollen es gewiß gar nicht hören. Die junge Magd auf seiner andern Seite schiebt ihm ohne ein Wort das kleine Buch hin; sie hat das Bild nun wohl fertig gesehn. Lütte Witt kuckt hin und sieht gleich, was es ist: biblische Geschichten. Absalom hängt da an seinem langen Haar an

einem Baumast. Irgendein früherer Besitzer hat Absaloms Kleid blau, und sein langes dickes Haar gelb übermalt. Es ist nur ein kleines Bild, so groß wie seine halbe Hand; aber es ist ein großartiges Bild. Er versinkt ganz in den gelbblauen Königssohn. Aber allmählich, wie er dahin sieht und zuweilen auf den Wind horcht, der gegen die niedrigen Fenster stößt, fängt Absalom unter seinem Ast an, vom Wind sich zu bewegen, hin- und herzuschwanken. Nun kommt auch noch Wasser und steigt und netzt seine Füße. Armer Absalom! Aber man kann ihm nicht helfen, man steht selbst auf dem Deich, der im Wasser schwer schwankt, und muß zusehn, wie Absalom ... Aber nun ist er plötzlich in einer großen Stube, in der drei Betten mit blau- und rotgewürfelten Decken stehn. Die alte Fia hilft ihm beim Auskleiden.

Am andern Morgen war es taghell, als er erwachte. Er zog sich an und öffnete die Tür und kam in die Küche, wo die alte Magd am Aufwasch Kartoffeln spülte. Er fragte sie, wo er sich waschen sollte, und sie deutete mit der Hand auf den Handstein, und stellte ihm dann eine Tasse Milch und Brot auf den Tisch.

Als er da saß und aß, kam im grauen Arbeitskleid, schwere Milchgeschirre in der Hand, die Frau herein. Er stand auf und ging auf sie zu und hielt ihr die Hand hin. In Gang und Gebärde war wohl etwas, das die Erscheinung ihres toten Sohnes, da er ein Kind war, in ihr wachrief; sie stutzte und wurde blaß. Dann ging ein Zug eisiger Verschlossenheit über ihr hageres, langes Gesicht. Sie übersah seine Hand und trat an den Aufwasch, und fing an, die Geräte zu waschen.

Er war satt und saß da und wußte nicht recht, was er jetzt unternehmen sollte. Er sah im Geist den Doktor und hörte die Worte, die er zu ihm und nachher zu der Tante gesagt hatte. Wie er wohl an die Tante herankam? Ob es wirklich nicht anging, daß sie erfuhr, wer er war? Wie lange sollte er denn hierbleiben? Freilich, die beiden Hunde waren zur Not versorgt und die Geschwister waren an einem guten Ort. Seine Phantasie ging zu ihnen. Heute schlugen sie vielleicht schon in den Stamm der großen Eiche. Er sah die beiden Gestalten und das Blitzen der geschwungenen Äxte; im Hintergrund, mitten auf dem Waldweg, stand der alte Förster und lächelte boshaft. Und nun kam auch Liesbeth. Und da er an sie dachte, stand auch Mui da und lächelte. Als er so alle beisammen hatte, die er liebte, zog ein seliges Lächeln über sein Gesicht. Da schlug der Wind gegen die Fenster der Küche und riß das Bild weg, und er sah nach der Frau, und sah, wie sie mit ihren kalten, harten Augen scheu über ihn hinsah.

Er erschrak, wurde verwirrt und stand auf und sagte in seiner höflichen Weise: „Erlauben Sie, daß ich nun nach dem Deich geh' und das Meer seh'?"

Sie nickte kalt und wandte sich wieder an die Arbeit.

Er ging aus der Küche die große Diele entlang und trat aus der großen Tür und ging unter den Pappeln, die schwer im harten Wind rauschten, den Weg hinab und dann den Feldweg entlang, der geradezu auf den Deich führte, der als eine hohe, grüne, grade Wand den Horizont abschloß. Er warf kurze Blicke über die Wiese zur Linken, auf der mächtige Ochsen grasten, auf das Getreidefeld zur Rechten, über dem sich trotz des frischen Winds Schmetterlinge

schwangen, und sah nach dem Kirchturm, den er gestern abend schon gesehn hatte; aber er achtete es wenig, sondern sah wieder nach vorn, sehnte sich, den Deich zu erreichen und hinaufzusteigen, nicht allein um das Meer zu sehn, sondern vielmehr, um über diese schwere Ebene, die ihn wie mit massigen Gewichten bedrückte, hinauszukommen und auf sie hinabzusehn. Er wunderte sich, wie langsam der Deich näherkam, fing an zu traben und mußte es wieder aufgeben, da der Wind gegen ihn anfuhr. Wie es in dem Korn wogte, wie Wellen schlug es auf und ab! Wie es in der Luft rauschte! Nun kam die Sonne durch. Machtvolle, hohe, weiße Wolken zogen in Ballen und Fetzen über den unsagbar hohen, hellblauen Himmel. Nun war er am Fuß des Deiches. Er kletterte eilig hinauf, schwer atmend. Und nun stand er oben.

Er stand eine kleine Weile, während er zu ordnen und zu bewältigen suchte, was er sah: die ungeheure graue Niederung, in der über weite Flächen Wellen liefen, in weiter Ferne der schmale, blinkende Streifen des offnen Meeres, alles weit, weit ... tausend Meilen weit, ganz fern auf der Wasserwüste zwei oder drei Dampfwölkchen; zur Rechten der breite, weiße Sand der Düne, darauf das alte verfallene Haus, die kleine Kirche, im Sand halb vergraben. Er erschrak vor dieser ungeheuren Weite und großen Einsamkeit, wandte sich um, einen Halt für seine Augen und seine kleine Seele zu finden und kehrte sich ab und suchte den Hof. Er fand ihn nicht gleich und suchte ihn auch schon nicht mehr. Er sah über das ebene Land, wogend in der Kraft seines Erdreichs, die mächtigen Höfe von Bäumen umrauscht, am Horizont wie einen zweiten Deich die alte Küste, braun

von Heide, dahinter Andeutungen ferner Wälder. Erschrocken, erschüttert von dem unsagbar weiten, grenzenlosen Bild und der Riesenhaftigkeit der Landschaft, über der er stand, wollte er Schutz suchen und sah nach oben; und sah gigantische weiße und graue Wolkenhaufen in dem unendlich hohen weiten Himmel ziehn. War es ein körperlicher Schwindel von der Weite der Sicht und der Höhe des Himmels, war es die unendliche Einsamkeit seiner kleinen Seele, die ihm plötzlich bewußt wurde, oder war es, daß die Heimat seiner lieben Mutter plötzlich ausgebreitet vor ihm lag und ihre heilige Größe an seine Brust griff: er schrie mit hohem Atemzug jäh auf: „Mui, Mui!" und stolperte, lief, fiel und rutschte den Deich hinunter. Und lief, vom Schrecken und Wind gejagt, wieder nach dem Hof zurück. Und wich dem alten Kicke, der die Steinbrücke am Haus ausbesserte, nicht von der Seite. Und war dankbar, als der Alte, wenn er ihn fragte, einige Worte hervorbrummte.

XII

Die Lieder

Es war ein schwerer Schlag, eine schmähliche Niederlage.

Er sah mit scheuen Augen nach dem Deich und wagte sich vorläufig nicht wieder dahin. Er blieb auf dem Hof und seinen Feldern, und suchte in banger Verlassenheit Anschluß an die Menschen. Er stand mit den beiden Mägden, der alten und der jungen, in deren Stube er schlief, morgens auf, ging von einem Arbeitenden zum andern und sah zu und half. Er ging mit den Mägden auf die Weide zum Melken, hielt dem jungen Knecht, der die Weidepfähle und Hecke nachsah, Hammer und Nägel, und trug dem alten Knecht, der noch an der Steinbrücke arbeitete, Sand und Steine herbei. Das ganze Leben und Treiben auf dem alten Hof war ihm fremd und über die Maßen interessant, und er besah jedes Ding und jedes Tun mit lebendigen, spähenden Augen. Und er fragte! Aus welcher Tiefe kamen seine Fragen! Wie schossen sie heraus!

Aber hatte es Zweck, daß er fragte? Gaben sie ihm Antwort? War dies gleichmütige, mürrische Geknurr eine Antwort? War es nicht Wasser über sein Feuer? Hatten sie irgendein Interesse an dem bunten Werk ihrer Hände? War noch irgendein Wundern in ihren Seelen, die in Wundern standen bis an die Knie? Nichts davon! Die Pappeln, die oben im Wind rauschten, die erzählten! Und die Toten, die man fragte, gaben Antwort! Aber diese Lebenden nicht.

Er hatte große Lust, ihnen dies und das zu erzählen. Wie übervoll war sein kleines Herz! Wie mitteilsam sein rheinisches Gemüt! Es stieg ihm plötzlich zu Kopf, daß er rot wurde: das will ich ihnen erzählen! Aber wozu? Wollten sie es hören? Ach, sie waren viel zu gleichmütig und hochmütig dazu! Was geht es einen Marschbauern und Marschknecht an, wie es in einem andern Land aussieht, und was irgendein kleiner Junge erlebt hat? Sie haben auch keine Zeit dazu. Sie müssen an jedes einzelne Feld denken und an jedes einzelne der vielen Tiere auf den Feldern und im Vorland. Nein, sie können sich um die Reden eines kleinen, fremden Jungen nicht kümmern! Sie antworten ihm nicht. Sie sehn ihn fremd und gleichgültig an, und hören nicht hin. Stumm gemacht! Kalt und stumm gemacht!

Da ging er von ihnen weg, und stand an den Ecken des Hofes und sah verlassen über das einsame, weite Land, schluckte an Tränen und hatte heftiges Heimweh. Aber wenn er dann im Geist zu den Seinen kam, zu dem kleinen Haus, zu den Gräbern, in den Wald, kam er in eine lange lebhafte Unterhaltung mit ihnen allen, besonders mit Mui, die immer gleich neben ihm stand. Und wenn er damit fertig war, summte er eins der Lieder, die er mit Mui zusammen gesungen hatte, wenn die Dämmerung gekommen war. Sie hatten ja nicht an jedem Abend erzählen können; zuweilen hatten sie gesungen. Mui war nicht sicher im Gesang gewesen. Nein, durchaus nicht und es war sehr komisch gewesen. Er hatte sie zuweilen allein singen lassen: aber nein, es war nicht gegangen. So hatte er denn gesungen mit heller Stimme; und sie hatte mit leiser, unsichrer Stimme

mitgesummt. Und sie hatte gesagt, er hätte die Stimme seines Vaters.

Die Frau war in dieser ersten Woche oft den ganzen Tag fort, einmal zu Pferde, die Füllen im Vorland zu besehn, die andern Male in ihrem Kutschwagen. Wenn sie zu Hause war, schien sie ihn kaum zu sehn. Einmal, als er draußen vor der Küchentür mit einer jungen Katze spielte und auflachte und von ungefähr aufsah, stand sie seitwärts hinter der Küchentür, blaß und mit schmerzlich zusammengezogenen Brauen, und starrte ihn an. Sie hatte wohl das Lachen ihres toten Jüngsten gehört, der einst an derselben Stelle mit seiner Katze gespielt und ebenso gelacht hatte. Plötzlich schien ein Gedanke durch ihren Kopf zu gehn, der ihr ganzes Gesicht noch kälter machte; sie fragte ihn jäh mit ihrer buffigsten Stimme: „Wie heißt du?"

„Otto Andrä, Frau," sagte er, während ein starkes Rot über sein hübsches Gesicht fuhr.

„So ... so," ihr Gesicht nahm wieder den einsamen, gleichmütigen Ausdruck an. „Dann spiel' nur weiter."

Er sagte begeistert: „Diese kleine Graue mit der weißen Schnauze ... nein .. die ist zu hübsch!" Er strahlte sie mit glücklichen Augen an.

Aber ihr kaltes Gesicht ward noch eisiger; sie wandte sich ab und trat in die Küche zurück.

Einmal fragte er den jungen Knecht nach der Frau.

Der junge Mensch schimpfte über sie: sie wäre der richtige „Wachtmeister", und so würde sie auch in der Gegend genannt.

„Warum denn?"

„O, weil sie so'n langen Schritt am Leib hat, mehr als

anderthalb Meter, und weil sie geizig ist ... Een hart Wief! Lacht dat ganze Jahr nich!"

Lütte Witt sagte: „Sie hat ihren Mann verloren und dann beide Söhne; davon ist sie so geworden. Sie ist krank."

„Wat schull dee Dûwel krank sien! Een slecht Hart hett se."

Lütte Witt schüttelte den Kopf und sagte mit stillen Augen, die er zuweilen hat: „Mein großer Bruder ist blind aus der Gefangenschaft gekommen und ist jetzt immer traurig. Mui sagt, daß man von großem Kummer ganz krank werden kann."

„Was du immer von deiner Mui redest!" sagt der junge Knecht in dumpfer Verwunderung.

Am fünften Abend fuhr er mit dem alten Kicke nach dem großen Sandloch am Fuß der Dûne, und ging hinauf und stand da lange, und unterhielt sich mit seiner Mutter, die als junges Ding im wehenden Kleidchen neben ihm stand. Als er satt davon war und sich nach dem alten Knecht umsah, der schräg unter ihm in eifriger Arbeit Sand auflud, sah er, daß er weinte. Er schüttelte den alten verwitterten Kopf als über eine Sache, die er nicht begreifen und sich nicht erklären konnte, und die hellen Tränen liefen ihm über die Wangen. ‚Ach,' dachte Lütte Witt, ‚so quält ihn immer noch die Sache mit den vier Groschen, die er seiner Mutter nicht geben wollte, als sie in Not war und ihn darum bat! Er log und sagte, er hätte sie nicht, und hatte sie in der Lade, auf der er saß. Er war damals sechzehn Jahre alt, und nun ist er wohl siebzig, und immer noch quält es ihn!' Am andern Tag fuhr er mit dem Alten nach dem Dorf zum Kaufmann, und hatte vom Wagen herab

eine kurze Unterhaltung mit dem Doktor, der ihn einlud, Sonntag nachmittag zum Kaffee zu kommen. Auf dem Heimweg, als sie Schritt fahren mußten, fing er an, vor sich hinzusummen, und bald, da der Alte ihn anstieß und sagte: „Lauter, lauter, lütt Jung! Ick kan't nich hörn," sang er aus voller Kehle.

Nach einigen Tagen wagte er sich mehr heraus. Er hatte gemerkt, daß sie seine Sprache oft nicht verstanden und es nicht für der Mühe wert hielten, ihm zu sagen, er möchte langsamer und deutlicher sprechen. Er sprach nun langsamer und deutlicher. Er fragte nach diesem und jenem, und erzählte ihnen, wie es an der Ruhr anders wäre. Nun wurden sie ein klein wenig lebendiger. Sie hatten eigentlich nicht die Gewohnheit, mit einem zehnjährigen Jungen zu sprechen und gar sich ausfragen zu lassen, und gar seine Fragen zu beantworten; aber wenn sie sein ernstes Gesicht sahn, seine wachen, fragenden Augen, mußten sie ihm doch Rede stehn. Sie fühlten ja auch, daß er ein Besonderer wäre, achteten ein wenig auf ihn, waren verwundert, sahn ihm nach, wie er fortging, und knurrten in ihrer wortkargen Weise irgendein Wort über ihn.

Am siebenten Abend seit seiner Ankunft saßen sie wieder, wie immer nach dem Abendbrot, um den Tisch in der Küche: die Frau und die beiden alten Dienstleute; die beiden jungen waren nach dem Nachbarhof gegangen. Es fiel ganz selten ein spärliches Wort, lässig, gleichgültig, wie im Halbschlaf geredet. Lütte Witt las in dem kleinen biblischen Geschichtenbuch, in dem die junge Magd zu lesen pflegte, und besah die Bilder. Dann legte er es hin und kam in Sinnen, und sah nach dem Gesicht der Frau, die ihm

gegenüber an einem Kleidungsstück flickte. Er zählte, indem er sie sinnend ansah, alles auf, was ihr eigen war, und dachte jedesmal: ‚Hat sie Freude dran?' Er zählte es gewissenhaft alles auf, der Reihe nach, und fragte jedesmal: ‚Hat sie Freude dran? Sie hat vierzehn Kälber. Hat sie Freude dran? Sie hat sechs Fohlen und was für hübsche Tiere ... eins ist ein Bleß und hat drei weiße Füße, und eins ist ein Fuchs ... hat sie Freude dran? Sie hat dreißig Schafe ... hat sie Freude dran? Sie hat eine Wiese, die ist voll Blumen, hunderttausend Blumen ... und der alte Kicke sagt, sie sind für die Tiere nicht schädlich; hunderttausend Blumen ... hat sie Freude dran? Sie hat fünf Katzen, davon drei noch klein sind: eine graue mit weißer Schnauze, allerliebst ... hat sie Freude dran? Sie könnte, wenn sie wollte, hundert Kaninchen halten und zwanzig Meerschweinchen ... aber wenn sie es täte ... hätte sie Freude dran? Ich lese es deutlich auf ihrem Gesicht, daß sie an all diesen Dingen keine Freude hat. Wie merkwürdig und wie traurig! Es gibt doch nichts Traurigeres in der ganzen Welt, als wenn ein Mensch sich nicht freuen kann. Was kann ich doch nur tun, damit sie wieder froh wird?'

Er sah die drei alten Menschen sinnend an; seine Augen wanderten von einem zum andern. Wie ihre Gesichter wohl aussehn würden, wenn sie einmal froh würden? Erst würde wohl ein Licht in den Augen aufglimmen, ganz langsam; sie würden einen warmen Schein bekommen. Dann würden die grauen, schmalen Wangen sich ein wenig röten, ein ganz klein wenig. Und dann würde der Mund, der immer so fest geschlossen ist, sich ein wenig öffnen. Und

nun würde ein leises Lächeln über ihre Gesichter gehn. Ach, was für ein Anblick würde das sein! Wenn das doch geschehen wollte! Er war ganz in ihren Gesichtern versunken.

Da sah die Frau plötzlich auf und sah das unsäglich mitleidige Versunkensein und wurde davon betroffen; und wandte ihr Gesicht wieder auf ihre Arbeit auf ihrem Schoß. Aber das Gesicht behielt noch den Zug von stiller Verwunderung und heimlicher Betroffenheit.

Nach einer Weile sagte sie, ohne aufzusehn, mit ihrer buffigen, unfreundlichen Stimme zu der alten Magd: „Es liegen ein paar alte Kalender auf dem Tassenbord in meiner Stube. Hol' sie her und gib sie dem Jungen, daß er was zu tun hat."

Der alte Knecht kuckte von seiner kleinen, verknitterten Zeitung auf und sagte langsam und gleichmütig: „De Jung, uns Fru, is een lütt'n Baas in't Singen. Hee hett mi unnerwegs wat vörsung'n."

„Darf ich mal singen, Frau?" sagt Lütte Witt.

Sie sehn alle drei auf und sehn ihn an. Sie denken alle drei: ‚Was ist das ...? Singen ...? Singen ...? Ist er verrückt? Singen? Oh nein ... nicht singen! Was sollen wir drei alten Leute mit Gesang und gar mit deinem Kindergesang? Nein, für uns ist es richtig so, wie wir hier sitzen, jeder mit seiner Arbeit und jeder mit seinen Gedanken auf den alten trüben Wegen: ich, die Frau, bei meinen toten Kindern, besonders bei dem in Turkestan Verhungerten, meinem Liebling ... ich, die Magd, bei dem Menschen, der einmal tat, als liebte er mich, und mich dann treulos allein ließ ... ich, der Knecht, bei den Gesichtern

meiner Eltern und Geschwister, wie sie im Sarg lagen, besonders bei dem Gesicht meiner Mutter, der ich die vier Groschen nicht geben wollte, als sie mich darum bat, und bei dem Weizenfeld und der Fohlenweide. Nein ... was soll dein Singen? Und nun gar in der Stube und ohne alle Ursache! Ja, wenn die jungen Leute auf dem Feld bei der Arbeit sind in Wind und Sonne! Oder wenn die jungen Menschen abends beieinander beim Punsch sitzen! ... Aber hier ... und vor unsern alten Ohren? Es ist unsagbar peinlich! Oh, es ist ganz und gar unmöglich ... Ja, es ist irrsinnig!'

Aber da sitzt er und sieht sie mit seinen lebendigen, rheinischen Augen an. O, wie könnten diese schweren, buffigen und muffigen Menschen einen Tropfen von rheinischem Blut und einen Glanz vom sonnigen Rhein, wie könnten sie von Kärnten und Steiermark einen Strahl freundlich aufgetaner Seele gebrauchen! Sie sagen nichts. Sie können nichts sagen. Sie können nicht sagen: Ja, singe! Singe! Es wird unsre erloschnen, starren, alten Herzen erfreuen. Oh, wie weit sind sie entfernt, das zu sagen! Sie sind verlegen, scheu; sie sind verletzt und beschämt. Ach, wie gern würden sie sagen: Schweig um's Himmelswillen! Schweig! Was sollen wir mit Liedern, gar mit deinen Liedern! Kinderlieder für uns! Schweig! Und laß uns, wo wir sind!

Aber sie können es in seine gläubigen, strahlenden Kinderaugen hinein nicht sagen. Sie können es nicht! So unsagbar peinlich es ihren scheuen, überheimlichen Seelen ist, daß ein Mensch vor ihnen singen will! Sie sind harte und starre Menschen; aber sie sind nicht grausam und noch viel

weniger gemein. Sie sind eingefrorne, erstarrte, alte, germanische Herzöge, im Wind verbittert und verfroren.

Er wartet ihre Erlaubnis nicht ab. Er singt.

Er singt!

Er sitzt da in seiner noch ziemlich neuen mausgrauen Jacke, nicht sehr weit über den Tisch ragend, auf dem alten Holzstuhl zurückgelehnt, den hellblonden Kopf, wie es seine Gewohnheit beim Singen ist, ein wenig hin und her bewegend (denn er versteht nicht alles, was er singt, und muß sich ein bißchen Nebenbeschäftigung machen), sieht in der Küche um sich, bald nach dem Kupferkessel überm Herd, bald nach den schweren hellen Milcheimern, bald nach dem versinkenden Herdfeuer, bald in eins der alten Gesichter. Dabei ist er ganz in seine Gedanken versunken. Er singt die alten Volkslieder, die so durcheinander von Frühling und Winter, Liebe und Untreue, Vaterland und Freiheit, Tod und Trauer, von Gott und ewigem Leben singen.

Die drei alten Menschen hören zuerst gar nicht zu, sie sind so aufgestört, so inwendig verlegen und verletzt, daß sie unmöglich zuhören können. Sie wagen auch gar nicht aufzusehn und ihn anzusehn. Ja, man hätte der alten Fia und dem alten Kicke hundert Taler auf den Tisch legen können, wenn sie den kleinen Sänger hätten ansehn sollen; sie hätten es nicht getan. So schämten sie sich an seiner Statt und über ihre Lage, daß sie hier saßen und sich von einem kleinen Jungen vorsingen ließen. O, es war ja geradezu eine Schande! Hoffentlich kamen nicht grade zufällig Leute auf den Hof, oder die Magd des Nachbarhofes, die sehr neugierig war, kam nicht grade heute einmal wieder, am Fenster zu lauschen. Mein Gott, was sollten die

Leute denken und sagen! ‚Denkt euch: Inge Tetens und der alte Kicke und die alte Fia sitzen da, und der kleine Ruhrjunge singt ihnen vor! Was die wohl für Gesichter dazu machen! Wahrhaftig, ich gebe hundert Taler aus, wenn ich die alten verrosteten Gesichter sehn könnte, wie sie dasitzen und zuhören! Am Ende fangen sie noch an und singen mit, und sie machen da einen Gesangverein! Hoho! Hoho!'

Nein, es ist nicht zu ertragen! Welch eine Ungelegenheit! Welch eine unsagbare Taktlosigkeit von dem kleinen Jungen! Welch eine Schande ... Zuhören? Zuhören?! Ach, was sollten sie mit dem Gesinge! Ging sie das was an? Ging sie das was an? Hatten sie irgendwas damit zu tun? Mußte die Frau nicht an die Stelle im Sand denken, fern, fern irgendwo in Turkestan, wo ihr lieber blonder Junge in seinen schmutzigen Lumpen begraben lag? Mußte nicht die alte Magd an den jungen Menschen denken, der sie treulos verlassen hatte, obgleich sie schon das Hochzeitskleid gekauft und in der Lade hatte? Und mußte der alte Knecht nicht das Gesicht seiner alten Mutter betrachten, wie es im Sarge lag, und aussah, als wenn sie ihn wegen der vier Groschen anklagte?

Aber allmählich, wie er so selbstverständlich und so schlicht und so herzlich seine Lieder singt, eins nach dem andern, wurden ihre Gedanken leise, leise fortbewegt, umgestoßen, ganz leise. Da kam irgendein süßer klingender Ton oder irgendein schöner reiner Gedanke; der nahm ihre alten verrosteten Seelen und führte sie zu den Zeiten, die vergangen, vor Angesichter, im Tode erloschen, vor Stimmen, die lange verklungen waren. Und sieh ... das Wun-

der! ... die vergangenen Zeiten waren gegenwärtig ... die Angesichter lebten wieder und waren wieder jung und schön, und die Stimmen klangen wieder und lächelten. Und sonderbar: alles, was sie sahn, war in einem weichen Duft, und war gut und freundlich. Die Bauerfrau stand als junges Weib neben dem Herd und am Aufwasch, und neben ihr stand die kleine Schwester, noch ein Kind, und erzählte ihr von dem Spiel, das sie gespielt, und zeigte ihr die Blumen, die sie gesammelt hatte. „Und nun bin ich müde und hungrig," sagte sie. Und nun stand plötzlich ihr Jüngster neben ihr, ihr Liebling. Er faßte ihre Hand und zog sie in den Garten; und sie kniete neben ihm, und spielte mit ihm mit dem kleinen Hund, den sie ihm gekauft hatte; und er lachte und jauchzte. Und die alte Magd dachte an einen Abend, den sie ganz vergessen hatte. Sie erinnerte sich, daß sie vor jenem Treulosen einen Andern, Jüngern lieb gehabt hatte. Es war ein muntrer, freundlicher Junge gewesen und sie war in schönem Mondschein mit ihm am Deich entlang gegangen und hatte bei ihm im Gras gelegen. Das alles sah sie wieder; all dessen erinnerte sie sich; es stieg lebendig vor ihr auf. Sie ging wieder Arm in Arm mit ihm den Deich hinunter und lag bei ihm im Gras und sie neckten sich und lachten. Und der alte Knecht, der die Seinen, die alle vor vielen, vielen Jahren gestorben waren, immer nur in ihren Särgen gesehn hatte, sah sie zum erstenmal wieder lebendig und fast ein wenig fröhlich. Sie saßen um den Tisch und plauderten miteinander; und am Ofen staken Birkenreiser, weil Pfingsten war; und die Mutter sagte ihm irgend etwas Freundliches. Sie sagte irgend etwas von den vier Groschen; er konnte es nicht verstehn; aber es war etwas

Freundliches. So wurden die alten Seelen von den Liedern von einem Bild zum andern geführt durch ihr ganzes Leben, ja, durch die ganze Welt, und bis hinauf zu den Sternen und darüber hinaus, wo in ungemessnen Fernen Geister wohnen; und das ganze Leben und die ganze Schöpfung weitete und breitete sich, und wurde zu einem einzigen, grenzenlosen Wesen von unsagbar schöner, klarer, schwebender Schönheit, Tiefe und unsagbarer Heiligkeit.

Wer war es, der zuerst wagte, nach dem kleinen Sänger hinzusehn? Es war der alte Knecht. Er sah am Schatten an der Wand, daß der Kleine den Kopf abwendete; und er konnte es nicht lassen, er mußte wissen, wie er aussah, da er diese Worte sang: „Goldne Abendsonne, wie bist du so schön ...“ wie er die Worte sagte: „wie bist du so schön! ...“ Und die zweite war die alte Magd. Sie hatte den grauen Kopf am allertiefsten auf den zerrißnen Sack gebeugt, den sie flickte, ganz tief, da sie sich so sehr schämte, daß sie sich vorsingen ließ; aber als er das sang: „und der wilde Knabe brach's Röslein auf der Heiden ...“ da mußte sie sehn, welches Gesicht er dabei machte! Die letzte war die Frau. Sie war erst still geworden und immer stiller, inwendig in der Brust. Wohin hatte der Gesang ihre Seele getragen? Hatte er sie nicht an seiner Hand durch ihr ganzes Leben und die ganze Schöpfung geführt, und wehte nicht überall, wohin er führte, weiche Luft, und blühten wunderbare Blumen? Einige Male war sie dicht dabei gewesen, weich zu werden, und einmal hätte sie sich fast vergessen und hätte beinah aufgeschluchzt. Sie hatte ihren Sohn gesehn, nicht wie er da in dem elenden Sand verscharrt lag, die Knie ein wenig hochgezogen, sondern erlöst

vom armen Leibe auf einer grünen Wiese wandelnd. Aber sie hatte sich bezwungen. Oh, sie war fest geblieben! Aber nun sang er dies Lied von den Soldaten: „In der Heimat ... in der Heimat ... da gibt's ein Wiedersehn ..." Er sang es so trostreich, so gläubig, so gewiß. Nun wußte sie, welche Wiese es war, auf welcher er wandelte. Es war die Wiese zu Süden am Haus, wo der Wind nicht ankommen konnte, und wo in dieser Zeit die vielen Blumen standen. Ja, da ging er ... Nein, sie mußte den grauen Kopf heben und sehn, mit welchem Gesicht er diese Worte sang!

So sahen sie ihn alle drei der Reihe nach an. Und nachdem sie es das erstemal getan hatten und sein ruhiges, reines, gläubiges Gesicht betrachtet hatten, wurde ihre Scham vor diesem reinen Glauben weniger, und sie sahen dann und wann wieder auf. Aber sie sahen immer gleich wieder vor sich auf ihre Arbeit, damit ja nicht einer von den beiden andern sähe, daß er die Augen aufgeschlagen hätte. Daß sie sich untereinander ansahen, war ganz und gar unmöglich. Nein, wie hätten sie das tun können! Sie fühlten es ja deutlich, daß ihre Gesichter verändert waren, daß sie ein wenig gelöst waren vom Eis, daß ein wenig Frühlingsschein auf ihren alten Gesichtern lag, daß ein wenig vom Glanz ewiger Seligkeit über ihre alten Gesichter zog. Nein, wie hätten sie sich gegenseitig ansehen können; sie hätten sich in Grund und Boden geschämt! Nein, diesen ganzen Abend konnten sie sich nicht in die Augen sehen; und beim Gutenachtmurmeln mußten sie vor sich auf die Erde sehen! Ja, noch morgen früh würden sie am Kaffeetisch scheu aneinander vorübersehen!

Nein, sie konnten einander nicht ansehen; aber ihn sahen

sie zuweilen mit scheuen Augen an. Und allmählich wurden die Augen stetiger und ruhiger. Sie betrachteten ihn und jeder dachte: Nein, wie ist er anders, als ich bin! Er ist klüger und sinnvoller und besser als ich; ja, dieser kleine Junge ist ein schöner und vornehmer Mensch! Ja, er hat, was ich nicht habe und niemals haben werde: er ist ein Geschenk Gottes an mich und die andern beiden! Ja, für viele Menschen ... Darum, weil er die Gabe der Liebe hat, die wir nicht haben!

Und die alte Magd, als sie ihn zu Bett gebracht hatte, saß noch eine lange Zeit, da er schon schlief, auf dem Rand ihres Bettes, und ging noch immer im Geist durch schöne Zeiten und Landschaften, durch die sie lange nicht gegangen war. Und die Bauerfrau hörte im Traum das freundliche Lachen ihres Sohnes.

XIII

Die Lösung des alten Knechts

Er hatte beschlossen, acht Tage zu bleiben. Aber konnte er abreisen? Konnte er vor sie hintreten und sagen: Ich bin dein Neffe und soll dich grüßen von Mui? In dies eisige Gesicht hinein? Und wenn er das gewagt hätte, hätte er dann abreisen können? Konnte er diese einsame Frau, die inmitten der schönsten Fohlen und der buntesten Kälber und Kühe in die Leere starrte, verlassen? Hatte er nicht den Auftrag von Mui, ihr Gutes zu tun, sie zu ermuntern, sie wieder fröhlich zu machen? Mußte er ihr nicht weiter vorsingen, und mit seinem Gesang zu erreichen suchen, daß sie wenigstens für eine halbe Stunde ein Menschengesicht bekam?

Also schrieb er heimlich, ganz hinten im Stall, mit einem Bleistift auf einen Lappen Papier einen Brief an Schwester Liesbeth. Das Schreiben war an und für sich noch eine schwere Sache. Der Unterricht war sehr oft unterbrochen gewesen, und er hatte noch nie einen Brief geschrieben. Die Arbeit kam unter hörbarem Ächzen und Seufzen zustande. Sie verlief ziemlich kurz:

„Liebe Schwester, es sind hier acht Kühe, zwei Hunde, ein großer und ein kleiner; die Pferde und Ochsen habe ich noch nicht gezählt. Sie leben noch alle drei, ich meine die Menschen. Ihr müßt nicht an mich schreiben, sondern an den Doktor Gohde, der ist ein freundlicher Mann. Sie ist sehr traurig. Aber Mui sagt, es geht noch nicht; darum muß ich noch bleiben. Wie geht es Euch? Arbeiten die beiden? Wenn ich bloß wüßte, wie es mit Dina geht!

Euer Bruder."

Er faltete den Brief, steckte ihn in die Tasche und ging nach dem Dorf und in das Haus des Doktors.

Der Doktor war Witwer und saß mit seinen fünf Töchtern beim Nachmittagskaffee. Zwei, die älteste und die jüngste, führten ihm den Hausstand; die drei dazwischen hatten Stellungen in der Stadt und waren eben auf Ferien nach Haus gekommen. Sie hatten die erste Kabbelei und die erste Versöhnung grade hinter sich, und waren daher besonders guter Stimmung.

Lütte Witt erschien in seinem mausgrauen Anzug, dem man nun schon ansah, daß er durch Ställe und durch Zäune gekrochen war, in der offnen Tür, die Mütze in der Hand und sagte in seiner höflichen, frischen Weise, die in dem scheuen, zurückhaltenden Volk hier oben gleich auffiel: „Guten Tag!"

„Ah," sagte der Doktor im Sofa, und winkte ihn lebhaft heran, „das ist der Kleine bei Inge Tetens!"

„Oh," sagten die drei aus der Stadt, „das ist er! Das ist ein hübscher Junge; er soll zwischen uns sitzen!" Aber die Älteste hatte ihn schon am Arm gefaßt und energisch zwischen sich und dem Vater aufs Sofa gesetzt. „Die aus der Stadt wollen alles für sich. Hier sitzt du, und hier bleibst du!"

Die aus der Stadt machten den Versuch, ihn zu sich hinüber zu reißen; aber das freundliche ernste Gesicht der Ältesten gefiel ihm und er drängte sich zu ihr.

Da saß er.

„Was macht der Wachtmeister?" sagte der Doktor.

„Die Frau ist sehr trauriz," sagte er, um sie zu ver-

teidigen. „Sie sind alle drei sehr traurig; aber gestern abend habe ich ihnen vorgesungen, den ganzen Abend."

Der Doktor schlug erstaunt auf den Tisch. „Alle Achtung!" sagte er mit großen Augen, „das ist ein Erfolg! Und ich gestehe, ich würd' 'n Taler ausgeben, wenn ich d a s Bild hätte sehn können!"

„Du sollst auch uns vorsingen," sagten die aus der Stadt und faßten wieder nach seinem Arm und wollten ihn zu sich herüberziehn. Er hatte aber schon herausgefühlt, daß die Älteste, bei der er saß, die verständigste war; er wehrte sich mit aller Höflichkeit und sagte: „Ich soll hier sitzen."

„Dann sollst du uns sagen," sagten sie, „wer von uns fünf die Schönste ist. Wir lassen dir eher keine Ruhe; nein, wir lassen eher keine Ruhe! Es kommt nichts nach dem Kaffeetrinken, ehe wir das nicht wissen ... Hast du einen großen Bruder?" ... sagten sie, „der muß ein hübscher Mensch sein. Ach, es gibt so wenig schmucke Jungen in der Welt!"

„Mein Bruder ist sehr schmuck," sagte Lütte Witt. „Er ist in französischer Gefangenschaft gewesen und da ist er fast blind geworden."

„Oh ... Oh!" Ein großes Bedauern und ernste Gesichter.

Die Älteste hatte Lütte Witt in ihren festen Arm genommen und sagte mit großer Bestimmtheit: „Wenn er so ist wie du, würde ich ihn doch gleich zum Mann nehmen, und wenn er ganz blind wäre."

„Ich will es ihm schreiben," sagte Lütte Witt sehr ernst.

Großes Hallo! ... Die aus der Stadt empören sich — sie scheinen sich immer zu empören —. „Schreib' es ihm,"

sagen sie; „aber sag' ihm, daß er vorher auch uns ansehn soll."

„Er kann ja nicht sehn, der Arme!"

Großes Mitleid.

„Ach ja, der Arme ... er kann schöne Mädchen nicht sehn!"

„Er kann sehn," sagte Lütte Witt, „ob es ein Mensch oder ein Baum ist; aber Gesichter kann er wohl nicht sehn. Aber wir hoffen, daß es allmählich besser wird ... Aber viel schlimmer als seine Blindheit ist, daß er so bitter ist."

„So, so, weil er blind ist!"

„Nein," sagte Lütte Witt, „das glauben wir nicht. Vielleicht haben sie ihn in der Gefangenschaft gequält; vielleicht kommt es aber bloß vom Krieg und von all dem, was er da erlebt hat."

Die aus der Stadt redeten durcheinander: „Er muß eine Frau haben, dann wird er wieder fröhlich ... Er muß ja überhaupt eine Frau haben, der Arme ... die ihm sehen hilft! ... Er muß eine richtige, ernste Frau haben ... ja."

„Ja, da muß er doch die Älteste haben," sagte der Doktor, „die ist die ernste unter euch."

Großer Widerstand und Geschrei ... Aber zuletzt geben sie es zu. „Na, ja," sagen die aus der Stadt, „wir wollen es zugeben. Wir müssen ja ... wir sind ja für vier Wochen völlig in ihrer Hand."

„Ja," sagt Lütte Witt, „wir haben auch schon darüber nachgedacht, er muß die allerbeste haben, die es auf der Welt gibt."

„Gut! ... Also unsre Älteste! ... Ja, es muß Hille Gohde sein ... leider!"

„Und er muß recht bald eine Frau haben," sagte Lütte Witt, „denn Liesbeth wird, glaube ich, den Lehrer Wetterhahn heiraten. Wenn ein Mädchen heiratet, sagt Mui, dann hat sie nicht genug Zeit für einen Bruder."

„Richtig! ... Ist Liesbeth deine Schwester?" Sie glühen vor Freude an dem kleinen Jungen, der so drollig ernst mit ihnen redet.

„Ja," sagt Lütte Witt mit großem Atemholen, „sie sind nun alle im Wald beim Onkel Förster und sägen die große Eiche." Er erzählt die Geschichte. „Ich weiß es ja nicht," sagt er; „aber ich glaube, wenn sie die Möbel fertig haben, werden sie bald heiraten. Mui meint es auch."

„Mui?"

„Ja, meine Mutter."

„Oh," sagt der Doktor, „ich denke, sie ist tot?"

Lütte Witts Gesicht hat den etwas unsichern, scheuen Ausdruck, den es annimmt, wenn er von seiner Mutter spricht: „Ja," sagt er zögernd und leise, „sie ist tot. Aber sie ist noch nicht so weit weggegangen; ich kann noch mit ihr sprechen."

Große Stille ... „So ... so!" Sie wissen nicht recht, was damit anzufangen; und wagen doch nicht, mehr zu fragen. Sie ahnen das Richtige und sehn ihn mitleidig an.

Der Doktor benutzt die Stille, um endlich zu Wort zu kommen. Er wiederholt die Frage, wie es der Tante geht. Sie sind endlich still und hören zu.

Lütte Witt schweigt von seiner Niederlage auf dem Deich; aber alles andre erzählt er.

„Und sie ahnt nicht, wer du bist?"

Lütte Witt hat eine kleine Ungezogenheit, daß er zuweilen nicht mit dem Mund antwortet, sondern nur mit Kopf und Augen. Er schüttelt stark den Kopf und sieht den Doktor mit seinen lebendigen Augen an.

„Sag' es ihr nicht zu früh!"

„Nein," sagt Lütte Witt; „und darum muß ich auch noch bleiben." Er zieht den Zettel aus der Tasche und bittet die Älteste, ihn zu besorgen, und sagt die Adresse. Adressen kann er noch nicht schreiben.

„Du mußt noch einen Gruß von Hille Gohde hinzufügen," sagen die aus der Stadt, „einen Gruß extra an deinen Bruder!"

„Nein, an Bruder und Schwester, das sieht harmloser aus! Man muß in solchen Dingen langsam und vorsichtig vorgehn."

Lütte Witt nickt, nimmt den Brief und schreibt langsam und umständlich unter schwerem Atemholen: „Die Älteste beim Doktor grüßt Gerdt." — „Soll ich noch mehr schreiben?" Er sieht zu der Ältesten auf.

Die andern schrein dazwischen; aber die Älteste sagt ruhig, indem sie den Arm um ihn legt: „Wie schade, daß ich keinen Bruder habe ... alle diese schreienden Mädchen! ... Nein, ... mehr nicht."

Lütte Witt legt den Brief in ihre Hand und steht auf. „Ich will nun zu den Jungen," sagt er; „sie stehn oben auf dem Deich."

„Aha, ja ... da geh' man hin! ... Aber du mußt bald wieder kommen, hörst du?"

Er antwortet wieder mit den Augen; die Antwort ist deutlich genug. Er ist gnädigst bereit, mal wiederzukommen.

Oben auf dem Deich, im sonnigen Wind, sitzen und liegen ein Dutzend Dorfjungen um eine schmale alte Holzbank. Sie kauen an Grashalmen und sind sehr schweigsam und träge. Selten ein kurzes, gleichmütiges, mit lässigem Hochmut hinaus geträumtes Wort. Einer ist immer noch erfahrener, klüger, selbstverständlicher, weiser, als der andre. Indem sie dies Spiel Tag und Tag treiben, sind sie allmählich alle zu Großvätern geworden.

Lütte Witt steigt den Deich hinauf und nähert sich ihnen, die Hände in den Hosentaschen. Er fühlt, daß es ein schwieriges Unternehmen ist, mit ihnen anzufangen. Aber das Leben auf dem Hof, und das Gefühl, daß er doch etwas an die Hofleute herangekommen ist, haben sein kleines Herz, das vor acht Tagen so völlig verwirrt und bedrückt war, wieder etwas sicherer gemacht.

„Guten Tag!"

Sie erwidern seinen Gruß nicht; sie sind zu hochmütig dazu. Sie sind ihm nicht feindlich gesonnen; aber sie müssen ihm zeigen, daß sie alte, ruhige, weise Leute sind, alte, sehr alte Schiffer, Bauern und Fischer. Sie leben von Kind an unter dieser gewaltigen, ernsten Natur; ihre Väter seit tausenden Jahren. Wie soll man sich ihrer erwehren? Wie soll man gegenüber einem Gott, der so unsagbar Erhabenes, Ernstes und Ergreifendes geschaffen hat, gegenüber seinen großen Wundern, bestehn? Man kann es nur, indem man sich selbst zu einem kleinen Herrgott macht, zu einem kleinen, geschwollnen, lächerlichen Göttlein. So ist

das Land an der Küste denn voll von jungen und alten Narren dieser Art.

Einer sagt lässig: „Das ist der Ruhrjunge beim Wachtmeister.“

Schweigen.

Sie kauen an ihren Halmen und sehn mit halbgeschlossenen, gleichmütigen Augen über das weite, weite Watt. ... Im Grau der weite Schlick, etwas heller weite und breite Wasserflächen, darüber helle, windige Luft, durch die weiße und graue Vögel ziehn. Und hoch oben große, machtvolle Wolken in schwerem Zug ostwärts. Ganz in der Ferne, am Rand der Welt, an einer Stelle, in einem schmalen Streifen, blitzt es seltsam und unwirklich weiß ... blitzt auf ... hier und da ... wird ein weißer blanker Streif ... verschwindet wieder.

Lütte Witt sagt lässiger und langsamer, als seine Gewohnheit ist, die Hände in den Hosentaschen und ziemlich breitbeinig dastehend: „Ich heiße Otto Andrá.“

Einer dreht sich schwer stöhnend auf die andre Seite und sagt lässig: „Dósiger Name.“

Die andern finden, daß diese Äußerung ein zu großes Entgegenkommen ist, und einige sehn den Sprecher verweisend an.

Lütte Witt sagt: „Sankt Andrá ist eine Stadt in Kärnten in Österreich; meine Vorfahren sind von da nach dem Rhein gewandert, und dann an die Ruhr.“

Schweigen.

Es ist eine hübsche Sorte von Menschen! Kärnten? Rhein und Ruhr ...? Mein Gott, was geht sie das an? Eine richtige muckische Sorte von jungen Niedersachsen!

Lütte Witt schweigt eine Weile und sieht ruhig über das Watt.

„Was sind das für Vögel ... die da in den dicken Haufen?"

„Dat sünd fleegende Hunn."

Einige lächeln; die meisten verziehn keine Miene.

Eine hübsche Sammlung friesisch niedersächsischer Leute von der Waterkant! Einige von der Sorte, deren Loblied man so oft in Zeitungen und Büchern liest. ‚Die biedern Leute von der Waterkant!' Ein hübsche Biederkeit!

Lütte Witt stellt die Beine etwas weiter auseinander und schweigt eine Weile, dann fragt er: „Was ist das für ein weißer, blanker Strich da ganz draußen? ... Ist es das Meer?"

Schweigen ... Dann eine lässige, gleichmütige Stimme, ohne ihn anzusehn: „Dat is min Moder ehr Brotmeß ... dat heff ick da hinsmeten!"

Einige gehn zu weit und lächeln; die meisten sehn stumm darein.

Lütte Witt sagt sehr ruhig und gleichmütig: „Wenn ihr mal nach der Ruhr kommt, wißt ihr auch nicht, was dies und das ist. Oder wißt ihr alles in der ganzen Welt?"

Das trifft! ... Nein ... Sie sind ja beinah wie Gott. Ja, das sind sie! Aber ein kleiner Unterschied ist da doch. Sie sind natürlich viel mehr als alle andern Menschen auf der ganzen Welt; aber am Ende ... Menschen sind ja doch ... Ja, Grenzen gibt es auch für sie.

Einer sagt lässig: „Da sünd see all' Mullwöpp."

„Was ist Mullwöpp?" fragt Lütte Witt.

„Maulwurf."

„Ach so ... Ja! ... Ja, da arbeiten viele unter der Erde ... viele hundert Fuß." Er erzählt ihnen dies und das. Nur wenig Sätze; und er spricht sie lässig hin, so wie sie es machen. Dann schweigt er. Er fühlt, daß er unter diesen Jungen ein alter Narr sein muß, wie sie selber sind. Er legt sich ins Gras und kuckt lässig und gleichgültig über Land und Sand, so wie sie es tun.

Das Eis ist gebrochen. Sie sind Menschen. Leider. Sie müssen ihn als Mitmenschen anerkennen. Aber sind sie Menschen, so doch klüger, stolzer, mutiger als alle andern Menschen. Sie fangen an zu prahlen. Sie kennen das Land! Sie beherrschen das Land! Sie unterhalten sich in unsagbar gleichmütigen lässigen Worten über Unternehmungen, die sie vorhaben. Sie wollen nach der Geest hinauf. Sie wollen auf Feldwegen hingehn; aber zurück wollen sie ‚feldüber' gehn, das heißt in grader Richtung, über viele, viele Gräben springend und durch Auen schwimmend, und wieder zurück ... vier bis fünf Stunden, bis sie wieder den Deich erreichen. Und am andern Tag wollen sie nach dem Tief hinaus. Das ist, wie Lütte Witt merkt, der Strand des Meeres, draußen im Westen. Sie wollen dann, zurückgekommen, eine Tiede lang draußen auf der Düne bleiben, eine ganze Nacht lang, und ein Feuer in der Kirche unterhalten, die ganze Nacht. Es sind sehr schwere, gefährliche Unternehmungen! Die Führer müssen tausend Dinge erwägen und müssen ein Herz von Stahl haben.

Lütte Witt hört zu, fragt selten und kurz. Ihm brennt das Herz: das sind Mui's große Erlebnisse, die sie ihm

immer wieder erzählt hat! Zuletzt sagt er lässig: „Ich denke, ihr habt nichts dagegen, daß ich mitgehe."

Einer sagt: „Du kannst es nicht machen; du bist es nicht gewohnt."

Er sagt hochmütig lässig: „Dann laßt ihr mich unterwegs liegen."

Das gefällt ihnen; und sie geben durch Knurren zu verstehn, daß sie nichts dagegen haben, daß er mitkommt. In Wirklichkeit sind sie sehr froh, daß sie den ganzen Tag einen haben werden, dem alles völlig neu ist, dem sie alles vorführen können! Alles unser! Der alte Wall mit seiner Heide, und die weite Marsch und der Deich! Und das weite Watt und dahinter das große Meer, und darüber die Wolkenzüge! Unser! ... Unser! ... Oh, die Menschennarren! Narren schon in der schönen Jugendzeit! Aber sie haben es von den Alten. Die geben ihnen das tägliche Vorbild. Wo finden Gottes Augen, die suchend über dies Land gehn, Menschen, die sich wundern, bis sie grau sind, und die anbeten, bis sie alt sind?

„Sollen die Mädchen mit?"

Der größte wickelt ein Ende Bindfaden um die Finger: „Wir können 'n Stücker vier mitnehmen." Sie sind ihm nicht mehr wie Bindfaden.

Lütte Witt verabschiedet sich, indem er lässig an seine Mütze greift.

Er hatte zuerst gedacht, daß er Mui's Auftrag in wenigen Tagen ausführen und dann heimreisen könnte. Danach meinte er, daß er nach etwa vierzehn Tagen würde reisen können. Aber konnte er es? Konnte er seinen Namen nennen und sagen: „Ich bin dein Neffe und soll dich grü-

ßen von meiner Mui, die tot ist ..." in dieses eisige Gesicht hinein? Und wenn er es wirklich wagte ... würde er danach abreisen können? Konnte er diese einsame Frau, die mitten unter ihren Kühen, Kälbern, Fohlen, Hunden, Katzen, alten und jungen, mit so kalten, freudlosen Augen ins Leere starrte, verlassen? Hatte er nicht den Auftrag von Mui, ihr Gutes zu tun? Mußte er nicht bald einmal wieder singen, und versuchen, ob er nicht durch seinen Gesang wenigstens für eine halbe Stunde einen kleinen, weichen Schein in ihr Gesicht bringen könnte?

Aber vorläufig ist von Singen keine Rede, vorläufig heißt es: arbeiten, ohne zu singen, immer nur arbeiten! Die Ernte hat angefangen, und er muß mithelfen. So klein er ist, er muß mit arbeiten! Ja, er ist unentbehrlich! Abreisen? Es ist ganz und gar unmöglich! Wer soll den Leuten auf dem Feld das Trinken bringen? Wer soll auf der alten Stute vor dem großen Erntewagen von Hocken zu Hocken fahren? Wer soll den Milchwagen ins Dorf fahren? Wenn die Frau selbst mit zugreift, als das mächtige Gewitter überm Deich stand, sich aufs Pferd setzt und Wagen nach Wagen, schwer beladene, von Korn rauschende Wagen, in raschem Trabe nach Hause fährt, kann er sie im Stich lassen und abreisen? Wirft ein unentbehrlicher Mensch seine Arbeit hin? ... O, er wäre wohl gern im Wald bei den Seinen! Er sehnt sich sehr nach ihnen! Er sieht sie immer vor sich, wie sie dort leben, wie Schwester Liesbeth im Hause arbeitet, Stuben fegt, am Herd steht, wie die beiden jungen Männer an der Eiche arbeiten, und der alte Förster im Waldweg steht und zukuckt. Oh, wie gern wäre er dort! Aber es ist unmöglich, jetzt abzureisen. Nein, er

muß wieder einen heimlichen Brief schreiben, daß er noch nicht abreisen kann, und muß ihn ins Doktorhaus bringen.

Sie sitzen wieder beim Nachmittagskaffee, den sie immer lange ausdehnen. Die drei Städter haben ja Ferien und sind Herren der Zeit. Als er in der Tür erscheint, die Mütze in der Hand, stürmen sie auf und machen den Versuch, ihn auseinander zu reißen: jede will ihn für sich haben. Aber er wehrt sich mit aller Höflichkeit und setzt es durch, wieder zwischen dem Vater und der Ältesten zu sitzen. Die drei Städter fragen ihn, wie weit seine Sache jetzt wäre. Er antwortet ihnen nicht, sondern wendet sich zur Ältesten und sagt: „Ich kann keinen ordentlichen Brief schreiben und ich habe jetzt auch keine Zeit dazu. Könntest du nicht an Liesbeth oder an Gerdt schreiben?"

Großes Hallo! ... Sie soll nicht an Schwester Liesbeth schreiben, sondern an Gerdt.

Die Älteste ist ein wenig verlegen. Sie will lächeln; aber da sie sein sachliches Gesicht sieht, vergeht es ihr und sie sagt: „Wem soll ich denn lieber schreiben, Schwester Liesbeth oder Bruder Gerdt?"

„Schreib' man an Bruder Gerdt, dann wird er dir wieder antworten, und wer weiß, was dann geschieht!"

Ungeheurer Lärm!

„Richtig! ... So muß es gemacht werden!"

Die Älteste ist rot geworden und sagt lächelnd: „Glaubst du denn, daß wir zueinander passen?"

„Ja, das glaube ich."

„Aber er kann mich ja nicht sehn," sagte sie.

„O," sagt er, „Liesbeth und ich werden ihm sagen, wie

du aussiehst, und er hört ja auch deine Stimme. Du hast eine gute Stimme ..."

Der Doktor sagt: „Ich bin sehr gern eine von euch los; aber jede andre lieber als dich."

Die drei Städter wollen über ihren Vater herfallen; aber er steht auf und sagt, er müsse an die Arbeit.

„Ich auch," sagt Lütte Witt, „wir fangen heute noch beim Hafer an."

Die Gewitter gingen ohne Schaden vorüber. Das Wetter blieb gut. In fünf Wochen harter Arbeit ist die Ernte getan und das Pflügen im frischen Wind ist in vollem Gang. War Lütte Witt jemals blaß gewesen? War er jemals müde gewesen schon am Vormittag? Hatte er jemals gierige Blicke nach einem Laib Brot getan? Hatte er je matte Augen gehabt und blaue Ringe darunter? Hatte er sich je mit Angst umgesehn, ob auch der böse Marokkaner vor dem Wachttor stand? Ist er je mit schwerem Herzklopfen mit seinen Hunden davongejagt, wenn ein Tank sich näherte? Er ist breit und braun geworden und seine Augen blitzen. Seine Seele ist ruhiger geworden. Sie vergißt ihren Auftrag nicht einen Tag; aber sie ist ruhiger geworden.

Er sitzt auf der braunen Stute, die mit ruhigem starken Schritt in der Furche geht. Es weht ein frischer Herbstwind; doch hört er trotz des Windes dann und wann hinter sich den Pflug durch die Erde gehn und wie die schwere Scholle in die Furche rutscht. Es ist kalt in der Morgenfrühe, obgleich er die große dicke Jacke des jungen Knechts an hat.

„Sing' ein bißchen, lütt Jung'!" sagt der alte Kicke.

Er singt ein Lied ... eins nach dem andern. Er singt ruhig und schön mit all dem warmen Gefühl, das in seinem kleinen, frohen und gütigen Herzen wohnt, und sieht nach seiner Gewohnheit in langsamen Wendungen des Kopfes um sich, weil er nicht alles versteht, was er singt. Die alte Stute geht ohne Führung ihren Weg. Als er endlich schweigt, hört er hinter sich ein Schluchzen und sieht sich um und sieht, wie der alte Knecht sich die Tränen abwischt, die in großen Perlen in den Runzeln seiner Wangen liegen.

Ach ... die vier Groschen, um die seine Mutter ihn gebeten hat! Er hat noch immer seine Not damit.

„Sing' weiter, lütt Jung'," sagt er mit seltsam weicher Stimme, „dat deiht mi gut."

Am selben Abend sitzen sie wie immer um den Tisch, er und die drei Alten; die beiden Jungen sind auf Nachbarschaft gegangen. Sie sind still und stumm wie immer. Lütte Witt sitzt an seinem Platz und besieht wieder einmal die Bilder der biblischen Geschichte. Absaloms Rock ist ganz blau. Die alte Magd sagt einen Satz über die Arbeit draußen im Feld. Der alte Kicke sagt, daß die Hauptarbeit nun getan sei.

Lütte Witt denkt, wenn die Hauptarbeit getan ist, dann darf ich wohl wieder einmal singen. Habe ich heute auf dem Feld singen können, so darf ich wohl auch hier wieder singen. Er hebt den hellen Kopf und sagt höflich: „Frau, darf ich mal wieder singen?"

Die Frau ist erschrocken und wagt nicht, ihn anzusehn. Sie ist so erschrocken und so scheu, daß sie nicht einmal nein zu sagen vermag. Die alte Magd beugt sich tiefer, ganz tief

auf ihre Handarbeit. Aber der alte Knecht sagt mit langsamer, bewegter Stimme: „Lat em een Entje singen, uns' Fru. Wenn de lütte Jung' singt, ward mi de Bost lichter. Da is 'n harte Städe in'ne Bost. Aber wenn de lütte Jung' singt, dat is, uns' Fru, as wenn sick dat lösen wull."

„So."

„Dat wär domals een groot, groot Versehn von mi, uns' Fru. Ick heff ümmer dacht: Dat kann nie vergeben warn. Aber wenn de lütt Jung' so week singt, kam ick op den Gedanken, dat dat doch möglich is."

Die Frau nickt gleichmütig und sagt, ohne aufzusehn mit ihrer buffigen, kalten Stimme: „Sing!"

Lütte Witt singt und singt. Er singt besonders lieb und weich. Wenn da eine harte Stelle in der Brust des alten Knechts ist, denkt er, so muß ich besonders weich singen, um sie zu lösen. Er singt einige Volkslieder ... auch zwei Kirchenlieder. Seine kleine, mutige, weiche Seele klingt und singt, und strömt aus seinem Mund.

Die drei alten Leute wehren sich sehr. Oh, sie wehren sich sehr! Sie wollen durchaus bei ihren alten Gedanken bleiben. Die Frau bei dem Grab im Sand in Turkestan ... und die alte Magd bei ihrem treulosen Liebsten. Und der alte Knecht starrt auf seine tote Mutter in ihrem Sarg, die ein so scharfes Gesicht macht. Aber allmählich, ganz leise, müssen sie diese Gedanken lassen. Obgleich sie sich an ihnen anklammern und bei ihnen bleiben wollen, müssen sie sie doch lassen, und müssen zu freundlicheren hinübergehn. Die Frau sieht wieder ihren Knaben mit der kleinen Katze spielen und hört ihn hell auflachen. Und die alte

Magd steht wieder mit ihrem ersten Liebhaber, dem ganz Jungen, auf dem Deich und wandert mit ihm durch das einsame Vorland und liegt mit ihm am Steinwall, gegen den das Meer schlägt. Und der alte Knecht sitzt wieder unter den Seinen am Tisch; und am Ofen sind Birkenreiser, die von der Heide geholt sind, und es ist Pfingsten. Lütte Witt singt das alte Lied mit seiner wunderbaren Melodie: „Wenn ich ein Vöglein wär' ..."

Als er die drei kurzen Verse beendet hat, sagt der alte Knecht, die Augen voll Tränen, mit seiner gebrochenen Stimme: „Sing dat noch eenmal ... datt ick't ganz dütlich hör'."

Wenn Lütte Witt dies Lied singt, denkt er an Mui. Er singt es mit dem ganzen Gefühl der Liebe und des Glücks, das er mit seiner Mui hat. Er singt es leise, aber mit seinem zuckenden, jubelnden, weinenden, kleinen Herzen.

Bin ich gleich weit von dir,
Bin doch im Schlaf bei dir
Und red' mit Dir.

Wenn ich erwachen tu,
Wenn ich erwachen tu,
Bin ich allein.

Es vergeht kein Stund in der Nacht,
Daß mein Herz nicht erwacht
Und an dich denkt.

Daß du mir vieltausend mal,
Daß du mir vieltausend mal
Dein Herz geschenkt.

„Dat hett se dahn, unſ' Fru," sagt der alte Knecht mit gebrochener Stimme aufschluchzend, während ihm die Tränen über die Wangen stürzen. „Dat hett se dahn, unſ' Fru!

Jeden Dag, so lang als ick lewen doh! Unn nu ... nu löw ick ... nu nehm' ick dat an! Ja, nun wag' ick dat, unſ' Fru! Ick löw nu, dat ſe mi vergewen hett, unn ick nehm ehr Leew nu an! ... ja ... dat hett de lütt Jung mit ſien Singen dahn!"

Nun müſſen ſie alle aufſehn und ihn anſehn.

Ja, ſie können nicht anders; ſie müſſen ihn anſehn! Aber ſie ſagen kein Wort.

Sie legen mit ſtillen Geſichtern ihre Arbeit zuſammen; und gehn in ihre Schlafkammern.

XIV

Der Auftrag der Mutter

Am andern Morgen in aller Frühe rief ein Junge vom Weg herüber ihm zu, daß sie heute nach der Geest wandern wollten. Er stob in die Küche und ließ sich von der alten Fia Brot und einen Trank geben und ging ins Dorf.

Als er am Doktorhaus vorbeiging, sah die Älteste aus dem Fenster, und rief ihn leise herbei. „Komm herein; ich habe einen Brief! ... Die andern schlafen noch."

Er kam in die Küche, und sie gab ihm den Brief. Liesbeth schrieb, daß die beiden an der Eiche sägten und sie selbst im Hause arbeite, und daß der alte Förster ihr bester Freund wäre, worüber der Lehrer sehr erbost wäre. Bruder Gerdt wäre noch bitter wie immer; sie hätte nur mit Mühe erreicht, daß er den Gruß der Ältesten erwidere. Er hatte gesagt: ‚Was kann ein gesundes Mädchen an mir haben?' Aber nun grüße er doch, und auch sie grüße herzlich. Ob Lütte Witt das Bildchen Freude mache? Es wäre eigens für ihn gemacht.

Ein kleines Lichtbild! Der Lehrer und Gerdt in Hemdsärmeln mit der großen Säge vor einem Stapel Brettern; im Hintergrund Liesbeth und der Förster. Und der Förster hatte natürlich nicht still stehn können; er hatte die kurze Pfeife erhoben, um ihn, Lütte Witt, zu grüßen; und nun war der Arm verwischt. Nein, dieser alte Förster! ... „Siehst du Bruder Gerdt? Ist er nicht schmuck? ... Sieh ... Kannst sehn," sagt er leise, „wie er den Kopf hält ..., daß er nicht kucken kann wie andre Menschen?"

Sie stehn dicht nebeneinander und besehen das Bild. „Wie traurig," sagte sie, mit Tränen kämpfend.

„Wir müssen alles versuchen," sagt Lütte Witt, „daß er wieder Mut bekommt; aber ich denke, wir bringen es fertig ... Wenn ich nur erst mit der Frau gesprochen habe ..." Er holte schwer Atem.

„Wird das helfen?"

„Ja ... das verstehst du nicht ... das wird helfen ..." Seine Hand streicht mit einer rührenden Bewegung über das Bildchen.

Sie küßte die Hand. „Schreib ihm," sagt sie, „daß ich viel an ihn denke."

„Ich habe heute wieder gar keine Zeit," sagte er. „Willst du den Brief schreiben? Du mußt sagen, daß es mir gut geht und daß wir schon tüchtig beim Pflügen sind, und daß ich heute nach der Geest hinaufgehe. Ich selbst schreib' bloß 'n paar Worte an Gerdt. Kann ich sie gleich schreiben?"

Sie führte ihn in ihre Kammer und legte einen Bogen Papier auf den Tisch, und er schrieb mit großen, gewichtigen Buchstaben: „Lieber Bruder, ich und Hille Gohde haben uns sehr über das Bild gefreut. Ich soll dir sagen, daß Hille viel an dich denkt. Dein Bruder Otto."

„Ich glaube," sagte er mit hellem Kopfnicken, „das wird ihm Freude machen!"

Ein richtiger kleiner Kuppler!

Sie lächelte. „Es ist ein großer schmucker Mensch," denkt sie, „und der Kleine spricht so gut von ihm; er ist ihm gewiß ähnlich. Und er ist halbblind. Mit wem soll ich in Gedanken ein wenig spielen in meiner großen Einsam-

keit? Was habe ich auf der Welt? Sie reden immer von meinem festen Herzen. Es ist nicht weit her damit! ... Was kann ich noch tun?" denkt sie, „daß ich mehr mit ihm zu schaffen bekomme und er mit mir?" Sie denkt einen Augenblick nach ... „Meine Schwester, die Ilsebill," sagt sie, „hat einen Apparat. Wir müßten ihnen ein Bild schicken!"

Seine Augen leuchten. „Das wäre hübsch!" sagt er. „Dann erzählt Liesbeth ihm, wie du aussiehst!"

„Nur wir beide, du und ich!" sagt sie eifersüchtig. Sie zieht die Brauen in starkem Nachdenken zusammen. Sie überlegt, daß die Schwester eine spöttische Person ist; aber einerlei! ... Sie geht auf den Fußspitzen in die andre Stube. Und gleich darauf erscheint sie wieder; hinter ihr, im Nachtkleid und ganz verschlafen, den Apparat in der Hand, Ilsebill, die Drittälteste. Zwei kurze rote Flechten hängen ihr über der Brust.

Sie reibt die Augen: „Was soll ich?"

„Du sollst uns beide photographieren und den andern kein Wort darüber sagen!"

„Oh ... so ... so ... Was gebt ihr mir, wenn die Sache glückt ...?"

„Dann darfst du uns in den Ferien besuchen," sagt Hille Gohde.

„Ich will mal nachdenken," sagt Lütte Witt, „vielleicht habe ich zu Hause was, was ich dir schenken kann."

„Denn kommt mit!" ... Sie blinzelt nach draußen ... „Nach der Pumpe! ... Ich muß ... mich sehr wundern ... wie tief die stillen Wasser sind."

„Halt' deinen Mund und mach' 'n Bild. Ich geb' dir nachher ein Glas Himbeergelee."

Sie treten in den Hof; und die beiden stellen sich an die feuchtfrische Efeuwand. Die Drittälteste lehnt verschlafen am Schwengel der Holzpumpe. Der Schwengel gibt nach, und sie schwankt und wird ein bißchen wacher. Sie kuckt in den Apparat und blinzelt nach den beiden an der Wand und redet dabei. Sie ist noch so verschlafen, daß sie noch stockend spricht; aber doch ist sie schon boshaft. „Wenn die Älteste deinen Bruder kriegt ... will ich dich haben. Seh' ich nicht hübsch aus ... mit meinen schmalen Füßen ... sie sind 'n bißchen lang ... und den roten Flechten? ... Sogar in der Nacht habe ich sie vorn auf der Brust; so eitel bin ich darauf ... Es ist ja das einzige, was ich habe. Die Älteste ... hat außer ihrer guten Figur und ihrem schmucken Mund noch ein festes Herz ... wie sich ja jetzt wieder zeigt ... und den Schlüssel zur Speisekammer ... Willst du mich nehmen? Sonst mach' ich kein Bild."

Die beiden an der Efeuwand sagen nichts; sie stehn unbeweglich, Lütte Witt in ihrem Arm; und lächeln nur über den Unsinn, und denken nur an das Bild, daß es gut wird.

Nun hat es geknipst. Und er macht sich davon.

Die Dorfjungen hatten von oben gesehn, daß er beim Abschied vor der Hautür die Mütze abgenommen hatte, und waren ungehalten darüber.

„Ja," sagte er ruhig, „das habe ich so gelernt. Mui sagt, das ist nötig."

„Wer ist Mui?"

„Meine Mutter."

„Ach was: Mutter! Du bist doch 'n Jung! Wenn's noch dein Vater wäre!"

„Mein Vater ist gefallen," sagte Lütte Witt. „Ich habe ihn gar nicht recht gekannt; aber meine Mui kenne ich. Die hat alle solche Dinge mit mir besprochen, und was die sagt, das ist richtig."

„Kommt sie auch mal und besucht dich?"

Lütte Witt sieht den Fragenden mit verwirrtem Blick an und sagt nur leise und kurz: „Sie ist tot."

Sie schweigen. Und so geht es schweigend auf dem Feldweg aus dem Dorf ins weite, weite Feld hinein, der alten Küste zu, die ostwärts weit im Land liegt.

O Seligkeit, neues Land zu entdecken!

Wie wird der Weg nach jener Biegung weitergehn? ... Was sind das für Blumen auf jener Wiese? ... Sitzt da ein Hase im hohen Klee, oder ist es ein Tier, das noch niemand kennt? Kuck, was da fliegt! ... Ein junger Kiebitz! ... Kiebitz? Unsinn, das ist ein Vogel, den haben wir hier noch nie gehabt, der ist wohl von Schweden herübergeflogen ... oder, wer weiß, von Finnland her über die See gekommen.

So gehn sie auf schmalen, grünen Feldwegen dahin, eine kleine Herde junger Menschenfohlen, zehn bis zwölf Stück, stehen bleibend, verweilend, auseinanderlaufend, wieder vereint, Augen und Mund überall, immer durch ebene Marsch, zwischen Stoppelfeldern und Wiesen. Zu beiden Seiten, nah und fern, liegen die stillen Höfe. Sie gehn wohl drei Stunden; der frische Meerwind geht mit. Die sanften Hügel der alten Küste, braun von Heide,

kommen immer näher. Endlich sind sie an ihrem Fuß. Sie klettern langsam hinauf, bleiben stehn und sehn sich um und klettern weiter. Nun stehn sie oben, und sehn übers weite Land und reden miteinander. Sie haben ihre Unnahbarkeit fallen lassen; sie haben keine Panzer mehr an; sie sind Menschen und Menschenkameraden. Sie beantworten Lütte Witt jede Frage. Ja, sie drängen sich dazu, ihm alles zu zeigen und zu erklären. Es ist eine der größten Seligkeiten des Menschenherzens, andern Menschen das Neue zu zeigen. Es ist viel Prahlsucht dabei. Ja, sie prahlen sehr. Die beiden Größten tun sehr väterlich. Sie legen den Arm um ihn und beantworten so, mit tiefer Stimme, seine Fragen. Ach, sie beantworten so gern seine Fragen! Aber dann macht es sich zufällig, daß er ein wenig zur Seite geht und allein steht. Und nun steht Mui gleich neben ihm. Sie sagt mit glücklicher Stimme und leuchtenden Augen: „Heute gehst du nun den Weg, Lütte Witt, den ich in jedem Jahr einmal gegangen bin! Ich freue mich so sehr! Siehst du den Hof dort, links von dem Haus mit dem neuen roten Dach, da ... ganz weit weg? Das ist unser Hof!" Und leise, voll weicher Hoffnung, sagt sie: „Grüß' Schwester Inge!"

Er antwortet nichts; aber es steigt ein solches Glücksgefühl in ihm auf, daß er leise seufzt.

Unterdes haben die andern in lebhafter Unterhaltung die Richtung festgelegt, in der sie zurückgehen wollen. Der Rückweg soll ja ‚feldüber' gemacht werden. Eine gewichtige Unterhaltung! An jenem Heck vorbei, auf diesen Hof los ... zwischen jenen beiden Höfen hindurch ... jenen Hof da hinten und jene Pappeln zur Linken lassen ... Kornfelder, die etwa noch da sind, immer links umgehn! Grade

auf den Pfahl los, der da ferne, ferne, schmal und klein wie eine Stecknadel, auf dem Deich steht! ... „Wir müssen dreimal die Auen queren."

„Kannst du schwimmen?"

Der Größte wirft einen verächtlichen Blick auf den Frager. „Wer nicht schwimmen kann, kommt auf meinem Rücken hinüber."

„Los!"

Da ist noch ein spätes Kornfeld. Dunkle schwere Bohnen ... Wie erstaunt die Tiere sind! Die jungen Ochsen rasen mit hoch erhobenem Schwanz davon. Die jungen Pferde heben die Köpfe; zwei kommen angetrabt ... Zwei Störche! ... Eine Wasserratte! ... Wie tief mag dieser Graben sein? Ob er Blutegel hat? Sie waten eine Strecke in ihm entlang und klettern wieder heraus. Die Kleider der Mädchen wehn gegen den Körper; sie schütteln die blonden Köpfe, um das Haar zur Seite zu treiben, das ihnen ins Gesicht fliegt ... Nun kommt der Strom! ... Der Strom! ... Wie rasch sie die Kleider abwerfen! Der Zweitgrößte schwimmt hinüber, und der Größte wirft ihm die Kleider zu; jedes Bündel ist mit einem Stein beschwert. Eins fällt zu kurz und will untergehn. Zwei, drei springen ins Wasser und holen es heraus und breiten es in der Sonne. Nun geht es an den Übergang der Kleinern, auf dem Rücken der beiden Großen. Wie sie den Kopf in den Nacken werfen, und atmen und prusten, und dabei noch fertigbringen, Befehle zu geben! Die andern, die schwimmen können, stehn wassertretend unterwegs Posten und sorgen wie Großväter. Das kleinste der Mädchen, ganz braun von Haut, rutscht ab und tut, als ob sie in Not ist.

Sie springen alle hinzu. Der kleine braune Körper verschwindet fast im Gewimmel der andern. Aber da stellt sich heraus, daß sie schwimmen und lachen kann. Sie wird zur Strafe untergetaucht und spielt eine Zeitlang die Böse ... Wieder in die Kleider ... weiter!

Lütte Witt mitten unter ihnen. Wie seine Wangen brennen, seine Augen leuchten! Die Seligkeit der Entdeckung der Erde, nein, der Erschaffung der Erde in seiner kleinen Brust! Ein Gewoge bunter Wunder in seiner Seele, vor seinen Augen, in der Ferne. Die Mutter neben ihm mit ihrer leisen, freundlichen Stimme ... „Sieh, das ist der Strom ... hast du ihn dir so vorgestellt? Siehst du, hier, ungefähr an dieser Stelle, geschah das und das, was ich dir erzählte ... du weißt es doch noch? ... Wie glücklich bin ich, daß du meine Heimat kennen lernst!"

Er vergißt alles andre über diese seine Seligkeit. Er fragt, sinnt, springt, lacht, staunt und fragt wieder. Und da er nun einer der ihren geworden ist, gefällt er ihnen. Er gefällt ihnen sehr. Wie sollte er nicht? Der Versunkenste im Spiel, das sie angestellt, der Seligste in dem Land, das ihre Heimat und ihr Eigentum ist!

Sie ziehn gradeswegs über die Felder und durch Gräben und Ströme, langsam, spielend und plaudernd, beisammen und auseinanderlaufend, zweifelnd und überzeugend, versuchend und wagend, bis in den tiefen Nachmittag hinein. Da erreichen sie den Deich, klettern hinauf und stehn oben, und sehn nach den Heidehügeln zurück. Wie stolz sind die beiden Großen, die Führer! Stolzer kann Moses nicht gewesen sein, als er das Volk bis an den Rand der Wüste gebracht hatte. Wie sie sich umsehn und den Kleinen zeigen,

wo sie den alten Wall hinabgestiegen sind, wie sie mit lässigen Stimmen von früheren, noch größeren Führertaten erzählen!

Dann aber wenden sie sich um, legen die Hände über die Augen, weil die Abendsonne blendet, und sehn westwärts ins weite Watt und sprechen mit gewichtiger Stimme, daß sie nun übermorgen bis ans Tief wandern wollen, das heißt bis dahin, wo das Watt abfällt und die tiefe, wogende See beginnt. Wie schwer ist es! Nein, was ist es für eine Last, ein Führer zu sein! Wie die beiden miteinander reden! Welche Worte sie haben! Wie sie alles kennen und alles bedenken: Wetter und Wind, Richtung und Tiedenzeit! Wie sie mit der Achsel zucken, leise sprechen, Entschlüsse hin- und herschieben! Denn kann man angesichts der See irgendeinen festen Entschluß fassen? Man kann nur sagen: „Dann und dann seid ihr hier an dieser Stelle! Wir wollen dann sehen, ob und wie wir es machen können ...“ Dann entlassen sie alle, und jeder geht nach Haus.

Lütte Witt kommt nach Haus. Obgleich seine Beine todmüde und ganz steif sind, sein Herz springt noch, und seine Augen flammen noch. Sie sind beim Abendbrot. Er entschuldigt sich in seiner höflichen Weise, die Mütze in der Hand. Die Frau sieht mit merkwürdig fragenden Augen in sein Gesicht; sie sieht wohl wieder, daß er ihrem Jüngsten ähnlich ist. Ihr Jüngster konnte auch fröhlich sein; einige Male hatte sie ihn so gesehn, als er noch klein war. So wie dieser fremde Junge war er von seinem Spiel nach Haus gekommen. Aber dann, wie er älter und ein Jüngling geworden war, war er scheu geworden und hatte sich

verschlossen; das Verstecken des Gefühls, das im ganzen Volk der Küste liegt, hatte Besitz von ihm ergriffen. Nein, mit so klaren, graden, leuchtenden Augen war er nie vom Spiel nach Haus gekommen.

Sie wies auf seinen Platz.

Und nun müssen sie alle zuhören, wie er erzählt: von der Heide, vom Strom, vom Junghafen, von den hohen, weißen Wolken, von dem kleinen Schelm von einem Mädchen, und von den beiden Großen, die Führer gewesen und übermorgen mit ihnen bis ans Meer wollen.

Sie kennen ja alles, alles, was er erzählt. Leben sie nicht bald siebzig Jahr in diesem Land? Gingen sie nicht täglich unter diesem Himmel? Wanderten sie nicht täglich über diese Felder? Aber wie war es? Kannten sie es wirklich? Jetzt kam es endlich heraus, daß sie nichts, gar nichts kannten! Daß sie siebzig Jahre blind gewesen, oder doch sechzig Jahre! Ja, als Kinder ... da erinnerten sie sich ... so eben und dunkel ... da waren sie auch so neugierig gewesen, so entdeckungsfroh und so selig. Aber nachher? Alles grau. Nichts als grau! Tag um Tag fünfzig, sechzig Jahre! ... Nein, was war das für ein wunderbares Land, in dem sie lebten! Was sagte der kleine Junge, wie hatte der Junghase getan? Und die grauen Flügel des großen Reihers hatten geleuchtet, als er den Graben entlang flog? Und die Wolken waren wie Berge gewesen, so groß, und mit Städten und Burgen an ihren Abhängen, und die Schatten gegen Abend so lang ... der Schüttenhoff hatte Schatten gehabt bis an den Wall ... einen großen und einen kleinen Schatten? War das wirklich ihr Land? Warum sahen sie es nicht täglich, und hatten die seligen, ver-

wunderten Augen dieses fremden Knaben? Wie sie dasaßen und aßen und stille Augen hatten! Wie sie ihn rasch und scheu ansahen, um zu sehen, wie ein Mensch aussieht, der so viel sieht und erlebt! Und wie sie nicht wagten, sich untereinander anzusehen!

Am dritten Tag Versammlung oben auf dem Deich um die Bank. Die beiden Großen stehn schon seit einer Stunde da, die Kleinen um sie herum, die Augen zu ihnen aufgerichtet. Es ist wohl ehrenvoll, aber es ist unsagbar schwer, Führer zu sein ... Endlich der Entschluß, es zu wagen! ... Allgemeines Aufatmen ... großer Ernst! Einige Kleine werden blaß ... Nun hinab und den grünen Weg entlang. Rechts und links weite, ebene Weiden voll junger Pferde, die neugierig die Köpfe heben. Nun der Sommerdeich ... hinüber. Am Fuß des Deiches ist das schräge Steinufer; sie klettern es hinab. Und nun stehn sie auf der grauen, nassen Erde des Watts; die Füße versinken bis zum Knöchel in die weiche Mudde. Langsam gehn sie vorwärts, die beiden Großen voran, die Kleinen um sie und hinterher ... Der erste Priel! Das Wasser zieht grau und träge dahin; sie gehn hindurch, die Kleinen bis an die Hüften im Wasser. Auf der andern Seite ist höheres, fast trocknes Land, hellgrau glänzend, mit Muscheln übersät. Die Kleinen fühlen sich sofort sichrer, breiten sich aus, suchen Muscheln, finden eine Krabbe, eine Blechdose, einen Bambusstock, eine Kiste.

So wandern sie weiter, eine halbe Stunde westwärts. Die Führer spähn nach vorn, wenden sich um, sehn zurück und gehn dann weiter. Nun ist die Sandbank zu Ende. Es geht wieder zu einem neuen Priel hinab ... hindurch. Auf der andern Seite ist Schlick, sie sinken bis an die Knöchel

ein, ja, bis zur halben Wade. Die beiden Großen halten halblaute todernste Unterhaltung. Im vorigen Jahr war hier feste Erde. Beschluß: auf das andre Ufer des Priels zurückzukehren und zu warten, bis es auf dieser Seite fester wird. Sie gehn wieder eine halbe Stunde; und gehn dann hindurch. Und nun gehn sie gradeswegs dem Meer zu.

Sie haben die Brandung eine Zeitlang nicht gesehn; Wolken vor der Sonne hemmten den Blick; nun sehn sie sie wieder. Sie gehn über eine weite, graue, nackte Ebene, uferlos, grenzenlos ... und dort, an ihrem äußersten Rand, einen dünnen, weißen Strich, in dem ein seltsames, zuckendes Leben und Sprühen ist. Er ist so dünn, so schmal und noch so fern; aber er ist unsagbar unheimlich. Wer kennt das, was dort ist? Ist es nicht anders, als alles, was sonst Gottes- und Menschenwerk ist? Alles andre in der Welt kann man anfassen, besteigen, untersuchen, genau erkennen; aber dies nicht! Wie tief stürzt dort das Ufer hinab, wohl tausend Fuß? Welche Tiere wohnen in seiner Tiefe? Steht es nicht auf dem Land und überragt es? Welch unheimliche, wilde Bewegung in der langen weißen Linie! Sieh da ... da! Da zeigt sich Dunkel, da schießt weißer Gischt höher, da zieht es sich zurück, da drängt es vor. Es liegt da wie ein weiter, schmaler Mund, der geifert und geifert immerzu; und plötzlich ... wer weiß ... öffnet er sich bis an den Himmel und verschlingt uns alle. Oh, rauscht und braust es schon über das weite, weglose Feld und gurgelt es unter ihren nackten Füßen, und bebt die Erde? Sie fühlen, daß hier an der Erde gebaut wird, und das Herz klopft ihnen, und sie fürchten sich sehr. Die Kleinen drehn sich um und sehn mit

bangen Augen nach dem Deich und suchen die ferne Kirche auf der Düne und finden sie nicht gleich, und Entsetzen packt sie. Die Küste ist verloren; es ist kein Deich mehr zu sehn; wir sind verirrt im Watt! Aber da, da steht sie ja! Oh, wie fern! Wie anders, als sie gedacht! Sie sehn fragend auf die beiden Großen. Die sehn auch zurück, sprechen leise miteinander und zeigen mit der Hand die Richtung zurück, lässig, ruhig. Oh, es ist etwas unsagbar Schweres und Großes, Führer zu sein!

Die Kleinen bekommen wieder Mut. Nein, das ist nicht richtig, sie ergeben sich in ihr Schicksal. Ihr Vertrauen zu den Großen, das schon immer sehr stark war, wird riesengroß und felsenfest. Es muß ja so stark werden; denn was sollen sie anders tun? Sie vergessen ihre Angst, sehn, daß die Erde fest ist, gerillt von Wind und Wasser, und fangen an zu laufen, werden atemlos, gehn langsam, laufen wieder. Sie gieren, heranzukommen, und das unbekannte Wunder, das große, ungeheure Wunder ihrer Landschaft, zu erreichen; und dann stehn sie wieder und sehn sich um, ob die Großen auch nachkommen. Und die Großen kommen langsam nach.

Nun stehn sie alle davor, stumm, staunend, bang. Sie staunen in den ungeheuren Gischt, der in Augenhöhe vor ihnen weht und wallt, rauscht und brüllt. Sie spähn darüberhin über die ungeheure Wasserwüste, über die blaugrünen Wogen, die machtvoll dahinrollen, weiße Möwen über und zwischen ihren Hügeln. Ein Segler mit zwei Masten zieht über das unsagbar schöne, grenzenlose Wunder seinen Weg. Sie stehn wohl eine Stunde lang.

Dann rufen die beiden Großen zum Rückweg.

Sie sehn noch einmal schweratmend den Strand entlang, laufen noch zu diesem und jenem Strandgut, das da liegt ... im Sand halb vergraben eine zerbrochene Kiste ... der Rest eines Bootes ... Rundhölzer, Bohlen und ein großer faulender Fisch. Dann wenden sie sich ab und machen sich auf den Heimweg. Sie sehn sich um, ob die weiße unheimliche Wand nicht doch noch hinter ihnen herstürmt. Dann wenden sie die Gedanken dem Deich zu und sehnen ihn näher. O, wie sehnen sie sich! Wie groß ist nun wieder ihre Angst! Sie gehn zwei Stunden über den Sand, durch Priele und weichen Schlick. Die Sonne ist im Sinken; die Kleinen werden müde. Nur gut, daß der Wind, der stärker und stärker wird, ihnen in den Rücken bläst. Die alte Kirche auf der Düne ist schon nicht mehr ganz fern. Sie steht da schon recht deutlich in ihrem weißen, einsamen, leuchtenden Sandfeld. Da ... da ... was ist das? ... Machen die beiden Großen bedenkliche, ja sorgenvolle Gesichter? Beraten sie leise, mit Furchen in der Stirn? Ach, die Kleinen wissen nicht, daß das zum Führer gehört! Wenn ein Führer seiner Sache sicher ist, macht er immer dies Gesicht! Grade in dem Augenblick, wo er seiner Sache sicher ist, macht er es! Es gibt nichts Eindrucksvolleres als dies sorgenvolle Gesicht kurz vorm Ziel! Aber die Kleinen wissen das nicht; es packt sie blasses Entsetzen. Mein Gott ... war nicht in früheren Jahren dieser und jener ertrunken, grade dicht vorm Deich, im letzten Priel, in dem schon das reißende Flutwasser trieb? Hat nicht der starke Momme Peisen so nah am Steinwall ertrinken müssen, daß man hat hören können, wie er immer wieder gerufen hat: ‚Den Fuchs! ... den Fuchs!' Das war sein

stärkstes Pferd. Der Knecht schwang sich auf den Fuchs, trieb ihn in die Flut; aber er mußte zurück, und der Bauer ertrank?

Gott sei Dank, nun glätten sich wieder ihre Stirnen! ... Was war das für ein Schreck!

Sie gehn wohl eine halbe Stunde nordwärts, immer am Priel entlang. Dann durchwaten sie ihn, gehn eine Weile über höheres Land, dann noch einmal durch tiefen Schlick und erreichen endlich den Fuß der Düne, auf der, in Sand halb verweht, mit verfallnem Dach von zolldicken Eichenschindeln, die alte Kirche steht, die vor zweihundert Jahren nach einer großen Flut verlassen werden mußte. Sie waten schwer durch den weißen Sand und lehnen ein wenig an der dicken Mauer im Schutz vorm Wind, und gehn dann durch die Nordertür, die noch gangbar ist ... aber der Sand liegt hoch auf der Schwelle ... in das Innere. Da ist es schon dämmerig.

Es ist eine arme kleine Kirche, nicht viel größer als eine große Stube. Die Fenster sind nur noch große, unregelmäßige Löcher in den nackten Wänden. Im Westende hat der zusammenbrechende Dachreiter Dach und Decke durchschlagen und die kleine Empore mit heruntergerissen. Es liegt da alles in Trümmern, halb schon verfault. Es ist kein einziger Schmuck mehr vorhanden, nichts mehr vom Gestühl. Nur der Altar steht noch da, freilich ohne allen Oberbau, selbst ohne die Eichenholzplatte, die er einmal getragen hat, ja selbst ohne die Reliquie, ein Knochenstückchen von irgendeinem Heiligen, die er einmal in sich gehabt hat. Die Stelle vorn in der Mitte, wo sie eingebettet war, ist aufgebrochen und zerbröckelt. Sie haben das kleine Heiligtum

mitgenommen, als sie die Kirche verließen und sich auf der andern Seite der Düne ansiedelten ... Aber doch ist es noch eine Kirche.

Ihr denkt: wie kann es noch eine Kirche sein? Aber es ist doch noch eine. Es ist nicht allein dieser ungeschickte Steinklotz, der arme, rohe Rest des Altars. Es ist die Form des ganzen Raums, dies längliche Rechteck, dieser verwitterte Steinblock an seiner bestimmten Stelle, diese hohen Höhlen der Fenster und diese Erinnerung aus alten Zeiten. ‚Seht ihr nicht die andächtige Gemeinde eurer Vorfahren?' sagen die Wände. ‚Wir haben sie gesehn,' sagen sie, ‚viele, viele Male, jahrhundertelang. In Kleidern von Leder und grobem Tuch standen sie hier, bis dicht an uns gedrängt, das Haar lang und lose auf die Schultern herabfallend.' ‚Seht ihr den Priester?' sagt der Steinblock. ‚Ich habe ihn gesehn, wie er vor mir kniete im grauen Mantel mit geschornem Haar. ‚Seht ihr nicht die bitterernsten, notvollen Augen,' sagt der alte Altar, ‚wie sie aus Sturm und Drang des wilden Meeres, aus Not und Tod in Boot und Priel, aus wildem Streit mit dem Nachbarn, aus Sorgen und Qual des täglichen Lebens hier standen und Frieden und Heil suchten, die Augen auf mich gerichtet, wo Gottes Hilfe und Wunder wohnte? ‚Seht ihr nicht den Priester,' sagen die Wände, ‚all diese Bitten und Menschenwünsche sammeln und in die Hände Gottes und seiner Heiligen legen; es zittern seine Hände, und sein Herz noch mehr?' ‚Hört ihr nicht,' sagen die alten Mauern, ‚wie der Sand anfängt zu wehn vom Meer her? Er weht bei jeder Ebbe, ob Tag oder Nacht, Sommer oder Winter. Das wilde, wüste Meer weiß nichts von Gut und Böse; es ist sinnlos und launisch.

Dies ist eine seiner Launen. Der Sand baut Streif nach Streifen wie Schneewehn; er überschlägt sich wie Wellen. Er rieselt durch Tür und Fenster, bedeckt den Boden. Man hört durch den Wind, während der Worte des Priesters, wie er gegen die Fenster rauscht.' ‚Ich habe sie gesehn,' sagt der alte Steinbock, ‚wie sie hier vor mir standen das letztemal, die Füße im Sand ... wie der Priester die beiden Mittelsteine aufbrach, das Heiligtum herausnahm und es hoch in der Hand hob; und dann gingen sie alle, voran der Priester, landeinwärts, und Wind und Sand jagten hinter ihnen her. Sie gingen über den neuen Deich, den sie mit tausend Karren zusammengeschleppt hatten, und gingen in das neue Kirchlein.' ‚Ich habe sie gesehn,' sagte der alte Steinblock, ‚die alten Wände, die hohen leeren Fenster ...!' Oh, es ist noch immer eine alte Kirche, voll von heiligen Dingen und Geschichten. Und nun gar in einer Stunde wie diese, wo die Abendschatten an den Wänden stehn.

Darum sprechen sie auch mit gedämpfter Stimme.

„Wir müssen ein Feuer machen," sagen die beiden Führer mit sachter Stimme, „damit sie im Dorf wissen, daß wir hier angekommen und in Sicherheit sind; sonst werden sie unruhig. Es braucht nicht groß zu sein. Wenn sie nur sehn, daß es hier hell ist."

Die Kleineren sind ganz verschüchtert von allem, was sie erlebt haben; sie sagen kein Wort, laufen nur hin und her, suchen ein wenig Holz zusammen. Lütte Witt und einige andre Kleinen haben ein Sehnen, noch mal hinauszugehn und über die graue Ebene zu spähn, über der nun das Abenddunkel liegt. Sie stehn und spähn mit großen, stillen Augen, hinter denen die Angst steht. Sie sehn sich

in dieser Stunde noch draußen wandern, verirrt, laufend, schreiend, betend, Möwenschreien über der schattigen, grauen Tiefe. Es schüttelt sie vor Angst, und sie gehn wieder hinein, und stellen sich dicht an das kleine Feuer, das auf dem Altar brennt. Die Großen stehn und lehnen gegen die Steinwand; die Kleinen, todmüde, legen sich in den Sand. Das kleine braune Mädchen hat angefangen, auf ihren Füßen sitzend, ihr Haar zu lösen und neu zu flechten, und ist dabei eingeschlafen; ihre kleinen Hände sinken langsam in den Schoß. Lütte Witt ist den ganzen Tag in einem unwirklichen Zustand des Wunderns; seine kleine Seele geht in hohen, hellen Wogen, in der Luft schwebend. Dieser Raum und das Feuer auf dem Altar sind nicht mehr in dieser Zeit und Gegenwart. Er steht gegen die alte Mauer gelehnt und sieht in das Feuer und wie Licht und Schatten über die Mauer spielen, und die Nacht in den Fenstern steht. Dazwischen wogen und schießen die Bilder des Tages, all dieser Tage, und die Gesichter seiner Geschwister im Wald. Und seine Mutter steht neben ihm und plaudert mit ihm mit ihrer sachten, lieben Stimme, mit der Stimme, die sie hatte, da er auf ihrem Schoß saß.

Das kleine Mädchen ist umgefallen und davon wach geworden. Sie hat von dem kurzen Schlaf neues Leben bekommen, steht plötzlich auf den Füßen und sagt: „Nun wollen wir Seeräuber sein und das Dorf stürmen. Das hat mein großer Bruder auch immer getan."

Die beiden Führer sagen lässig: „Das ist längst beschlossen;" und nun treffen sie ihre Bestimmungen. In zwei Haufen wollen sie sich heranschleichen. „Über die Höhe des Deichs rutschen wir auf dem Bauch. Keiner

untersteht sich und hebt auch nur den Kopf. Dann im Graben entlang bis an die Eschen von Erich Ketels; da verhandeln wir weiter."

Der zweite Führer sagt lässig: „Lütte Witt ist mein Adjutant." Lütte Witt wird rot vor Freude.

Aber plötzlich ist der Plan gefallen. Einer der Kleinen, der herausgegangen ist, ruft, er sähe ein Feuer. Sie stürmen hinaus und sehn schräg überm Watt in der Ferne das Feuer stehn und streiten sich, ob die Inseln so weit hinaus liegen, daß es ein Haus ist, und in welchem Kirchspiel es sei, oder ob ein Schiff auf See brennt. Die Großen sagen, sie können es von hier aus nicht feststellen; aber vom Deich aus können sie die Richtung peilen. Da gehn sie, sich oft nach dem Feuer umwendend, die Herzen voll von erregten Bildern Feuers und Wassers, dem Deiche zu, stehn da noch eine Weile um die Bank, von der sie morgens ausgegangen sind, reden über das Feuer, und gehn dann auseinander.

Mit todmüden Beinen kommt Lütte Witt nach Haus; aber der Geist ist noch hellwach, ja überwach. Es ist ein wenig zu viel für den kleinen Geist gewesen. Die beiden jungen Dienstleute sind fortgegangen; aber die drei Alten sitzen an ihrem gewohnten Platz. Er entschuldigt sich in seiner höflichen Weise, die Mütze in der Hand. Die Frau sieht auf und sieht mit fragenden Augen in sein lebendiges Gesicht. Sie denkt an ihren Jüngsten. Er war diesem wohl ähnlich ... ja; aber so selig vom Spiel hat er nicht ausgesehn. Er geht zu seinem Stuhl, wo sein Essen bereit steht.

Und nun müssen sie anhören, wie er erzählt! Von dem großen Priel, von dem grauen Möwenpaar, das sich haschte und in der Luft miteinander kämpfte, von der Bran-

dung, wie sie rauschend stand, und wie die Wolken darüber gerufen und geprahlt hatten: wir sind doch größer und schöner als das Meer, und von dem Lichtschein an den Wänden der Kirche, von dem schlafenden, kleinen Mädchen und von dem Feuer überm fernen Watt. Sie kannten ja alles, alles, was er erzählte. Lebten sie nicht siebzig Jahre in diesem Land, nicht täglich unter diesem Himmel? Waren sie nicht in ihren jungen Tagen auch so nach dem Tief gegangen, zwei-, dreimal? Hatten sie nicht auch das Feuer auf dem Altar gesehn und die Brände überm Watt an der fernen Küste? Aber was war das? Kannten sie es wirklich? Jetzt kam es endlich heraus, daß sie nichts, gar nichts kannten, daß sie sechzig Jahre blind gewesen waren, oder doch fünfzig! Ja, als Kinder, da waren sie auch einmal neugierig gewesen, und froh und selig beim Entdecken und beim Schauen über Land, See und Himmel. Aber nachher? Nichts als grauer Tag, sechzig Jahre lang! Nein, was war es für ein wunderbares Land, in dem sie lebten! Was sagte der kleine Junge, wie hatten die beiden Möwen geschrien und sich im Flug überschlagen? Und ihre Flügel hätten geleuchtet . . . wie sagte er . . . wie Sonnenfunken. Und was sagte er: das Watt hätte weithin im Sonnenschein geglittert? Wie merkwürdig! Ja, ja, es war wohl richtig, es zitterte und glitterte im Sonnenschein. Und nun erzählte er von der Kirche, wie sie da im Sand stand und wie sie immer näher kam! Wie groß und offen ihre Fenster gewesen, wie große, sehr traurige und sehr trübe Augen. Ja, wie die Augen seines großen Bruders, der im Krieg erblindet wäre. Und was sagte er von der Kirche? Daß sie so wunderschön wäre? Und daß die

Frau und der alte Kicke doch mal dahingehn sollten — für die alte Fia wäre der Weg durch den tiefen Sand zu mühsam —? Was? Was war das? Sie, alte, verständige Leute, sollten in die kleine, verlassene, versandete Kirche gehn? Was sagte er? Daß sie noch immer so heilig wäre? Die alte Kirche heilig? Aber wahrhaftig: wenn sie sich erinnerten, wie der Altar da stand mit all seinen alten, heiligen Erinnerungen, ja gewissermaßen umdrängt von ihnen, umtost von Menschenwünschen und Meerstürmen ... Ja, ja, man bekam ordentlich Lust, wieder einmal hinzugehn, obgleich die Leute im ganzen Dorf darüber reden würden. Aber wirklich, man bekam Lust, einmal ganz allein, eine halbe Stunde lang, dort vorm Altar zu stehn oder an der Wand zu lehnen und zu sehn, ob man da etwas von dem fände, was man nicht hat und wünscht es sich ... was ist das? ... Ach, das ist ... das Leben nicht für bittres Sorgen und Plagen zu halten, sondern mehr für ein ernstes, buntes Spiel und Wundern ... ein rechter Mensch zu sein, ein wenig froh, ein wenig heilig ...

Sie können seine andrängenden Worte und seine Augen nicht mehr ertragen. Der alte Knecht sagt langsam und versonnen: „Was war denn nun das Allerschönste gestern und heute?"

Lütte Witt sieht nach der Frau, sieht ihr einsames, schmerzvolles Gesicht, wie in Dunkel starrend. Und nun sieht sie in sein Gesicht.

Er ist erregt, erschüttert von den Wundern des Tags. Und nun hört er plötzlich Mui's Stimme rasch und mit frohem Zutraun sagen: „Jetzt sag' es ihr! Jetzt sag' es ihr! Was war das Schönste? Sag' es!"

Er sagte leise: „Das Schönste war, daß meine Mui immer bei mir war, und immer zu mir sagte: ‚Siehst du es? Erinnerst du dich? Hast du es dir so vorgestellt?'"

Sie haben den Mund nicht öffnen können. Sie sind zu steif und starr im Herzen. Sie haben ihn nach seiner Familie nicht fragen können. Sie haben wohl mal gedacht: ob er wohl Vater und Mutter und Geschwister hat? Aber sie haben den verrosteten Mund nicht auftun können. Sie haben ja auch keine Zeit dazu gehabt. Mußten sie nicht immer für die Felder und die Kühe und die jungen Pferde im Vorland sorgen, Tag für Tag? Nein, sie konnten sich unmöglich um den kleinen fremden Jungen und seine Familie kümmern.

„Deine Mutter?" sagte der alte Knecht. „War denn die hier?"

„Meine Mui," sagte er langsam und deutlich, „ist ja in diesem Hause aufgewachsen!"

Totenstille!

Schreit es in einem alten Herzen auf? Jagt ein Herz dreißig, vierzig Jahr zurück? Laufen, mühselig gehend, zwei andre alte Herzen hinterher und rufen: Wohin? Wohin? Reden, rufen, plaudern die Wände, die Decke, die Fenster?

Totenstille!

Dann sagt die Stimme der Frau barsch, kurz hinausstoßend: „Sie hat dir wohl hübsche Sachen erzählt ... kann ich mir denken!" Und nach einer Weile stößt sie böse heraus: „Erzähl'!"

„Ja," sagte Lütte Witt, „Mui erzählte, daß sie zehn Jahre alt war, da machte die große Schwester Inge Hoch-

zeit und zog auf diesen Hof, und Mui kam mit. Und Mui war ein Kind und war sehr glücklich, daß die große Schwester für alles sorgte, daß sie immer reinliche Kleidung hatte und satt zu essen, und ein gutes Bett und in die Schule durfte. Und zuweilen lief sie nach dem Deich und saß da, und machte ihr Haar los; und das helle, blonde Haar sah schön aus in dem grünen Gras. Damals war Mui's Haar noch ganz hell."

„Da hat sie dir gewiß auch erzählt, daß ich nicht wollte, daß sie ihr Haar losmachte, und daß ich sie mehrmals hart geschlagen habe, als ich sie auf dem Deich mit losem Haar fand?"

„Nein," sagte Lütte Witt mit ruhiger Stimme und mit großen, redlichen Augen, „davon hat sie kein Wort gesagt. Sie hat nur das gesagt, von den reinlichen Kleidern und dem losen Haar."

„Und dann erzählte Mui," sagte Lütte Witt, „wie sie mal mit schmutzigen Kleidern nach Hause gekommen ist und wie Kicke und Fia sie im Küchenschrank versteckt haben, damit die andern sie nicht sähen."

„An dieser Stelle hat sie dir sicher erzählt," sagte die Frau, „daß ihre große Schwester sie doch da fand und den Schrank abschloß und sie zwei Stunden lang darin sitzen ließ, so sehr sie auch weinte."

„Nein," sagte Lütte Witt mit großen redlichen Augen, „davon hat sie kein Wort gesagt. Sie hat nur das gesagt von Kickes und Fias Freundlichkeit. Sie erzählte, sie wären immer lauter Freundlichkeit gegen sie gewesen."

„Weiter!"

„Ja," sagt Lütte Witt, „und dann erzählte Mui von der

Wanderung, wie Schwester Inge ihr schönes Brot mitgegeben hat und ihr gesagt hat, daß sie nicht mit bloßen Füßen durch die Heide gehn soll, weil da Kreuzottern sind. Und wie sie dann übers Watt nach dem Tief gegangen sind, hat sie gesagt, sie dürfe nur dann gehn, wenn die großen Jungen mitgingen, und hat nachher eine Stunde lang in der Dämmerung auf dem Deich gestanden, bis sie endlich das Feuer in der Kirche gesehn hat. Da erst ist sie nach Haus gegangen."

„An dieser Stelle," sagte die Frau mit harter, brüchiger Stimme, „hat sie dir sicher gesagt, daß ich sie an demselben Abend hart geschlagen habe, weil ich ... weil ich so lange auf sie habe warten müssen!"

„Nein," sagte Lütte Witt mit großen redlichen Augen, „davon hat sie kein Wort gesagt. Sie hat nur gesagt von dem schönen Brot und der Mahnung, und von dem langen Warten auf dem Deich."

„Weiter!"

„Ja," sagte Lütte Witt, „und dann erzählte Mui, wie sie das erstemal zum Ball gesollt hat ... wie Schwester Inge ihr das weiße Kleid selbst geplättet und angezogen und ihr einen blauen Kranz um die Schläfe gelegt hat, weil Mui's Haar doch hellblond war, blaue Glockenblumen ... und wie sie unter der Haustür gestanden hat und dem Wagen, in dem Mui wegfuhr, nachgesehn hat, eine ganze halbe Stunde lang. Mui hat sich im Wagen immer wieder umgesehn und hat zu Kicke, der sie fuhr, gesagt: Sie steht da noch immer, Kicke. Siehst du sie? Siehst du sie? Im Türspalt steht sie!"

„Und hier an dieser Stelle," sagte die Frau kurz her-

vorstoßend, „hat sie dir erzählt, daß ich sie am andern Morgen mit dem Besenstiel durch die Stuben gejagt habe, weil ich erfahren hatte, daß sie am meisten mit einem jungen Menschen getanzt hatte, der kein Geld und kein Land hatte!“

„Nein,“ sagte Lütte Witt mit großen redlichen Augen, „davon hat sie kein Wort gesagt. Sie erzählte nur das von dem weißen Kleid und den Glockenblumen, und wie Schwester Inge dem Wagen nachgesehn hat.“

„Weiter!“

„Ja,“ sagte Lütte Witt, „und dann erzählte sie von dem Rheinländer, der den Deich entlang kam mit einem Rucksack und einer Laute, und wie sie mit ihm tanzte und wie er hier im Hause war und wie die große Schwester zwar freundlich mit ihm war, aber Mui warnte, er wäre kein ernster Mensch, er könne nichts als singen, tanzen und spielen. Ja, das sagte sie zu Mui, weil sie Mui so lieb hatte. Aber Mui hatte den Mann zu lieb gewonnen. Sie dachte an nichts als an ihn. Und da vergaß sie Schwester Inge, die immer so gut mit ihr gewesen war, die ihre Mutter gewesen war. Sie ging in der Nacht heimlich weg und in das Rheinland.“

„Aber nun erzählte sie dir,“ stieß die Frau hervor, „was am Abend vorher geschah, als die große Schwester erfuhr, daß sie den fremden Mann heiraten wollte. Wie sie da ihr Haar um ihre Faust wand und sie braun und blau schlug, daß sie leblos zu ihren Füßen lag.“

„Nein,“ sagte Lütte Witt mit großen, redlichen Augen, „davon hat sie kein Wort gesagt. Sie erzählte mir nur das von den Bitten und dem Schmerz der Schwester Inge.“

„Aber sie wird dir das alles erzählen, wenn du wieder nach Hause kommst."

„Nein, das wird sie nicht tun; denn sie denkt nicht so. Sie sagt, die Schwester ist lauter, lauter Liebe zu ihr gewesen, und sie hat große Schuld auf sich geladen, indem sie sie verlassen hat, und noch dazu ohne großen Schmerz, um mit dem rheinischen Mann zu gehn. Sie sagte heute mittag zu mir, als wir draußen am Tief standen: ‚Kannst du nun sehn, Lütte Witt —' so nennt sie mich — ‚kannst du nun selbst sehn, wie gut meine Schwester in ihrem Herzen ist? Wirklich, du mußt die großen Jungen ermahnen, daß sie sich nun auf den Rückweg machen; denn sonst steht sie vielleicht heute abend wieder auf dem Deich.'"

„Da hat sie heut abend zwei Stunden lang gestanden," sagte der alte Knecht.

Da stand die Frau auf und sagte mit harten, bösen Augen, in denen es von Haß und Irrsinn funkelte: „Was redest du von heute und von deiner Mutter? Wo ist sie? Ist sie im Dorf? Will sie mir unter die Augen kommen?" Die Stuhllehne bebte unter ihren knochigen Händen.

„Sie ist tot," sagte Lütte Witt leise mit den stillen, versonnenen Augen, die er immer hatte, wenn er von seiner Mutter sprach. „Sie hat mich hergeschickt; ich soll dich bitten, daß du ihr ihre Schuld vergibst. Und sie bittet auch euch, Fia und Kicke, um Vergebung." Er erhob sich und sagte in seiner höflichen Weise, wie er jeden Abend sagte: „Ich bin nun müde; darf ich zu Bett gehn?"

„Scher dich!" sagte sie mit harter Stimme und mit bösen, harten Augen.

Er machte die Tür leise hinter sich zu.

XV

Schwester Inge

In den nächsten Tagen fing es an, regnerisch und stürmisch zu werden; der Herbst setzte mit voller Gewalt ein. Lütte Witt dachte, wie täglich, an die Seinen im Wald, daß ihre Zeit da nun zu Ende ginge, und daß für den Winter gesorgt werden müßte. Er war sehr unruhig und sehnte sich sehr nach Hause.

Aber war sein Auftrag erfüllt? Hatte Tante Inge ihn verstanden? Weiß sie jetzt, daß Mui immer gut von ihr gedacht und gesprochen hat und die ganze Schuld auf sich nimmt? Hatte sie sich nun in ihrem Herzen mit Mui versöhnt? Nein, es sieht nicht danach aus! Durchaus nicht! Sagt sie etwa ein einziges Mal, daß sie nun alles anders ansähe und daß sie ihre Schwester nun wieder lieb hätte? Fragt sie ihn nach der Mutter, nach ihrem Leben und Sterben, nach seinen Geschwistern, ob sie leben, und ob sie Kartoffeln haben, nach den Augen des Bruders, obgleich sie jetzt weiß, daß er fast blind und gebrochen ist? Nahm sie ihn selbst etwa einmal in die Arme und strich ihm über den Kopf? Freilich, der alte Knecht hatte gesagt, daß sie stundenlang auf dem Deich gestanden und übers Watt gespäht hatte, und hatte gemeint, sie hätte da in Sorge um ihn gestanden. Aber da konnte er sich irren. Sie steht auch sonst zuweilen, und sieht nach den jungen Pferden, die im Sommerkoog weiden. Nein, man kann nicht sagen, daß der Auftrag erfüllt ist. Nein, wie kann man das sagen? Ist sie nicht kälter, buffiger und finsterer als je?

Und so war es ganz unmöglich, daß er jetzt schon abreiste. Obgleich er sich heiß nach den Seinen sehnte, nachdem er sein Bekenntnis los geworden, kann er doch nicht abreisen.

Und dabei weiß er noch gar nicht alles. Er weiß nicht, wie schlecht es um die Frau steht. Er geht ja zu Bett, wenn es dunkelt, noch vor acht Uhr, und geht sogleich, wenn er sich hingelegt hat, ins Schlafland, und wandert da in bunten Träumen. Obgleich er sich jeden Tag vornimmt, daß er heute abend länger wachen will, glücklich mit Mui reden, und dabei horchen und sehn will, wann und wie die Alten zu Bett gehn. Es glückt nie. Er ist allzu angegriffen von der herben, windigen Luft, die nun über die Felder weht, auf denen er pflügt; und verfällt gleich in schweren Schlaf und schläft die ganze Nacht.

Nur die beiden alten Dienstleute, die später zu Bett gehn und dann schlaflos daliegen und stundenlang Schritte hören und Türen leise gehn hören, die wissen mehr. Und deren Gedanken sind noch dunkler als die Lütte Witts.

Die alte Magd erwacht von unruhigem Schlaf und steht auf, und steht im Unterrock vorm Herd und bläst das schlafende Feuer wach; und wenn sie es in Gang hat, steckt sie den Kopf in die Kammer des alten Knechts und sagt leise: „Wullt du 'n Tass' Kaffee?" und dann sitzen sie beide duckig und in mürrischer Unterhaltung am Feuer.

Die alte Magd sagt: „In düssen Harfst is dat slümmer as in de fröhern Jahre. Dat is een grot Elend."

„Se hett twee Stunden in ehr Stuw rumwannert," sagt der alte Knecht; „un denn is se davongahn."

Die alte Magd horcht nach draußen: „De Wind is

hart," sagt sie. „Se is bang um ehr Peer; dat speelt ook mit."

„Nee," sagt der alte Knecht, „nee, dat is dat nich. See steiht da woll op'n Diek und geiht da op und dal bit nah'n Sommerdiek, un kickt woll ook nah de Peer; awer ehr Gedanken sünd annerswo." Er schweigt eine Weile und starrt in das Feuer unter dem kupfernen Kessel. Dann sagt er zu sich selbst und lacht leise auf: „Ick mutt seggen ... ick mugg nich an sien Steed wesen."

„An wen sien Steed?" sagt die alte Magd.

„An Gott sien Steed," sagt der alte Knecht.

Die alte Magd sagt: „Wie meenst du dat, un lachst öwer Gott?"

Der alte Knecht sagt lächelnd: „Warum schall ick nich? Schall ick mi nich freun, wenn ook dee mal inne Kniep kummt?"

„Is he in de Kniep?" sagte sie.

„Ja," sagte er, „man kann doch nich seggen, datt he hübsch mit ehr umgahn is. Erstmal de Mann, disse Andreas Tetens ..."

„Dat wer ehr eegen Schuld," sagte die alte Magd hart. „Se wull den Hoff hebben un de Peer. Se weer een Peernarr."

„Dat weer et nich alleen," sagte der alte Knecht nachdenklich. „De Minschen fahrt ümmer mit twee Peer! Se deh dat ook for ehr lüttje Swester. Se wull ehr een good deckten Disch un een rein Bett geb'n. Se harr woll Peer lew; aber ehr lüttje Swester noch leewer." ...

„Ja," sagte die Alte, „dat mag so sien."

„Na," sagte der alte Knecht, „un denn twee Kinner

verlorn in' Krieg! ... De erst ... dat wör ja nich so slimm. He weer so gröhlich as sien Vader, un drunk ook all. Awer de Jüngste!"

„Ja," sagte die alte Magd, und starrte ins Feuer, „dat weer ehrn eegen Jung; und de weer good." Sie sitzt unbeweglich, die Tränen rollen über die alten Wangen.

„Ja," sagte der alte Kicke, „he weer ganz as se. He weer good, awer he weer ook halsstarrig. Se wull den Voß, den mit de witten Feut, verköpen, un he wull dat nich. Na, un so gung he weg mit wille Ogen un leep glik waller in den Krieg, und verhunger da in een Land, dat se Turkistahn nennen; dat ligt achter Rußland."

Die alte Magd saß unbeweglich. Die großen Tränen rollten über ihre Nachtjacke.

„Darum segg ick," sagte der alte Knecht, „dat uns Herrgott een harten Stand mit ehr hett. Du kannst gläuwen: se schenkt em nix."

„Awer nu is de lütt Jung kam," sagte die alte Magd, „Liesbeth ehr lütten Söhn, und vertellt luder Goodes von sin Moder."

„Vergät dien Wort nich!" sagte der alte Kicke. „So, as sien Moder emm dat vertellt het, is dat nich wesen. De Fru har doch mehr Schuld, veel mehr as de Lütt." Die beiden Alten nennen die junge Schwester immer die „Kleine".

„Ja," sagte die alte Magd, „dat is woll wahr; awer dat süht ehr ähnlich, datt se dat gröttste Deel von de Schuld op sik nemt, wiel dat de Fru de swarere Natur het. Awer wat redn wi davun? De lütt Jung is da, un de lütt Swe-

ſter is dood. Nu ſchull ſe doch dat weige Krachmaken laten."

„Du meenſt: mit unſern Herrgott?"

„Ja, dat meen ick."

„Ja," ſagte der alte Knecht, „da heſt du wull recht. Se ſchull ... ſe ſchull ...; aber ſe will nich. Se will nu erſt recht nich."

„Warum will ſe nu erſt recht nich?"

„Verſteiſt du dat nich?" ſagte der alte Knecht. „Süh mal, bit hertau verlangt Gott blot von ehr, dat ſe achter ſik ſmieten und vergeeten ſall. He ſä to ehr: Menſch is Menſch. He ſä to ehr: De Menſch is in ſien Leben as Gras, er blüht wie eine Blume auf dem Feld. Wenn der Wind darübergeht, iſt ſie nimmer da und ihre Stätte kennet ſie nicht mehr. Awer nu hört ſe vun ehr lütt Sweſter, dat de luder Goodes von ehr red' het un all de Schuld op ſik nahmen het, un nu ſchall ſe ſeggn: ik hew ehr leew. Mutt ſe nich ſeggn: ik hew ehr leew? Mutt ſe nich? Süh, un dat kann ſe nich! Dartau is ſe to ſtolz! Un ſe ſüht doch in, datt ſe dat mutt; denn de lütt Sweſter hett ja ſeggt: dat's all mien Schuld. Wenn een Menſch dat ſeggt, dann brikt allens toſammen. Dat giwt nix, wat ſwarer toſleiht as dat Wort: ‚dat is allens mien Schuld, vergeew mi!' Dat is in de ganze Welt de ſwarſte Hamer. Darvon brikt ſogar de Amboß in Stücke."

„Un denn de lüttje Jung ..." ſagte die alte Magd.

„Ja," ſagte der alte Knecht, „de lüttje Jung. Datt ſe den nu ſo lew hebben mutt, ſo ganz ſinnlos lew, dat makt ſe erſt recht wild."

„Nülich ... Sündags," ſagte die alte Magd, „ſtunn

se in de Kök achter de Dör un starr no em hin; he speel mit de Hunn'n. Se wär ganz witt in't Gesicht vor luder Sehnsucht nah em."

„Un güstern morgen," sagte der alte Knecht, „gung se über de grot Deel, un mit eemol ... se seh mi nich ... däh se so mit de Hand, so ... as strak se een Kind öwer'n Kopp; un mak een Gesicht dat ick nich sehn hew, siet se mit ehrn eegen Lütten öwer de Deel gung."

„Ja, ja," sagte die alte Magd.

„He het een sehr swaren Stand ehr gegenöwer," sagte der alte Knecht lächelnd, „dat mut man seggen! Awer dat is merkwürdig: he weit dat doch ümmer so to maken, dat he dat längste End in 'ne Hand hett." Er lächelte wieder. „He het se nu schön in de Zwickmöhl twischen de lütte Swester un den lütten Jung. Mi schall verlangen, wie dat aflöpt. Awer du schaß sehn: de Amboß geit in dusend Stücke."

Der alten Magd paßte es nicht, daß er so über Gott und die Frau lächelte, und sie sagte brummig: „Juh Mannslüd verstaht allens man half." Dann horchte sie auf und sagte: „Nu drink dien Kaffee ut, un gah wedder to Bett! Se kummt."

Bald darauf trat die Frau in die Küche; ihre lederne Jacke und die Kappe trieften von Wasser. „Ich fürchtete," sagte sie, „daß einige Pferde auf die Düne gegangen wären und von da ins Watt; aber sie waren alle da."

Die alte Magd sagte nichts. Sie schämte sich, die Frau anzusehn, die log. Sie wußte auch, ohne hinzusehn, wie wirr und trostlos es jetzt in ihren Augen aussah. Sie schenkte eine Tasse Kaffee ein und schob sie ihr in die Hand.

Am andern Morgen war Sonntag, und Lütte Witt ging

wieder zum Doktor. Das tat er jeden Sonntag. Er holte sich dann einen Brief von Liesbeth, plauderte eine halbe Stunde mit dem Doktor und seinen Kindern, und ging dann wieder. Als er an diesem Morgen herankam, fand er sie nach ihrer Gewohnheit beim Kaffeetisch und las zuerst den Brief, den Hille ihm gab. Liesbeth erzählte, daß die beiden mit dem Sägen der Bretter fertig wären und daß Gerdt körperlich gesünder würde, aber im Gemüt noch immer finster wäre, und daß der alte Förster ihr bester Freund auf der ganzen Welt wäre, und so mehr. Als er den Brief zu Ende gelesen hatte, sagte er: „Die Frau weiß jetzt, wer ich bin."

Sie schrien alle auf, und er mußte es erzählen.

Und als er fertig war, mußte er bekennen, daß es sehr schlecht stand. „Sie macht so'n Gesicht," sagte er und zog sein Gesicht in die Länge und machte finstere Augen; „und sie sagt kein Wort, und ich weiß nicht, wie ich ihr helfen soll. Wißt Ihr das?"

Der Doktor sagte wütend: „Jetzt will ich hin und ein Wort mit ihr reden!"

Aber die Töchter verboten es ihm: „Du unterstehst dich nicht, hinzugehn oder ein Gespräch mit ihr anzufangen, wenn du ihr begegnest!"

„Ich werde ihr sagen," sagte der Doktor mit zornigen Augen, „daß sie die härteste Seele in Friesland ist, und das will was sagen! Die Leute sind hier ja alle verrückt," sagte er und sah seine Töchter an, „verrückt sind sie! Ich werde es ihr sagen."

Aber die Töchter lachten und die Älteste sagte lächelnd: „Dann bist du es also auch; denn du bist einer von ihnen. „Es ist nur gut, daß du mit ihnen aufgewachsen bist, und

daß sie dich kennen, sonst würden sie es dir übelnehmen, und wir könnten hier verhungern."

„Aber jetzt w i l l ich verhungern! Dies kann ich nicht mehr ertragen! Ich werde in einer Weise mit ihr über dies ganze Menschenpack hier und über sie selbst reden, daß niemand mich mehr holen wird!"

Die andern drohten ihm und geboten ihm, seinen Mund zu halten; nur die Älteste legte sich aufs Bitten. Sie streichelte freundlich lächelnd seine Wangen und sagte: „Bitte, halte deinen Mund noch eine Weile, daß du dem Kleinen die Sache nicht verdirbst."

Der Doktor steht auf; er muß seine Runde fahren.

Lütte Witt geht mit ihm hinaus und steigt mit ihm in den Wagen, und sie fahren aus dem Dorf.

Am Ausgang, als sie bei dem letzten Hof um die Ecke biegen, kommt die Tante des Wegs, zu Fuß, lang und hager, aber gut anzusehn mit ihren schmalen Knöcheln und den langen schönen Schritten, das graue Haar an den Schläfen unter der Sturmmütze, in kurzer Lederjacke. Sie hat denselben Weg.

„Willst du mit uns fahren?" sagt der Doktor. Seine Stimme zittert vor Aufregung.

Die Tante sagt finster: „Ich will nicht stören; ihr habt ja gewiß eure Geheimnisse!"

„Haben wir auch!" ruft der Doktor, im wilden Jähzorn auffahrend, „haben wir auch! Wegen der Not und der Dummheit der Menschen!"

„Onkel Doktor," sagte Lütte Witt ängstlich, „du hast Hille versprochen, daß du den Mund halten willst!"

„Ach was," sagt der Doktor wild, „Mund halten? Soll

ich bersten?" Er trommelt mit der geballten Faust auf das Regenleder und wiederholt: „Wegen der Not und der Dummheit der Menschen muß man lügen! Ich lüge in diesem Land jeden Tag siebenmal!"

„Meinetwegen lüg'," sagte die Tante kalt; „aber was hat es mit mir zu tun? Ich bin weder dumm noch in Not."

„Du bist in Not," sagte der Doktor mit wilden Augen, „du bist so in Not und bist so dumm, daß es zum Himmel schreit."

Die Tante sagte kalt und höhnisch: „Ich habe Land und Pferde und du weißt, was das für mich bedeutet; wie sollte ich in Not sein? Mag das ganze Land in Not sein und alle Menschen; ich bin es nicht!"

„Du hast Land und Pferde, aber was wichtiger ist, das hast du nicht: du hast kein natürliches Leben in dir! Du bist so arm und unglücklich, daß der ärmste Vagabund, der am Weihnachtsabend in deine Scheune schleicht und ins alte muffige Stroh kriecht, reicher ist als du!"

Die Frau wird etwas blaß und sagt: „Deine Phantasie geht wieder mit dir durch!"

„Ah!" sagt der Doktor und schießt wieder vor: „Jawohl! Phantasie! Meinetwegen! Nichts als Phantasie! Aber eine wahrhaftige, nämlich die, daß die Liebe alles zum Blühen bringt, das ganze Leben, die ganze Welt, alle Sterne, und auch die Toten! Ja, das ist ganz gewiß! Und das eben wünsche ich dir, daß du das erlebst!"

Die Frau sieht den Doktor kalt und verächtlich an, noch blasser und schmaler im Gesicht; dann wendet sie sich ab und geht einen andern Weg.

Am dritten Tag danach wurde das Wetter unruhiger

und neigte zum Sturm. Als es dämmrig wurde, sprach die Frau mit dem alten Kicke über die kommende Nacht, daß die See über den Sommerdeich laufen könnte. Lütte Witt hörte zu und fragte dies und das, und sie gab Antworten in ihrer kargen, harten Weise, so daß sein kleiner lebendiger Geist voll von Fragen blieb. Darauf ritt sie nach dem Deich.

Obgleich seine Schlafenszeit war und die alte Magd ihm sagte, daß er nichts Besondres würde sehn und erleben können, da das Wasser wohl kaum so hoch steigen würde, bat er sie, ob er noch einmal nach dem Deich gehn und hinübersehn dürfte. Sie erlaubte es und er ging, gegen den schweren Wind ankämpfend, nach dem Deich. Da er in dem Wirtshaus, das unter dem Deich lag, Wagen und Pferde halten sah und viele Stimmen hörte, sah er ins Fenster, und sah die Stube voll von Landleuten — einer war betrunken — und Tante Inge am Ofen stehn und mit einigen reden. Er wunderte sich über sie, wie sie da so ruhig stand, mit ihrem ernsten, schmucken Gesicht, in dem noch so viel frische Kraft war, mehr als im Gesicht seiner Mutter gewesen war. Sie war alt, fast eine Greisin; aber sie hatte noch die Figur eines Mädchens, lang und noch ganz schlank. Sie sprach wohl erst von den Frauen und Kindern der Männer — so schien es ihm —, erkundigte sich nach ihrem Ergehn, und dann vielleicht von der Gefahr des Koogs; aber dann ging sie zum Handeln über. Zwei hielten ihre großen Hände hin in dem Wunsch, daß sie einschlüge; aber sie schüttelte den Kopf. Der Betrunkene wollte einige Male aufstehn und mit ihr reden; er schrie zuweilen: „Inge! Inge!"; aber seine Nachbarn zogen ihn wieder auf seinen

Sitz und redeten es ihm aus. Er sah sie von draußen ganz deutlich und empfand in seinem klugen kleinen Kopf, wie sie hier ein andres Gesicht als zu Hause hatte, wie sie zu Hause in ihrem Leide erstarrt war und sich hier vor den Menschen zusammennahm. Zugleich empfand er, da er sie so menschlich teilnehmend, ja munter sah, aufs schrecklichste, daß sie, trotz des Bekenntnisses, das er abgelegt hatte, nicht gütig gegen ihn sein konnte.

Nun beendete sie die Unterhaltung und ging nach der Tür.

Er zog sich erschrocken in den Schatten zurück und sah sie aus der Tür kommen und nicht weit von sich an ihr Pferd treten. Und nun war das alte böse Gesicht wieder da. Als er das sah, überfiel sein kleines heißes Herz unbewußt das herzlichste Mitleid und der Wunsch, ihre Not zu ergründen und ihr zu helfen. Er wollte sie sehn, oder ihre Erscheinung noch, solange es ging, mit seinen Augen begleiten, und dann zum Hof zurück eilen. Aber als er noch so stand, verschwand sie schon im Dämmern. Er lief auf den Deich, um zu sehn, ob sie wieder in den Sommerkoog hinabritte. Aber er sah sie nicht mehr. Er wollte schon umkehren, zumal Regen und Sturm schlimmer wurden. Da erschien sie wieder jenseits des Deiches aus der Dämmerung, ritt aber nicht auf ihn zu und über den Deich, sondern blieb auf der Seeseite des Deiches und wendete das Pferd nach der Düne zu. Er ging, von Mitleid getrieben, hinter ihr her.

Erst ging es recht gut und leicht, solange er auf dem grünen Deich ging und rechts neben sich ganz nahe die kleinen Häuser hatte, in denen Lichter brannten. Aber als

dann die Düne kam und er mühsam im tiefen Sand ging — nur eine Strecke lang ging noch ein einzelner Wall neben ihm — und es war einsam, und um ihn rauschte der Sturm, und er sah nichts als die schwarzen, stummen Umrisse der kleinen Kirche und empfand das ganze schreckliche Grauen der ungeheuren Öde des Watts in der Nacht ... einige Strandvögel schrien über dem Deich ... da hatte er große Furcht. Wenn Mui nicht grade in diesem Augenblick neben ihn getreten wäre und ihn immerfort ermuntert hätte, indem sie mit ihrer lieben Stimme sagte: „Du mußt die Jacke fest zuknöpfen, der dritte Knopf ist offen. Mach' ihn zu, und mach' deine lieben Augen fast ganz zu, daß der Sand, der im Sturm fliegt, ihnen nicht schadet. So, nun geh' nur tapfer drauf los. Wenn du sie aus den Augen verlierst, kannst du ja den Heimweg nicht verfehlen, du weißt ja, wie die alte Kirche liegt, daß die Trümmer vom Dachreiter nach der See zu liegen. Und du weißt ja auch, wie der Wind weht. Du brauchst nachher ja nur mit ihm zu gehn, so kommst du nach dem Dorf zurück."

So quälte er sich weiter und stolperte durch den unebenen Sand auf die Kirche zu. Einmal glaubte er, die Reiterin zu sehn, wie sie vor einer Stelle des Watts hielt, auf der ein wenig Helle lag. Es war weit westwärts der Kirche am Rand der Düne. Dann war sie wieder verschwunden. Er ließ sich aber durch die Erscheinung nicht irre machen, sondern ging auf den schwarzen Klumpen zu, der die Kirche bedeutete. Obgleich er sich vor nichts mehr fürchtete, als grade vor der Kirche — die so voll von Leben war, wie er wußte — ging er doch auf sie zu, weil sie ihn an sich zog, weil sonst nichts da war, wohin er gehn konnte.

Er fürchtete sich sehr. Es waren sicher Geister unterwegs und riefen durch die Luft. Und wieviele mochten erst da drinnen in den alten Mauern sein! Er erreichte die Kirche und blieb atemlos so stehn, daß er die Mauer entlang sehn konnte, in der die verfallene, aber noch zugängliche Türöffnung war. Zu bange, sich der Tür zu nähern oder gar in sie einzutreten, sah er mit großen Augen die Mauer entlang. Seine Mutter stand zwar neben ihm; aber auch sie war still und bange. Sie sagte nur leise, und ziemlich atemlos wie er selbst: „Du kannst hier gern eine Weile stehn und warten."

Nun erschrak er zu Tode. Ein Mensch erschien am Ende der Mauer und kam auf ihn zu. Er hatte an die Reitererscheinung gedacht; die hätte ihn nicht so erschreckt. Aber dieser Mensch zu Fuß? Aber nun sah er: es war doch die Frau. Er sah es an dem Schritt, mit dem sie auf die Tür zuging; sie hatte einen so langen, leichten Schritt. Freilich wie der Mensch sich jetzt bückte, um in die Tür einzutreten, das war seltsam; aber es war doch die Frau.

Er ging mit angehaltenem Atem die Mauer entlang und in die Tür und sah in den Raum, und sah die Frau vorm Altar stehn. Und nun plötzlich lag sie da im Sand und hatte die Hände auf dem Stein, da, wo die abgebröckelte Stelle war, wo die Reliquie herausgenommen war.

Er hatte in seinem kleinen tapfern Herzen nur die Gewißheit, daß sie in schrecklicher Not wäre, und war mit ihrem Leben und seinen Nöten bekannt genug, daß er die Art ihrer Nöte ahnte. Und seine Mutter neben ihm sagte mit mühsamem Atem und zitternder Stimme: „Lütte Witt, nun hilft es nichts, nun mußt du hingehn."

Er ging über den weißen Sand, der überall lag, und war nicht weit hinter ihr und wollte ihren Namen rufen. Aber da sah er, daß sie in so wilder Weise mit einem andern redete, daß er deutlich fühlte, daß er warten müsse, bis einer von ihnen müde geworden wäre. Nicht, daß sie laut sprachen. Man hörte kein deutliches Wort. Aber die Frau wenigstens stöhnte zuweilen wild auf und schlug mit der geballten Faust auf die Steine und umkrallte sie, und stieß unverständliche Worte heraus, so daß es ganz klar war, daß da ein schrecklicher, wilder Streit mit Worten war, die hundertmal wilder, als draußen der Sturm, gegeneinander anstürmten.

„Meine Schwester war Waise," sagte die Frau mit knirschenden Zähnen.

„Sie war ein grades, schönes Kind," sagte der andre; „sie war für deine Augen, die Pferdenarren, das schönste Fohlen auf dem ganzen Hof. Es tat dir auch wohl, daß andre Leute sahen, daß du eine schmucke Schwester hattest. Du bist zu stolz, es zu bekennen; aber so war es!"

„Ich hatte ein Recht auf sie; denn ich war ihr Vater und ihre Mutter, ja, mehr als Vater und Mutter ... da ging sie weg von mir ... in die Fremde!"

„Sie sah das Unglück deiner Ehe," sagte der andre, „um so brennender schlug ihr die Liebe ins Herz. Da verließ sie dich."

„Ich hatte den Mann, den ich nicht liebte, genommen, damit sie ein reinliches Dach überm Kopf hätte. Ich hatte mein Leben weggeworfen ihr zuliebe," stöhnte sie mit knirschenden Zähnen, „und sie verließ mich!"

„Du nahmst ihn aber auch," sagte der andre, „weil er

die größte und beste Pferdeweide in der ganzen Landschaft besaß. Warum bekennst du es nicht ehrlich?"

„Ich hatte gehofft," sagte die Frau, „daß Menschliches in ihm wäre, ein weniges, das sich erwärmen und erleuchten ließe, ein weniges, das spielte und lächelte. Aber es war da nichts."

„Ich glaube," sagte der andre, „du gabst es zu früh auf, danach zu graben. Du wurdest zu früh unlustig und böse, warfst Spaten und Harke zu früh weg, und ließest den Acker ganz verunkrauten. Ich glaube, du hast da eine Schuld, und du fühlst sie auch ... warum sagst du es nicht ehrlich?"

„Ich hatte gedacht," stöhnte die Frau, „daß meine Kinder mir ähnlich wären; aber das erste war ganz wie sein Vater; darüber entsetzte ich mich!"

„War es so?" sagte der andre. „Bekamst du nicht den Brief von der Schwester, die ihn gepflegt hatte, als er mit der Todeswunde im Lazarett lag? Sie hatte ihn nicht gekannt, und er war nur eine Nummer für sie gewesen; und es gab da viele, die schöner, klüger und bedeutender waren. Er war weder dies noch das, noch das dritte gewesen; aber doch hatte sie etwas in ihm geliebt. Irgend etwas in ihm hatte ihr gefallen. Sie schrieb in ihrem Brief von dem schweren, mühsamen Ernst ... Es muß mich wundern, daß du, seine Mutter, nichts Liebes und Gutes in ihm gefunden hast."

„Ich hatte alle meine Liebe und Hoffnung auf meinen Jüngsten gesetzt. Er war mir ähnlich ... in ..."

„Laß doch das Versteckspiel! Laß es doch wenigstens vor m i r," sagte der andre. „Sag' es grade heraus ... in

Feuer und Liebe. Warum mußt du dich dein Leben lang des Besten schämen, das Beste unterdrücken, ja, gegen das Beste wüten, das ich dir gegeben habe: das heiße Herz?"

Die Frau stöhnte wild auf: „In einer Wüste hinter Rußland ... im Schatten einer elenden Hütte umgefallen ... im Sand verhungert und verdurstet ... als auf den Feldern seiner Mutter der Weizen bis an die Schultern stand!"

„So bekenne," sagte der andre: „Ich bin ein Mensch, vom Schicksal geschlagen."

„Und nun kommt ihr kleiner Junge und bringt mir die Bitte um Vergebung. Sie lügt!" knirschte sie. „Sie lügt! Sie will bloß, daß ich mich ihrer Kinder annehme!"

„Du weißt," sagte die Stimme, „daß sie niemals log. Warum belügst du deine Seele und mich?"

„Ich will sie nicht wieder liebgewinnen," sagte die Frau, „ich w i l l nicht! Und auch ihr Kind nicht! Ich ..."

„Du hast es ja schon lieb," sagte der andre. „Zeig' es ihm doch! Nimm es in die Arme! Sag' endlich einmal ‚ja' zu deinem eignen Herzen!"

„Ich will nicht ... ich will nicht!"

„Sieh, es ist ein liebes Kind!"

„Ich will nicht ... ich will nicht!"

„Es kommt die Nacht, da niemand wirken kann."

„Ich will nicht ... ich will nicht!" Sie schlug mit der Faust an die Stirn und gegen den Stein.

„Frau!" sagte Lütte Witt in heller Not aufweinend: „Tu es doch! Tu es doch!"

Die Frau entsetzte sich über die Stimme hinter sich und stand stöhnend auf und sah ihn mit schrecklich ver-

wüsteten Augen an. Dann ging sie schwer aufseufzend mit müdem Gang nach der Tür.

Lütte Witt tastete nach ihrer Hand und sagte: „Ich sah Sie hierherreiten, da bin ich hinterhergegangen."

Sie sagte nichts. Sie hätte seine Hand abgeschüttelt; aber sie fühlte, daß sie vor Kälte zitterte. Da behielt sie sie in der ihren.

Sie ging mit ihm zu ihrem Pferd, nahm den Zaum in die Hand, und ging so ... er neben ihr ... über die Düne bis an den Deich und dann auf der Landseite am Deich entlang auf den Weg, der zum Hof führt. Sie sagte kein Wort, und wenn er zu ihr aufsah, schien ihm, daß ihr Gesicht immer noch in gleicher Weise verstört war, so daß er annahm, daß der alte Streit immer noch fortdauere. Aber es war ihm, als wenn sie nun müder wäre, als vorhin.

Die alte Magd, die allein am Herd gesessen hatte, war aufgestanden und hantierte mit dem Kessel. „Er ist mir nachgelaufen," sagte die Frau in ihrem alten stoßenden Ton, „und ist naß und verfroren. Gib ihm etwas Heißes ... Zieh dich aus," sagte sie, „... hier am Feuer."

Als er sich mit fliegenden Händen ausgezogen und das Nachthemd, das die alte Magd gebracht hatte, übergezogen und getrunken hatte, stand die Frau einen Augenblick wie unschlüssig, dann sagte sie in der alten herausstoßenden Weise: „Du kannst ihn in meine Stube bringen; es ist da wärmer. Mach' ihm ein Bett auf dem Sofa; du kannst mein Unterbett und Laken nehmen."

Als die alte Magd die Tür wieder öffnete, faßte die Frau ihn an und trug ihn auf das Sofa und deckte ihn zu,

und ging von ihm, und machte sich im Halbdunkel in der Stube zu schaffen, und rüstete sich zur Nacht.

Nach einer ziemlichen Zeit kam sie wieder und glaubte wohl, daß er schliefe, und beugte sich über ihn. Als sie plötzlich seine Augen sah, die noch ganz wach zu ihr aufsahn, wollte sie sich zurückziehn, tat es aber nicht, von dem Ausdruck seiner Augen, die sie nie so nah gesehn, und von einer Bewegung, die er mit dem Arm machte, im Bann gehalten. Er zögerte einen Augenblick, und seine Augen waren voll Tränen und Angst; aber dann wagte er es und kam mit der Hand unter der Decke heraus und streichelte ihr mit vorsichtiger, fast kühler Schüchternheit und Höflichkeit die Wange, wandte sich aber dann jäh zur Seite und weinte wild auf.

Da brach es in ihr zusammen. Sie schluchzte mit einem Schrei auf, und bedeckte sein Gesicht und seine Brust mit stürmischen Küssen.

* * *

Als er am andern Morgen erwachte und sich besann, wo er war und was geschehen war, dachte er gleich an seine Mutter.

Und sieh, gleich war sie da. „Nun," sagte sie mit hohem Aufatmen, „nun ist ja alles gut. Ich kann dir nicht sagen, Lütte Witt," sagte sie, „wie leicht mir jetzt ums Herz ist!"

„Ja," sagte er, „nun denke ich, ist alles gut. Nun will ich auch wieder abreisen. Morgen schon."

„Oh," sagte sie, „morgen schon? Dann wird sie denken: Grade wie damals seine Mutter!"

„Nein," sagte er, „was redest du da! Wie kannst du das sagen? Ich muß doch zu Gerdt und Liesbeth? Vielleicht," sagte er aufschluchzend, „kann ich sie bereden, daß sie mit mir fährt. Das hast du damals nicht getan."

Er war noch in eifrigster Unterredung mit seiner Mutter, da kam die Tante an sein Bett. Sie war nun wieder ganz ruhig und hatte auch wieder das kurze barsche Wesen, das sie immer gehabt hatte; sie versuchte aber doch, ihrer verrosteten Stimme einen weicheren Ton zu geben. Sie fragte ihn, wie es ihm ginge. Als er sagte, daß ihm nichts fehle, setzte sie sich auf den Stuhl an seinem Bett und fragte ihn wohl zwei Stunden lang nach allem: nach seinem Vater, ob er sich seiner erinnere, wie er ausgesehn, und nach seinem Tode, und dann nach seiner Mutter; wie ihr Haar und ihre Hände und ihre ganze Erscheinung gewesen, wie sie gewohnt, was sie gesagt und getan hätte, und nach ihren letzten Lebensjahren und nach ihrer Krankheit. Sie tat viele, viele Fragen, und er beantwortete sie, so gut er konnte. Zuletzt erzählt er ihr von den Geschwistern, zuerst, wie Gerdt heimgekommen, wie die Mutter erschrocken wäre, wie sie geweint und gesagt hätte, daß sie Vergebung der Schwester Inge suchen müsse, sonst könnte sie ihm nicht helfen. „Und nun hast du ihr vergeben," sagte er mit glücklichem Lächeln.

Sie sagte nichts; aber sie strich mit ungeschickten Händen über seine Wange.

„Ich denke," sagte er, „daß ich ihm jetzt helfen kann, daß er wieder fröhlich wird, wie er früher war, obgleich er jetzt fast blind ist. Wenn er dann die Älteste vom Doktor heiratet, kann noch alles gut werden."

„Will die ihn heiraten?"

„Es scheint so," sagte er. „Wie denkst du darüber? Mir scheint, sie ist die Beste von allen."

„Sie ist freilich die Beste von der ganzen Sippschaft," sagte sie barsch. „Er muß denn herkommen und mich besuchen."

Er hob sich rasch und stützte sich auf den Ellbogen, „Liesbeth auch!" sagte er mit großen Augen.

„Die auch."

„Aber die wird nicht lange hierbleiben können," sagte er, „die heiratet den Lehrer, bei dem sie jetzt zum Besuch sind; das ist klar. Ich bin sehr neugierig, ob er sein Haar geschoren hat." Er erzählte ihr die ganze Geschichte. Eine lange Geschichte! Aber sie hörte geduldig zu; ja, sie schien Gefallen an seiner Erzählung zu haben; wenigstens schien es ihm, daß ihr Gesicht ein wenig weicher und menschlicher wurde.

Als er zu Ende war — er hatte zuletzt vom Försterhaus und die Geschichte von der Eiche erzählt — sagte er mit großen Augen: „Und nun muß ich hinreisen. Das kann ich nicht ändern. Ich will aber sofort wieder zu dir kommen, mit oder ohne Gerdt. Kann ich wohl morgen abreisen?"

Sie sank ein wenig in sich zusammen. „Mußt du reisen?" sagte sie.

Er fühlte, wie sie traurig und einsam wurde; aber er konnte es nicht ändern. Er mußte ja nun versuchen, ob er Bruder Gerdt nun helfen könnte. Nein, es ging nicht anders. „Ja," sagte er, „ich muß leider. Ich muß nun zu Bruder Gerdt." Und mit stillen Augen: „Mui sagt es auch."

„Deine Mui ist bei dir?" sagte sie leise.

„Ja," sagte er, „immer, wenn ich was zu fragen habe."

„Ist sie denn nun glücklich?"

„Ich kann dir nicht sagen," sagte er, „wie selig ihr Gesicht und ihre Stimme ist!" die Tränen stiegen ihm in die Augen.

„Und sie sagt, daß du fahren mußt?"

„Ja," sagte er, „aber das weiß ich auch, ohne daß sie es mir sagt." Da er die stille Verlassenheit und Not in ihrem Gesicht sah, sagte er in seiner freundlichen Weise: „Kannst du nicht mit mir fahren?"

Sie sagte herbe: „Nein, das kann ich nicht. Ich kann in diesem Wirrwarr den Hof nicht verlassen."

„Gut," sagte er, „dann fahre ich hin und komme in acht Tagen wieder ... mit Gerdt und Liesbeth."

„Ja," sagte sie leise, „das tu ... Dann mußt du mir noch sagen," sagte sie, „was ich dir mitgeben soll."

Er hob sich wieder auf den Ellbogen und sagte lebhaft: „Kannst du mir Hemdentuch mitgeben, für drei Hemden? Hast du so viel Geld?"

„Ja, das kann ich."

„Die brauchen wir am meisten," sagte er „... für Gerdt. Er soll nicht merken, daß wir so arm sind."

„Was denn sonst noch?"

„Ach," sagte er zögernd, „das geht zu weit. Wir haben auch keine Nadeln und Schuhbänder und all so was. Ich glaube, ein Paar Schuhbänder kosten wohl eine Million. Wenn du mir so etwas mitgeben könntest."

„Wir wollen einen Zettel aufschreiben und in die Stadt fahren und es kaufen," sagte sie.

„Dann will ich aufstehn," sagte er lebhaft und saß schon auf dem Bettrand.

XVI

Unterhaltung im Zug

Sie konnte ihn nicht halten; es war, als wenn er seinem Geschick entgegenlaufen mußte, um es ja nicht zu verfehlen. Er bat so sehr, daß er schon am andern Morgen mit dem frühsten Zug fahren dürfte, daß sie es ihm nicht abschlagen mochte. Er brannte darauf, seinem Bruder zu helfen, und auch darauf, als Erzähler von tausend bunten Begebenheiten und als Sieger zu den Seinen zu kommen.

So fuhr sie schon am Nachmittag mit ihm in die Stadt, um dort einige Einkäufe zu besorgen, die Nacht bei Bekannten zu bleiben, und ihn am andern Morgen ganz früh auf die Reise zu bringen. Sie fuhren auf einem großen schweren Bauwagen, der voll von Kornsäcken war, und saßen auf den prallen Säcken. Kicke hatte die Leine. Sie erreichten die kleine Stadt und fuhren sogleich von Laden zu Laden. Wenn ein Handel beendet war, ging sie mit ihren großen Schritten zur Tür und rief hinaus: „120 Pfund" oder: „330 Pfund"; und dann kam der alte Kicke mit einem Sack Weizen und einem messingnen Besemer, der wohl 300 Jahre alt war, und wog genau die Pfunde ab, und bezahlte auf diese Weise. Sie kaufte vor allem die nötigen Lebensmittel. Dann fragte sie ihn, was ihm und seinen Geschwistern wohl Freude machen würde. Da er in dem kleinen Hausstand genau Bescheid wußte und Arbeit und Not seiner großen Schwester kannte, konnte er Tante Inge sagen, was alles fehlte, und sie konnte die leeren Schubladen auffüllen. Zuletzt kaufte sie für ihn selbst vom Kopf bis zur Sohle neue Sachen. Dann kaufte sie noch eine statt-

liche Kiste und ließ sie mit Handgriff und Schloß versehn. Dann gingen sie zu den Bekannten und packten dort alles ein.

Es wäre aber nun ganz falsch, wenn ihr denkt, daß Tante Inge nun mit einemmal eine freundliche Frau geworden wäre, die lächelte und mit weicher Stimme sprach, und der man ansah, daß es ihr eine große Freude war, einen armen kleinen Jungen glücklich zu sehn. Nichts davon! Nach jenem plötzlichen wilden Ausbruch ihres innersten Gefühls vom vorigen Abend war sie durchaus wieder in ihre alte Natur zurückgefallen. Sie hatte wieder das alte, verschlossene Gesicht, und stieß ihre Worte buffig heraus. Die junge Frau in dem Laden, wo sie ein Pfund Schokolade kaufte, sah den kleinen Jungen, der so still neben der alten Frau stand, mitleidig an und dachte: ‚Wer mag nur der arme kleine Junge sein, der in die Hände der alten Inge Tetens gefallen ist! Es ist wahrscheinlich ein kleiner Ruhrjunge.' Und indem sie an die Zukunft ihres eignen kleinen Sohnes dachte, der neben ihr stand und sich an ihrer Schürze festhielt, streichelte sie ihn; und fast hätte sie geweint. Der alte Kaufmann, bei dem sie Wäsche kaufte, kam zu seiner Frau in die Wohnstube, stellte sich an den Ofen und rieb sich die Hände und sagte: „Ich weiß nicht, ob es heute besonders herbstlich ist oder ob diese Inge Tetens, die eben im Laden war, mich so erkältet hat." Und der Verkäufer des neuen Anzugs und eines neuen kleinen Rucksacks, der erst vor kurzem in das Städtchen gekommen war und sie nicht kannte, sagte zu seinem Gehilfen: „Wissen Sie ... noch drei solche Besucher, und ich sehe mich nach einem Käufer um und mache mich wieder davon. Man hat mich zwar vor diesem wunderlichen und steifen Bauern-

volk gewarnt; aber so etwas von Hochmut und Unfreundlichkeit habe ich mir doch nicht vorgestellt!"

Aber Lütte Witt war darum unbekümmert. Daß sie dies alles kaufte und mit tausend Pfund Weizen bezahlte, war das nicht ein deutliches Zeichen, daß nun alles in Ordnung war? Und daß sie ihn mit in die Läden nahm, ja darauf bestand, daß er mitginge, als die Frau, bei der sie eingekehrt waren, ihr sagte, sie solle ihn doch bei ihr lassen, war das nicht ein deutlicher Beweis, daß sie nun freundlich über den kleinen Jungen ihrer Schwester dachte? Und daß sie ihre Hand nicht wegzog, wenn er jedesmal, wenn sie einen Laden verließen, danach griff, um seine Dankbarkeit zu zeigen, sagte das nicht alles? Sagte es nicht kurz und bündig, daß Mui's Bitte nun erfüllt war?

Am andern Morgen in aller Frühe — es war noch völlig dunkel —, weckte sie ihn, und zeigte ihm, während er sich anzog, wie sie ihm mehrere alte Silbermünzen und alte Schmuckstücke von Silber und Gold in die Weste eingenäht hatte, damit sie sie zu Geld machten, wenn es nötig wäre. An Papiergeld gab sie ihm nur einige Milliarden mit. „Es vergeht ja wie Butter an der Sonne," sagte sie verächtlich; „man kann nicht wissen, wieviel es noch wert ist, wenn du ankommst."

Sie hatte an einen Bekannten in Hamburg telegraphiert, daß man ihm dort helfe, und auch an den Förster; aber sie war doch in großer Sorge um ihn. Ja, das war deutlich, obgleich sie es nicht aussprach, ja, obgleich sie es verbarg. Oh, sie war in dieser letzten Stunde besonders kurz und barsch! Aber er merkte es daran, daß sie ihm immer wieder sagte, daß heutzutage alle Menschen schlecht

wären und daß er keinem trauen dürfe. Er behauptete zwar, daß es doch auch gute Menschen gäbe; aber sie wollte davon nichts wissen. „Früher mag es welche gegeben haben," sagte sie, „und es ist auch möglich, daß es noch mal wieder welche geben wird. Aber jetzt gibt es keine."

Er behauptete, daß der Doktor doch ein guter Mensch wäre.

„Ach," sagte sie verächtlich und mit ihrer buffigsten Stimme; „der Affe!"

„Aber Hille!" sagte er.

„Na" sagte sie, „... es geht. Die ist in dem Komödienhaus die einzige Verständige."

Er wollte die Behauptung aufstellen, daß es viel mehr gute als böse Menschen gäbe; er wollte es ihr mit seinen und Dinas und Woltermanns Erlebnissen beweisen; aber es gab so viel andres zu bedenken und zu besprechen, daß er davon abließ. Er sagte nur, um sie zu beruhigen, daß er es den Leuten ansehn könnte, ob sie gut oder böse wären, und daß ja Mui auch da wäre. Als er ihr zum Abschied die Hand gab und sie mit den Augen ansah, in denen Schmerz, Dank und Glück in einem schönen dunklen Feuer brannten, beugte sie sich zu ihm und erwiderte seine Umarmung. Dann stand sie wieder steil aufrecht und nickte ihm mit eckigem kaltem Nicken zu und wandte sich jäh um und ging.

Da saß er nun auf seiner Kiste mitten im Wagen und war zuerst ein wenig traurig um Tante Inge. Hatte sie ihn ein einziges Mal mit seinem Namen genannt? Hatte sie ihm Grüße an Gerdt und Liesbeth mitgegeben? Hatte sie gesagt, daß sie einmal nach dem Ruhrland kommen

wollte? Oh, es war doch immer noch eine schwere Sache, die mit Tante Inge! Aber dann erinnerte er sich all der Zeichen, welche bewiesen, daß sie nun doch weicher geworden war. Er hatte auch das richtige Gefühl, daß solche Wandlung nur langsam weitergehn könne. „Ich werde nachher wieder zu ihr reisen," dachte er, „und dann wird sie ganz allmählich fröhlich werden."

So saß er denn auf seiner Kiste mitten im Wagen, auf dem Rücken den neuen Rucksack, in dem das Butterbrot und etwas zu trinken war, und unterhielt sich mit den Leuten, die wechselnd den Wagen betraten. Er hatte mit eigner Hand mit einem großen Zimmermannsstift in deutlichen Buchstaben auf alle vier Seiten die Adresse geschrieben: Ruhrjunge Otto Anthes von Norderballum nach Försterei Schierholt im Oberwald; und so hatten die Leute denn gleich die richtige Stellung zu ihm. Sie fragten ihn, wie es denn da oben bei den Bauern gewesen wäre, ob es tüchtig Speck gegeben, ob er die Klöße hätte beißen können und dergleichen; und was seine Mutter ihm geschrieben hätte, wie es an der Ruhr stände. Dann kamen sie meist in eine Unterhaltung über alle diese Dinge, schalten oder redeten gut von den Bauern; und erzählten sich Geschichten von den Franzosen. Und alle Geschichten waren böse. „Sie sind ein grausames unmenschliches Volk," sagten sie. „Wahrhaftig, sonst hätten sie gefühlt, was es heißt, Gefangene über den Krieg hinaus zurückzuhalten. Und wie haben sie die Gefangenen gequält!" Einer sagte: „Ja, ist das so schlimm gewesen? Ich habe mich umgehört ... ich habe wenigstens zwölf gefragt ... ja, sie haben hart arbeiten müssen, und manche haben unter einer Art see-

lischer Härte gelitten. Ja, das ist wahr. Sie waren zuweilen hinterhältig und boshaft; das liegt in ihrem Charakter. Aber eigentliche Grausamkeiten, körperliche, sind Ausnahmefälle gewesen. Krankhaft grausame Menschen gibt es in allen Völkern, auch bei uns. Oder etwa nicht?"

Aber ein alter Gelehrter, der im Wagen war, widersprach ihm. „Nein," sagte er, „so ist es doch nicht. Es ist da ein Unterschied. Das französische Volk hat von altersher in dem besondern Ruf der Grausamkeit gestanden. Ich erinnere Sie an jene Stelle in einem Brief Voltaires von 1767, in dem es heißt: ‚Unsere Nation ist grausam. Es gibt in Frankreich vielleicht sieben- bis achthundert Personen der guten, gebildeten Gesellschaft, die Blüte der Nation, durch die sich die Fremden täuschen lassen. Unter diesen wenigen gibt es immer zehn oder zwölf, die mit Erfolg eine Kunst pflegen. Und so beurteilt man die Nation nach diesen, und läßt sich vollkommen irre führen.' Das, meine Herren, sagt der größte Schriftsteller und der klarste Kopf Frankreichs von seinem eignen Volk! Und so hat es sich auch gegen uns gezeigt. Der Friede von 1871 bedeutete den Verlust von zwei Provinzen, Beschränkung der Freiheit auf drei Jahre, und dann neue Blüte. Der Friede von 1918 bedeutet den Verlust von fünf Provinzen, Beschränkung der Freiheit auf fünfzehn Jahre, Verarmung und Verkümmerung auf fünfzig Jahre; dazu jede Schändung und Entehrung, die ein mächtiger, grausamer Geist ausdenken kann. Das ist der Unterschied! Unser größter Schriftsteller, Goethe, hat uns, seinem Volk, auch schlimme Vorwürfe gemacht; er hat uns Urteilslosigkeit, Großmannssucht, Wan-

kelmut und Streitsucht vorgeworfen; aber niemals eine Sünde wie die der Grausamkeit."

Aber der vorhin ein Wort für die Franzosen eingelegt hatte, wollte noch nicht nachgeben. Da wären wohl viele einzelne Fälle von Grausamkeit gewesen; aber es ginge wohl nicht, das ganze Volk zu beschuldigen.

Sie riefen aber alle durcheinander, daß der Gelehrte das Richtige gesagt hätte. Sie sagten: „Du weißt und verstehst nichts. Es ist da ein grundsätzlicher und allgemeiner Unterschied gewesen: Bei uns wurden die Gefangenen wohl zuweilen kommissig, d. h. kleinlich und dürftig, behandelt, aber sie wurden doch immer als Soldaten behandelt. Aber bei den Franzosen waren die Gefangenen Boches und wurden als Verbrecher behandelt. Das ist der Grundunterschied!"

So sagten sie. Und dann fingen sie wieder von der Ruhr an. Sie waren durch den Einbruch in das wehrlose und verhungerte Land, und die Gewalttaten dort, aber besonders durch die Beschimpfungen und Verhöhnungen, welche die französische Regierung und Presse immerfort über das deutsche Volk ausgossen, ganz außer sich. „Sie haben sich ihre dümmsten Menschen zu Führern ausgesucht," sagten sie; „anders ist es nicht zu verstehn. Aber es kommt eine andre Zeit! Eine ganz andre!"

Aber der Fürsprecher der Franzosen wollte noch nicht nachgeben. Er sagte, daß die Franzosen doch auch in Not wären, unter schweren Schulden und zwischen den Trümmern ihrer fruchtbaren Landschaften. Aber sie machten alle finstere Gesichter, und überfielen den Menschen mit bösen

Geschichten: Überfällen, Beraubungen, Vertreibungen und Tötungen, Entehrungen. „Nein," sagten sie, „sag', daß die Engländer Menschen sind! Sag' es, wenn du es willst, obgleich sie unsre Kinder noch monatelang nach dem Krieg haben hungern lassen! Sag' es, wenn du es kannst! Aber sag' es nicht von den Franzosen!" „Sie haben uns gehaßt!" sagten sie. „Und warum haben sie uns gehaßt? Weil sie fühlten, daß wir die Besseren waren und daß wir rascher vorwärtsschritten als sie. Darum haben sie uns gehaßt, und behandeln uns nun, da sie uns mit Hilfe der andern unter den Füßen haben, wie Tiere. Sie behandeln uns, wie seit dreihundert Jahren kein Volk behandelt worden ist. Gut. Was das zu besagen hat, kann sich jeder an seinen fünf Fingern abzählen."

Der den Franzosen beistand, murmelte: „Der Widerstand unsrer Leute an der Ruhr ist aber am Zusammenbrechen ..."

„Laß ihn brechen!" sagten sie. „Laß ihn! Er ist doch gut gewesen! Dieser Widerstand der Ruhrleute ist ihnen als ein Gespenst erschienen. Es ist dieselbe Art von Gespenst, die ihrem Napoleon, dem Ersten, damals in Spanien erschien! Vielleicht achten sie diesmal drauf und kehren um. Aber wahrscheinlich ist es nicht. Sie werden wohl so weiter wüten, wie Napoleon der Erste weiter wütete, bis noch mehr Blut geflossen ist. Es ist ein ganz und gar tolles Volk! Und das ist lieb Kind bei der ganzen Menschheit!"

Nun waren sie müde vom Reden. Sie hatten sich nun alle vollgestopft von schweren, mühsamen Gedanken, und mußten schweigen und sie überdenken. Es lag eine finstre

Not, und böses Brüten, eine Ahnung kommender neuer Nöte und Schrecken über allen im Wagen, ein Trauern und sich Quälen um das ganze Menschengeschlecht, auch um die eigne Seele, daß die Menschheit noch so tief in Unrecht und Haß saß und daß es so langsam vorwärts ging. Selbst die Kinder, die im Zuge saßen, waren bedrückt von der Trauer und Qual, die in allen Wagen war; denn in allen Wagen wurde so und ähnlich geredet. Lütte Witt sah bange fragend und dumpf rätselnd von einem Gesicht ins andre, und ließ dann den Kopf hängen.

Am Nachmittag, nachdem er aus dem Rucksack gegessen hatte, kam Müdigkeit über ihn, so daß er mit dem Schlaf kämpfte. Die Nacht war zu unruhig und zu kurz gewesen. Er hörte die Unterhaltung wie aus immer weiterer Ferne. Als er auf seiner Kiste etwas zur Seite glitt, wurde er wieder so weit wach, daß er merkte, wie es stand. Er tat sich Gewalt an und setzte sich wieder aufrecht. Wie immer, wenn er in Bedrängnis war, kam er gleich zu seiner Mutter, oder vielmehr sie kam zu ihm.

„Was sagst du nun?" sagte er. „Nun ist alles in Ordnung."

„Nein, Lütte Witt," sagte die Mutter, „wie du wieder prahlst! Aber das tatest du immer gern; auch als ich noch bei euch war."

Er lächelte. „Kann ich nicht prahlen?" sagte er. „Weißt du, was alles in der Kiste ist?" Und er zählte es der Reihe nach auf, und was es gekostet hatte. Er beschrieb genau, wie der neue Anzug war, daß die Jacke wieder vier Knöpfe hätte.

Die Mutter wunderte sich über jedes einzelne Stück,

das er nannte, und sagte jedesmal: „Nein doch, Lütte Witt!“ oder sowas, wie ihre liebe Weise war.

Er fing auch von der Ältesten des Doktors an und sagte, er glaube, daß sie eine sehr gute Frau für Bruder Gerdt sein würde. „Wenn ich nicht zu jung wäre,“ sagte er, „würde ich sie selbst heiraten; so gern mag ich sie.“

Die Mutter lächelte.

„Ja,“ sagte er selbst lächelnd, „du lächelst immer, wenn ich so was sage.“

„Ach,“ sagte sie, „rede nur weiter, ich höre es zu gern!“

„Sie sagen alle,“ sagte er, „daß sie die Beste von den Mädchen ist. Und da sie alle sehr nett sind, wie gut muß dann die Älteste sein! Nun, wir werden ja sehn. In acht Tagen werde ich mit Bruder Gerdt hinauffahren.“

„Wie es wohl mit seinen Augen gehn wird!“ sagte die Mutter. „Wenn die Sonne scheint, liegt ein heller Schein über dem ganzen Land; und auf den Deich darf er überhaupt nicht gehn, denn das Watt blendet eigentlich immer, auch wenn der Tag sonnenlos ist. Freilich, viele sonnige Tage haben sie da oben nicht.“

„Nein,“ sagte Lütte Witt, „viele sonnige Tage haben wir nicht gehabt. Und wenn sie kommen, muß er in der Pappelallee bleiben oder in der großen Stube, weißt du, gleich links an der Haustür.“

„Oh,“ sagte die Mutter, „wie ist es doch schön, daß wir nun so über das alte Haus und die drei alten Menschen miteinander reden dürfen! So als wenn sie zu uns gehörten! Oh, wie ist das unsagbar schön! Und daß sie mir nun vergeben haben und wieder von mir reden! Ich weiß ja, daß sie den Tag über nur sehr wenige Worte zueinander

sagen; aber wenn sie auch nur einmal an jedem Tag ein kleines Wörtchen von mir reden, und wenn sie auch nur ein einziges Mal am Tag ohne Haß und Leid an mich denken: wie wunderschön ist das! ... Jetzt fehlt nur noch eins," sagte sie mit einem schweren Seufzer: „daß es nun auch in Bruder Gerdts Seele hell wird. Wenn wir das noch durchsetzen, dann ist alles gut."

„Ja," sagte Lütte Witt und seufzte genau so wie seine Mutter, „das fehlt noch! Das ist das Schwerste, was noch zu tun ist!"

„Aber wir haben ja nun ein reines Gewissen," sagte die Mutter, „ich denke, daß wir jetzt wissen, es richtig anzufassen."

So redete er mit seiner Mutter, während ihm die Augen zuweilen vor Müdigkeit zufielen.

Allmählich aber, wie es gegen Abend ging, wurde er wieder lebendiger. Er wäre sehr gern einmal ans Fenster getreten, um zu sehn, ob es schon anfing, hügelig und waldig zu werden. Er hielt aber für möglich, daß, wenn er die Kiste verließe, plötzlich einer der Fahrgäste sich darauf setzen und sie damit für sein Eigentum erklären könnte. Und so blieb er sitzen, bis er die kleine Station am Wald erreichte und die Tür sich öffnete.

Er wurde schon unruhig, daß niemand erschien. Aber dann stand Schwester Liesbeth plötzlich unten vor der Tür.

Er war so überrascht und erschrocken, daß er nicht sprechen konnte. Sie sah auch so braun und gesund aus, daß er sie fast nicht erkannte.

„Oh," sagte sie und schlug vor Glück die Hände zusammen, „da bist du, und wie groß du geworden bist!"

Nein, sie begriff die Sache nicht. Sie hörte und sah nichts. „Hier ist die Kiste," sagte er; und nun versagte ihm bei ihrer Vorstellung die Stimme.

Nun kam der Lehrer mit langen Schritten angehinkt und griff rasch nach der Kiste, auf die er stumm hindeutete, und dann nach ihm; und nun stand er glücklich, ein wenig wankend, auf der Erde.

Und nun kam die ungeheure Bewegung zum Ausbruch. Die Überfülle seines kleinen Herzens schlug heraus. Da sie vor ihm kniete, sprang er auf und ab in ihren Armen und überstürzte sie mit einem glühenden Bericht von Land, Häusern, Fohlen, Tante, Ältesten und Kiste. „Und Mui ist immer bei mir gewesen; sogar bis zum Tief! Aber du weißt nicht, was das ist!"

Nun begrüßte er endlich den Lehrer und ging an seiner Hand nach dem Gespann, das am ersten Waldbaum angebunden war.

Er war entzückt, den Wald wiederzusehn. „Wie lange bleiben wir noch?"

„Wir müssen übermorgen wieder in die Stadt," sagte Liesbeth. „Wenn wir jetzt nicht wiederkommen, so kommen andre Leute in unser Haus. Und ich muß ja auch wieder arbeiten."

Der Lehrer knurrte dazwischen und schalt auf das Pferd.

„Fährst du mit uns?" fragte Lütte Witt.

„Ich?" sagte der Lehrer mit seinem finstersten Gesicht. „Keine zehn Pferde kriegen mich wieder in die Stadt! Ich übernehme die Schule am Wald, die ich als Kind besucht habe."

„O," sagte Lütte Witt, „dann wirst du nicht mehr zu uns kommen?"

„Nein," sagte der Lehrer, riß die Mütze vom Kopf und fuhr sich durchs Haar, und machte ein Gesicht, als wenn er in den tiefsten schwärzesten Abgrund starrte.

Lütte Witt sagte: „Mui sagt, die schlimmste von allen Krankheiten ist üble Laune. Ja, das sagt Mui."

„Ach," sagte der Lehrer grimmig, „du und deine Mui ... ein hübsches Gespann! Du weißt nicht, wie es hier steht!"

„Habt ihr euch nicht gut vertragen?" sagte Lütte Witt.

„O doch," sagte Liesbeth lächelnd und wurde rot. „Freilich mit dem Vater besser als mit dem Sohn."

„Hast du es nicht grade so gedacht?" sagte der Lehrer. „Du kennst ja den alten Schleicher! Alle Weiber ... aber genug ...! Ich sage nur: ich bin froh, daß du da bist und dir das Theater ansehn kannst."

„Es freut mich jedenfalls," sagte Lütte Witt, „daß du dir das Haar geschoren hast. Du siehst viel hübscher aus. Nicht wahr, Liesbeth?"

„Ja, das tut er," sagte Liesbeth lächelnd.

Der Lehrer warf wilde Blicke um sich und schlug mit der Peitsche gegen die Baumstämme.

„Es wird wohl das Beste sein," sagte Lütte Witt, „ich laß' mir alles von deinem Vater erzählen."

„Auch gut!" sagte der Lehrer. „Ganz wie du willst! Richtig, laß es dir von dem größten Halunken im Land berichten! Und nun erzähl' von den angenehmen Leuten da oben, die Gott um einen gesegneten Strand bitten."

„Das tun sie gar nicht," sagte Lütte Witt empört und

fing wieder an, von allem zu erzählen. So fuhren sie den langen Waldweg dahin und erreichten im Abenddunkel das Haus im Wald.

Sie wurden von den Hunden und der alten Haushälterin empfangen. Bruder Gerdt, der sehr früh aufstand, war schon schlafen gegangen, und der Förster war noch wieder in den Wald gegangen, da er gemeint hatte, er rieche Brand. Lütte Witt saß mit den beiden, wollte noch viel erzählen und noch viel mehr fragen; aber da kam wieder die Müdigkeit. Sie kam so plötzlich und so stark, daß er vom Stuhl in Liesbeths Arm sank.

XVII

Bruder Gerdts Erzählung

Als er am andern Morgen, nachdem er in der Küche allein gegessen hatte, vor die Tür trat, saß der alte Förster da auf der Bank und rauchte seine Morgenpfeife. Sie begrüßten sich als zwei verständige Leute, ja als die einzigen beiden ganz verständigen im Haus, und waren sofort in tiefster Unterhaltung.

Lütte Witt fragte, ob die beiden fleißig gewesen wären.

Die Augen des Försters funkelten aus dem Grauwerk heraus vor eitel böser Freude: „Ich sage dir," sagte er, „die haben gesägt! Langsam und schwer: Ritsch und Ratsch. Es hat ihnen beiden gut getan, besonders meinem Sohn."

„Hast du ihn nicht geärgert?" sagte Lütte Witt.

„Was heißt ärgern?" sagte der alte Förster und schob die Augenbrauen hoch. „Ich mußte natürlich dann und wann des Wegs kommen, und sehn, was sie schafften."

„Das konntest du auch gern," sagte Lütte Witt; „aber ich hoffe, du hast dich nicht an den Weg gesetzt und boshafte Reden geführt?"

„Na," sagte der Förster, „ich habe da wohl mal gesessen; und hab' auch mal 'n Wort gesagt."

Lütte Witt schüttelte mißbilligend den Kopf, wollte sich aber dabei nicht aufhalten und fragte: „Wie wird es nun mit Liesbeth und deinem Sohn? Wir gehn in die Stadt; und er bleibt hier?"

„Ja," sagte der Förster, „da ist nichts zu machen. Ich habe gesagt: ‚So eine findest du nicht wieder!' Aber du kannst dir denken, was er antwortete. Er sagte: ‚Wald-

mensch ... Stottern ... Krüppel' und so weiter. ‚Wenn sie Plattfüße hätte,' sagte er, ‚oder eine Hasenscharte, oder schief wäre; dann ja. Aber nun ist es unmöglich, daß sie mich nimmt. Und wenn sie es doch täte, täte sie es nur aus Mitleid, und das wäre noch schlimmer.'"

„Ja," sagte Lütte Witt, der den schweren Fall nachdenklich erwog, „ich habe es gestern abend wohl gemerkt, daß er traurig ist."

„Ach," sagte der alte Förster, „das ist 'n Quark! Die Sache ist die: weil er nicht riskiert, das Mädchen zu nehmen, habe ich beschlossen, daß ich sie nehmen will. Sie ist ein so nettes Mädchen und kocht so gut, und die alte Greth wird müde ... so will ich sie für mich behalten. Ich habe die Sache mit Donnerstag und Sägebock besprochen."

Lütte Witt schüttelte den Kopf. „Nein," sagte er, „das geht nicht! Du bist zu alt."

„Ich zu alt?" sagte der Förster und richtete sich auf und stemmte die Pfeife aufs Knie, und sah Lütte Witt scharf funkelnd an. „Ich? Ich? Ich sitze hier und pfeife; und sie sitzt da in ihrer Kammer und hört zu. Und ich glaube, sie hört gern zu! Kann mein Sohn singen und pfeifen?" Er fing an, zu pfeifen, und pfiff wirklich sehr gut.

Lütte Witt wußte nicht recht, ob der Alte scherzte oder ob es ihm ernst wäre. Bald meinte er dies, bald jenes. Aber er wurde doch sehr unruhig. Er sagte: „Weißt du, wo dein Sohn ist?"

Der Alte wies mit seiner Pfeife schräg hinter sich und sagte lässig und verächtlich: „Da hinten auf'm Baumstamm, denk' ich. Da sitzt er täglich und kuckt durch die Zweige."

Lütte Witt stand auf und ging ums Haus in den Gar-

ten, wo hinter einer verfallenen und verwachsenen Laube ein kurzer, dicker Baumstamm lag. Da saß der Lehrer und starrte in das Laubwerk, und war sehr verlegen und knurrte, als er Lütte Witt sah.

„Ich habe mit deinem Vater gesprochen," sagte Lütte Witt unsicher. „Er will ja Schwester Liesbeth fragen, ob sie seine Frau werden will. Ich wollte es ihm ausreden ... ich bin nicht ganz damit zustande gekommen. Aber ich denke, es wird mir noch gelingen."

„Glaube doch das nicht!" sagte der Lehrer, indem er Lütte Witt finster ansah. „Der? Der kriegt alles fertig! Er hat alle seine Kinder umgebracht, und ist nun dabei, sein letztes um die Ecke zu bringen."

„Hat er mehr Kinder gehabt?" fragte Lütte Witt in großer Sorge.

„Er leugnet es zwar," sagte der Lehrer, „wie er alle seine Schandtaten leugnet; aber nichts ist gewisser als das. Alle, als sie das erstemal schrien, da in den Teich geworfen! ... Da hinten!"

„Woher weißt du das?"

„Ach was ... woher ich das weiß? Es sieht ihm ähnlich; also hat er es getan. Und jetzt ist er dabei, mich zu ruinieren. Aber die hochmütige Person soll sich wundern, was sie mit ihm erleben wird! Er wird sie in der Hundehütte wohnen lassen und ihr Maulwürfe zu essen geben."

Lütte Witt sagte stark beunruhigt: „Aber sie wird ihn nicht nehmen."

„Die?" sagte der Lehrer. „Sie nimmt ihn! Sie ist viel zu gern hier im Wald, und Gerdt ist hier gesunder geworden. Sie tut alles für Gerdt ... also! Und ich? ...

Ich bin der unglücklichste Mensch auf der Welt." Er griff mit beiden Händen in sein wirres Haar und stöhnte vor Not.

„Ich will wissen, wie es steht," sagte Lütte Witt in großer Unruhe, „ich will sie fragen. Weißt du, wo sie ist?"

„Ob ich weiß, wo sie ist?" sagte der Lehrer mit verstörten Augen. „Da ist sie! Da! Kannst sie sehn?" Er schob Lütte Witts Kopf gegen das Laubwerk und ließ ihn hindurchblicken, und sah über seinen Kopf weg auch selbst hindurch. „Kann ein Mensch sie so sehn ... jeden Tag zwei Stunden, ohne verrückt zu werden?"

Lütte Witt sah hindurch und sah über einen ziemlich weiten Halbkreis hohen, buntesten Unkrauts allerart die niedrige Hauswand und darin ein kleines Fenster. Dicht an dem Fenster, das halb offen stand, saß Liesbeth. Sie hatte ihre Näharbeit fallen gelassen und fing an, ihr Haar zu lösen, das nach der morgendlichen Hausarbeit wohl nicht mehr glatt genug war. Sie löste ganz lässig, gewissermaßen mit schlafenden Händen, die erste Flechte, ganz in Gedanken versunken.

„Wann ich auch hier sitze," sagte der Lehrer verzweifelt, „und was sie auch tut: wie ist sie sauber und fromm! Kann ein Mensch das ertragen, ohne verrückt zu werden?"

Lütte Witt zog den Kopf wieder zurück und sagte ernst und bedenklich: „Wenn du so verliebt bist, daß du verrückt davon wirst, dann solltest du sie doch endlich fragen, ob sie dich nehmen will. Ich bin gewiß, daß sie dich gern hat. Mui sagt es auch."

„Bist du auch verrückt?" sagte der Lehrer. „Ja, noch verrückter als ich?" Und plötzlich liefen helle Tränen über seine schmalen braunen Wangen.

„Was weinst du?" sagte Lütte Witt.

„Wie kannst du sagen," sagte er, „daß ich sie fragen soll?" Er zerrte an dem Stiefel seines kranken Fußes, riß ihn vom Fuß und zog die weite Hose bis ans Knie hinauf. „Siehst du, wie schief der Fuß steht ... und wie häßlich ich auf der Seite geh', statt auf der Sohle? ... Siehst du das große Loch in der Wade, wo ich meine ganze Hand hineinlegen kann? Kannst du es sehn? Paßt denn so etwas zu ihr? Können ihre schönen Augen so etwas sehn? Und kann sie neben einem solchen herlaufen? Ich sage dir, ich weiß, was es heißt, flink zu sein! Ich war mit meinem hagern, schmalen Körper wie ein Wiesel hier im Wald. Ja, der Alte nahm mich als Hund und Marder her. Oh, ich weiß, was es heißt, wenn jedes Glied am Körper federt und springt! Der alte Graubart ist ja viel, viel tüchtiger als ich. Er ist Halunke genug ... er nimmt sie."

Lütte Witt schüttelte den Kopf. „Ich glaube," sagte er, „er meint es gar nicht so; er macht bloß Spaß. Er will bloß, daß du wagen sollst, sie zu fragen."

„Lehr' mich den Alten kennen!" sagte der Lehrer. „Das alte Greuel ist zu allem fähig!"

„Wenn du es nicht magst," sagte Lütte Witt, „soll ich mal hingehn und sie fragen?"

Er schüttelte den Kopf; die Tränen stürzten ihm wieder aus den Augen. „Sie kann ja nicht!" sagte er. „Sie kann ja nicht! Und wenn sie wollte, müßte ich ihr nicht sagen: ‚Tu es nicht! Tu es nicht! Du weißt ja nicht, wie sehr ich ein armer Krüppel bin?' Und dazu bin ich vier Stunden verschüttet gewesen mit meinem zerschmetterten Fuß; und das Erdreich hing schwer über mir und ein spitzer Balken

über meinem Kopf; und darum stottere ich nun und reiße und zerre an meinem Gesicht. Kurz, ich bin ein Wrack. Sie aber ist lauter Gesundheit, Schnelligkeit und Schönheit. Als sie neulich Gerdts Stimme im Wald hörte, der sich verirrt hatte, lief sie über die Hofstelle. Niemals vergeß' ich das! Aber Gott sei Dank," sagte er hochaufatmend ... „ich werde verrückt, das ist mein einziger Trost!"

Lütte Witt sagte in heller Angst und Mitleid: „So ... nun geh' ich hin und frage sie!"

Der Lehrer faßte ihn am Kragen und sagte mit verstörten Augen: „Wie kannst du das? Wenn du mein Bein mitnehmen könntest! ... Oh ... oh ... du mußt es ganz genau sagen, daß ich auf der Kante der Sohle gehe und daß drei von deinen kleinen Händen in der Wunde verschwinden, und wie häßlich das aussieht."

Lütte Witt wollte gehn.

„Bleib!" sagte er, „nein, es geht nicht! Du mußt ihr auch sagen, daß ich zeitlebens im Wald wohnen werde; denn ich passe nicht in die Welt, von Natur nicht, und nun erst recht nicht, nachdem der Krieg mich so zugerichtet hat! Du mußt ihr sagen, daß ihre Kinder Waldkinder werden."

„Ich will ihr alles sagen," sagte Lütte Witt mit großem Ernst.

Er ging um das Gebüsch herum nach der Küchentür, und durch die Küche in die Kammer; und fand sie da am Fenster, wie sie lässig zurückgelehnt ihr Haar flocht. Es war in der Sonne ganz voll Glanz, und brannte ordentlich. Er setzte sich ihr gegenüber und sagte, noch ganz erschrocken von seinem Erlebnis, mit kurzatmiger Stimme: „Ich habe eben mit dem Lehrer gesprochen."

Sie sagte mit einem leisen, neugierigen und listigen Schein in ihrem hellen Gesicht: „So ... wo ist er denn?"

Lütte Witt hielt den Kopf genau auf seine Schwester gerichtet und sagte, indem er die Augen kaum merklich zur Seite drehte: „Er sitzt da hinter den Büschen."

„So ... sitzt er da wieder?"

„Ja," sagte er verwundert, „weißt du das?"

„Ja ... ich weiß es."

Er wunderte sich über seine Schwester — was er oft tat — und sagte etwas unsicher: „Er meint, du weißt es nicht."

„Ja," sagte sie boshaft, aber nicht böse, „er ist ein bißchen dumm. Warum sitzt er da?"

Lütte Witt sagte leise: „Er hat dich schrecklich lieb. Er weint."

Sie wurde ein wenig blaß und sehr ernst. „So ..."

„Ich soll dir sagen," sagte Lütte Witt, „daß er nicht auf der Sohle seines Fußes geht, sondern auf der Kante. Und dann ist da in der Wade ein Loch, da kann ich dreimal meine Hand hineinlegen." Er legte seine Hände aufeinander und zeigte es.

„So," sagte sie.

„Und dann sagt er, daß er stottert und mit der Zunge anstößt. Aber das kommt ja daher, daß er mit seinem zerschossenen Bein vier Stunden verschüttet war und der große zugespitzte Balken über seinem Kopf gewesen ist und er keine Luft hat kriegen können."

„So!"

„Und er will immer im Wald bleiben."

„So."

„Ja," sagte er unruhig ... „wie steht es denn nun mit dir? Mir scheint, du solltest es tun. Mui hat zu mir gesagt, es wäre ganz gut, wenn du heiratest."

„So ... Was sie dir alles gesagt hat, dir mehr als mir!"

„Ich bin ja auch jünger," sagte Lütte Witt.

„Ach!" Sehr verächtlich. „Hat sie dir auch gesagt, daß ich grade Hans Wetterhahn heiraten solle?"

„Ja, das hat sie gesagt. Sie sagte: Ich glaube, es wäre ganz richtig für Liesbeth, wenn sie den Lehrer heiratet."

„Du und deine Mui!" sagte sie mit einem ordentlichen Anfall von Eifersucht. „Aber ihr habt nicht gesehn, daß ich ihn schon lange lieb habe. Sehr lieb."

„Das hab' ich doch gesehn," sagte er, indem ein hübsches Rot über sein Gesicht ging. „Wir haben es wohl gesehn. Mui und ich haben manchmal darüber gesprochen und Mui hat gesagt: ich sehe ihr an, daß sie ihn lieb hat."

„Ja," sagte Schwester Liesbeth mit zornigem Gesicht, „was kümmert mich sein Bein und seine Sprache? Das hat er ja im Krieg bekommen. Ich werde mir ihn immer vorstellen, so wie sein Vater mir von ihm erzählt hat. Wie ein Wiesel ist er gewesen, so rasch und flink. Und er ist überhaupt ein lieber und guter Mensch und sehr klug."

„Sagt sein Vater das auch?" sagte Lütte Witt. „Hat er mit dir darüber gesprochen?"

„Ja, immer und immer."

„So ... ich meinte, der Vater wollte dich vielleicht heiraten?"

„Ach, Lütte Witt," sagte sie mitleidig, „das ist ja alles

Spiegelfechterei von dem Alten. Er hat mir ja immer alles erzählt; und daß er auf dem Baumstamm sitzt und durchs Laubwerk kuckt."

Lütte Witt sagte verblüfft: „Dann sitzt du hier seinetwegen am Fenster und machst dein Haar?"

„Natürlich," sagte sie leise lächelnd. Und da sie sein erstauntes und verwirrtes Gesicht sah: „Das hat Mui dir nicht gesagt!"

„Nein, das hat sie nicht gesagt. Aber sonst alles."

„Ach, Lütte Witt," sagte sie, „wenn unsre Mui doch dies erlebt hätte!" Ihre Augen standen voll Tränen.

Lütte Witt sagte leise: „Sie erlebt es ja alles ... Aber nun mußt du hingehn," sagte er, „und mußt es ihm sagen. Er sitzt da und weint."

Sie hatte ihr Haar wieder aufgesteckt und stand auf. „Muß ich?" sagte sie. „Ich hatte immer gehofft, er sollte kommen. Ich hatte mich unsäglich darauf gefreut. Ich kann dir sagen, Lütte Witt, ich stand wie ein junger Hund vor so'm alten Holzstoß, wenn's drin raschelt." Sie sah sich um und horchte. „Wir wollen nicht bei der alten Greth vorbei," sagte sie leise. „Wir steigen durchs Fenster."

Sie öffnete es und stieg mit leichten Füßen hinaus und half auch ihm, und ging gradeswegs auf die Laube zu und drang durch die Hecke. „Hier sind wir," sagte sie leise, und sah den Lehrer lächelnd und verwirrt an.

Der Lehrer war aufgesprungen und stand mit blassem Gesicht und entsetzten Augen .. . Er öffnete den Mund, konnte aber kein Wort sagen. Seine Glieder flogen und sein Gesicht zuckte und verzerrte sich.

Sie berührte seinen Arm und sagte leise und freundlich: „Dein Vater und Lütte Witt haben mir alles erzählt ... ich wußte es aber auch schon selbst ... schon lange."

„Hat er ... alles ... erzählt?" sagte der Lehrer, „von dem Fuß ... und von dem Bein .. und dem Balken?"

„Ja, alles."

„Und nun ..." sagte der Lehrer ... Und plötzlich, da er die Liebe und die Frage in ihren Augen sah, fiel er mit einem Schrei vor ihr nieder und küßte ihr Knie. „Mein Mütterchen," sagte er klagend, „starb bei meiner Geburt! Davon wurde mein lieber Vater fast irrsinnig! So bin ich im Wald aufgewachsen ... Das andre hat der Krieg getan ..."

Da erschrak Lütte Witt und stob davon.

Er kam zu dem Förster und fand ihn da noch sitzen. Er setzte sich neben ihn und sagte verschüchtert und atemlos: „Sie sind beieinander, da in der Laube."

„So," sagte der Förster mit großen Augen, „sind sie?"

„Ja," sagte er, „ich bin weggelaufen."

„Ja," sagte der Alte, „das versteh' ich!" Er zog sein großes, rotes Taschentuch heraus und wischte sich die Stirn. „Mir bricht der Angstschweiß aus, wenn ich an seinen Zustand denke. Wenn ein Wetterhahn so was erlebt! ... Ich will mich auch davon machen!" Er stand auf und langte nach der Flinte. „Ich will in den Wald," sagte er, „ich will nicht ansehn, daß sie hier nun gleich Arm in Arm vorbeikommen."

„Du bist ein großer Spiegelfechter," sagte Lütte Witt kopfschüttelnd, „du meinst es ja gar nicht so."

„Willst du mit?“ sagte der Förster mit einem Gesicht, in dem Lachen und Verzweiflung einen wirren Kampf kämpften.

„Nein,“ sagte Lütte Witt, „ich will nun zu Bruder Gerdt.“

„Das ist recht!“ sagte der Förster, warf seine Flinte über die Schulter und pfiff seinen Hunden. „Geh zu deinem Bruder! Ich will in den Wald gehn. Ich kann es nicht ertragen, daß mein Einziger hier gleich um die Ecke kommt, die Braut am Arm, und ich gehe leer aus.“ Er zwinkerte und riß an seinen Brauen, daß sie wie unklug auf und ab sprangen ... „Sieh, da kommt Bruder Gerdt!“

Bruder Gerdt hatte die Stimme des kleinen Bruders gehört, und streckte unsicher die Hand nach ihm aus. „Bist du da?“ sagte er.

Lütte Witt sprang hinzu und faßte seine Hand und ging so neben ihm den großen breiten Weg entlang, mitten auf dem Fahrweg, wo er immer ging.

Der Kleine erzählte das Wichtigste von dem, was er erlebt hatte. Aber dann sagte er: „Du siehst so frisch aus.“

„Ich bin etwas kräftiger.“

Er sagte es nicht froh, sondern bitter. Er dachte bitter: ‚Was hilft es mir, und was soll ich damit? Es wäre ja besser, ich wäre tot.‘

„Oh,“ sagte Lütte Witt in seiner lieben, muntern Weise und machte einen kleinen Sprung an seiner Hand: „Wie ist es schön: du kannst den Weg sehn und die großen Bäume!“

Bruder Gerdt schwieg. Er dachte bitter: ‚Du bedenkst nicht, kleiner Bruder, daß ich früher jedes Blatt sah und wie es sich verfärbte, und wie es im Wind schwankte.‘

„Und ich höre,“ sagte Lütte Witt und machte wieder

einen Sprung, „du kannst die jungen Tannenreihen sehn, obgleich sie doch schmal sind, und kannst sie hacken."

Bruder Gerdt kniff die feinen Lippen zusammen und schwieg. Er dachte: ‚Du bedenkst nicht, kleiner Bruder, daß ich früher edle Gebäude sah, die ich bauen wollte. Ich sah jede Linie ihrer Fenster und Gesimse. Und ich sah und zeichnete, wie ein Raum schön wurde, indem ich zu seinen Seitenflächen die richtige schöne Höhe tat. Das bedenkst du nicht.'

„Und du fürchtest die Sonne nicht mehr so sehr," sagte Lütte Witt.

Bruder Gerdt schwieg. Er dachte bitter: ‚Freilich, das ist wahr, ich fürchte sie nicht mehr so sehr. Aber du bedenkst nicht, kleiner Bruder, daß ich früher nichts mehr liebte als die Sonne. Daß ich vor Freude aufschrie, wenn ich sie über dem fernen Wald aufsteigen sah.'

Lütte Witt hatte all diese Gedanken in dem Gesicht seines Bruders gesehn und sah mit großer Trauer, daß er noch immer so bitter und mutlos war wie früher und daß sein Reden gar nichts nütze. Er dachte in seiner kleinen Seele: ‚Was soll ich nun sagen?' Dann sagte er ihm das von der Laube.

„So," sagte Bruder Gerdt noch bitterer und noch mutloser. „Was soll nun aus mir werden?!"

„Du kennst den Hans ja doch," sagte Lütte Witt, „er hat dich sehr gern. Du wirst da immer besuchen können."

Bruder Gerdt schwieg. Er dachte: ‚Ach, kleiner Bruder! Zeitlebens Gast an einem fremden Tisch!'

Lütte Witt sagte: „Aber erst reisen wir nun zu Tante Inge. Und da ist die Älteste vom Doktor. Der hab' ich

immer von dir erzählt, alles, was ich weiß. Und ich kann dir sagen, sie hat dich lieb."

Bruder Gerdt schwieg. Er dachte: ‚Ach, kleiner Bruder! Und wenn ihr mich in das Schloß des Kaisers führtet und gäbt mir seine Tochter zur Frau, was hilft es mir? Ich habe keinen Glauben zum Leben und zur Menschheit, und keinen Mut!'

Lütte Witt hatte während seiner Rede die Augen immer in seines Bruders Gesicht und sah deutlich, was darin stand. Es lag eine so schwere und traurige Hoffnungslosigkeit darin, daß es einen wundern mußte, daß die Sonne über dem Waldweg nicht aufhielt zu scheinen, und die Vögel im Wald nicht aufhörten zu singen.

„Mui," sagte Lütte Witt mit großem Atemholen, „war immer so traurig, daß sie dir nicht helfen konnte. Sie sagte immer zu mir: es ist aber kein Wunder, daß wir ihm nicht helfen können; wir haben ja kein gutes Gewissen. Sie meinte wegen Tante Inge, weil sie damals so treulos davonging und mit Vater hierherkam. Darum bin ich nach Friesland gefahren."

Bruder Gerdt hob seinen schmalen Kopf. „Darum?" sagte er.

„Ja, darum," sagte Lütte Witt. „Und ich habe es richtig erreicht. Ich habe zu Tante Inge gesagt, daß Mui immer gut von ihr geredet hat und alle Schuld ganz allein auf sich nimmt. Ganz allein. Und da hat Tante Inge Mui alles vergeben und sich mit ihr versöhnt. Und so haben wir nun ein gutes Gewissen und können dir nun helfen."

„Wir?" sagte Bruder Gerdt mit zitternder Stimme. „Was hat unsre Mutter noch mit unserm Elend zu tun?"

„Mui ist noch immer bei uns," sagte Lütte Witt leise. „Ich spreche jeden Tag mit ihr. Und sie sagte noch gestern zu mir, als ich im Zug fuhr: ‚Wir konnten es nicht erreichen, daß er uns erzählte, wie er blind geworden ist. Aber nun werden wir es durchsetzen können. Und dann wird ihm das Herz leichter und froher werden, und wir werden ihm dann auch weiter helfen können.' Ja, das sagte Mui!"

„Ich kann es nicht sagen!" sagte Bruder Gerdt. Er zitterte und suchte eine Stelle zum Sitzen. Lütte Witt führte ihn an den Wall, der neben dem Weg herlief, und er setzte sich. Es war die Stelle, wo die drei Wege abbogen, der eine in die Welt, der andre nach den Dörfern, der dritte nach der Heide, die hinter dem Wald lag. Mitten in der Gabelung erhob sich gegen den hellen Himmel die hohe alte Tanne.

„Wenn du es mir nicht sagen kannst," sagte Lütte Witt, „dann kannst du es doch Mui sagen. Mui erwartet es nun von dir. Erzähl' es Mui; aber so, daß ich es hören kann. Mui steht hier auf dieser Seite, dicht bei mir."

Bruder Gerdt zitterte an allen Gliedern und sagte leise: „Ich kann es nicht."

Lütte Witt drückte seine Hand. „Wenn es dir zu schwer wird," sagte er mit großem Mitleid, „es Mui oder mir zu erzählen ... es scheint mir, daß es dir zu schwer wird ... so erzähl' es dem lieben Gott."

„Wie kann ich das?" sagte Bruder Gerdt mit wilder Bitterkeit. „Wie kann ich es Gott erzählen, der alles mit angesehn und es geduldet hat?"

Er bog den Kopf zurück und starrte in das groß und mächtig aufsteigende Dunkel des ehrwürdigen Baumes.

„Nein," dachte er, „ich kann es nicht erzählen!" Seine Augen waren nur wenig besser geworden; aber er konnte unterscheiden, wie die schwere Last unten auf der Erde lag, und der Baum sich auftürmte, indem die mächtigen Zweighaufen sich wie dunkle Treppenstufen aufeinanderlegten. Seine unruhigen, trüben Augen gingen die Tanne auf und ab, immer auf und ab.

„Ich bin alt," sagte die alte Tanne. „Tausend Stürme sind über mich dahingefahren, und hundert Male haben Sonnenlüfte mich umweht und Schneewind hat mich umjagt. Wie viele Menschen sind diese Wege entlanggegangen, an denen ich stehe, lachend und plaudernd, oder still weinend, mit jungen und alten Gesichtern, mit guten und bösen Augen! Wie sprang und jagte, kreischte und liebte, lachte und weinte es um mich! Ich aber stand still und unbeweglich, unberührt von alledem."

„Ich bin ernst," sagte die alte, ehrwürdige Tanne, „ja, ich bin voll Schwermut. Ich tanze und lache nicht; ich rede nicht. Ich stehe wie ein stilles, dunkles, ehrwürdiges Rätsel der erhabnen Schöpfung. Wer mich still betrachtet, der merkt, daß dann und wann ein Zittern durch mich geht, ein Schauer des ewigen Geistes, der mich geschaffen."

‚Nein,' dachte der Invalide, ‚ich kann es nicht erzählen. Was soll ich die Erniedrigung der Menschheit vor Menschen ausbreiten? Ist es nicht genug, wenn ich selber, so oft ich daran denke, tieftraurig und blutrot werde ... sollen andre es auch werden? Soll es in der ganzen Welt ruchbar werden, daß es so etwas gibt? Sollen die Menschen sagen: nein, das haben wir nicht gedacht, daß es so etwas Böses und so etwas Klägliches gibt, als das, was du uns er-

zählst; und sollen sie noch trauriger werden, als sie es in dieser grauenvollen Zeit schon sind? Sollen vielleicht dann auch viele andre kommen — denn sicher sind viele solche und ähnliche Dinge geschehn — und sollen ihre Geschichten erzählen, daß die ganze Menschheit voll davon wird? Nein, es ist genug, daß ich mich so unsagbar schäme und so unsagbar traurig hierüber bin! Nein, obgleich ich fühle, daß es gut für mich wäre, wenn ich es erzählte, kann ich es doch nicht! Es ist ganz unmöglich!'

Es war ganz still. Man hörte nur das Rauschen oben in der alten Tanne und hier und da das Zwitschern der kleinen Waldvögel. Die trüben, ruhelosen Augen des Blinden — wie jene Tauben der Arche Noah, die noch kein Erdreich fanden — glitten die alte Tanne auf und nieder.

Lütte Witt war ratlos. Er dachte traurig: ‚Wenn er es mir nicht erzählen kann, und Mui nicht, und dem lieben Gott nicht ... wem soll er es dann erzählen?'

Aber plötzlich fing Bruder Gerdt an zu sprechen. Er hatte den schmalen Kopf zurückgebogen und sah mit trüben Augen, die merkwürdig still standen, während sie sonst meist flackerten, gradeaus vor sich hin. Er erzählte leise und stockend.

„Das Leben in den Schützengräben," sagte Bruder Gerdt, „und im Feld, und das viele Sterben ... hatte mich schon sehr gequält. Du hast gewiß sehr viel gesehn und erlebt ... aber so etwas Schreckliches und Grauenvolles wie das ... hast du nicht gesehn."

Lütte Witt hörte zu und dachte: ‚Wem erzählt er es nun?' Aber er hatte ja keine Zeit, darüber nachzudenken;

er mußte ja genau zuhören, was Bruder Gerdt weiter erzählte.

„Dann wurde ich verwundet und gefangen genommen," erzählte Bruder Gerdt mit leiser, stockender Stimme weiter. „Und dann kam die Nachricht vom Zusammenbruch unsres Volks ... Du bist alt," sagte er, „und hast gewiß sehr viel gesehn und erlebt. Wie viele Menschen sind an dir vorbeigegangen! Du hast an manchen Gesichtern gesehn, daß schwerer Kummer und schrecklich große Angst in ihren Herzen war! Aber etwas so Wüstes und Verzweifeltes, wie da in unsern Herzen war im Sand von Marokko, das hast du gewiß niemals gesehn! Aber ich brachte es doch fertig, wenn auch mit größter Mühe, daß ich noch an Gott, die Menschen und an Deutschland glaubte. Jedesmal, wenn Leutnant Gallant lachte und über Deutschland höhnte und es beschmutzte, schlug ich gegen meine Brust und sagte mit funkelnden Augen: ‚Ich glaube doch an Deutschland!'

Lütte Witt hörte zu und dachte: ‚Wem erzählt er nun diese Geschichte?' Aber er konnte sich ja nicht dabei aufhalten; er mußte ja genau hören, was Bruder Gerdt weiter erzählte.

„Wir bauten Autostraßen," sagte Bruder Gerdt, „und mußten hart arbeiten und die Sonne war heiß und glühend auf dem weißen Sand. Ich will ganz vorsichtig und gerecht sein. Meine Augen hatten wohl durch die Kopfwunde schon etwas gelitten; dazu kam die grelle Sonne, und zum Dritten, daß ich nachts, wenn alle schliefen, um Deutschland weinte. Ja, dies Weinen hat ihnen auch sehr geschadet; ich merkte es; aber ich konnte es nicht lassen ...

Aber nun ärgerte sich Leutnant Gallant, daß ich immer noch an Gott und die Menschen und an Deutschland glaubte ... Und da war in der Wachtmannschaft der Soldat Ibrahim ... der war ein Tier ... Du hast viele, viele Tiere an dir vorübergehn sehn, bei Tag und Nacht, Tiere mit guten, stillen Augen, und solche mit funkelnden, grausamen Augen. Aber keins mit so bösen Augen wie seine."

Lütte Witt dachte: ‚Wem erzählt er nun diese Geschichte?' Aber er konnte sich ja nicht dabei aufhalten; er mußte ja genau zuhören, was Bruder Gerdt weiter erzählte.

„Leutnant Gallant wußte, daß der Soldat Ibrahim ein Tier war; aber er ließ ihm doch Gewalt über uns. In einem Anfall von tierischer Wut befahl er uns eines Tags, Deutschland zu verfluchen, sonst sollten wir eine Stunde lang in die Sonne starren, die grell weiß überm Sand am Abendhimmel stand ... Meine Kameraden hatten mir versprochen, daß sie mir im Kampf mit dem Tier beistehn wollten ... damit wir es los würden ... Aber nun, da sie sahn, daß bei Leutnant Gallant kein Mitleid und keine Hilfe war, brachen sie zusammen ... Sie warfen sich vor dem Tier in den Sand und fluchten Deutschland ... ich aber wollte nicht und mußte in die Sonne starren. Als die Stunde um war, drehten sich glühende Kugeln in meinem Hirn ... In der Nacht erkannte ich, daß meine Augen verdorben waren ... Aber mehr als das traf es mich, daß meine Kameraden sich so erniedrigt hatten."

‚Ach Gott!' dachte Lütte Witt ... ‚Es sind auch Deutsche gewesen, die seine Qual gewesen; nicht allein Franzosen! ... Aber wem erzählt er es?' dachte er. Aber er konnte

sich bei diesem Gedanken ja nicht aufhalten; er mußte ja weiter zuhören.

„Du hast viel gesehn und erlebt," sagte Bruder Gerdt, die trüben Augen gradeaus gerichtet, „da du wohl über zweihundert Jahre alt bist. Ich denke mir, daß es, wenn nicht mehrere Male, so doch einmal geschehn ist, daß einer an diesen drei Wegen stand und erkannte, daß es für ihn keinen Sinn hatte, irgendeinen von diesen drei Wegen zu gehn, sondern daß es das Beste, ja das einzig Richtige wäre, wenn er unter deine Zweige träte und erhängte sich."

Nun erkannte Lütte Witt, wem Bruder Gerdt die Geschichte erzählte! Daß er sie der alten Tanne erzählte! Aber er konnte sich ja nicht dabei aufhalten, darüber nachzudenken. Er mußte ja weiter zuhören.

„So verzweifelt," sagte Bruder Gerdt, „ja noch verzweifelter als so einem armen Menschen war mir zumute! Ich biß mit den Zähnen in das schmutzige Stroh, auf dem ich lag, und lachte und höhnte über Gott und alle Menschen und über Deutschland. So hoch mein Glaube gewesen war ... nun brach er zusammen; und ich lachte über die Treue." Er wollte fortfahren und sagen: „... und ich lache auch jetzt noch!"

Aber er konnte es nicht. Nein! Er konnte es nicht. Da er seine schwere, schwere Geschichte nun erzählt hatte, war ihm sonderbar leicht und hell ums Herz. Er trug es nun ja nicht allein mehr. Da war die alte, ehrwürdige Tanne, und all die andern alten Bäume, die herumstanden; die all das Leid, das sie selbst erlebt und das sie gesehn hatten, so tapfer und grade trugen. Die trugen nun auch das seine mit. Und da war der Geist der lieben Mutter, die sein

großes Leid schon immer mit ihm hatte tragen wollen; die sich so viel Not gemacht, daß sie es nicht vermochte, die nicht geruht, bis sie ein reines und starkes Gewissen bekommen hatte, allein zu dem Zweck, daß sie ihm in seinem Leid helfen könnte. Die trug sein Leid nun mit. Und da war der tapfere kleine Bruder, dessen Hand in der seinen bebte, der mit seiner kleinen, drängenden Stimme weiter gegen diese verschlossene, verrammelte Tür seines Herzens gestoßen hatte. Nein, er konnte nicht bitter lachen, wie er im letzten Jahr so oft getan hatte! Er war ganz still und wartete.

„Bruder Gerdt," sagte Lütte Witt mit leiser Stimme. „Sag' mir, ist dir nun etwas leichter, da du es erzählt hast?"

„Ja," sagte Bruder Gerdt mit großem Atemholen. „Es ist mir etwas leichter, nun ich mein Herz geöffnet habe und habe es hinausgelassen. Ja, es ist gut, daß ich mein Herz geöffnet habe und habe es hinausgelassen."

„Bruder Gerdt," sagte Lütte Witt, indem er die Hand des Bruders drückte; „ich kenne ja auch den Ibrahim. Ich glaube, daß er als kleines Kind von einem Schakal gestohlen worden ist und in der Höhle des Schakals groß geworden ist. Wenn er aber dies große Unglück gehabt hat, in solcher Umgebung groß zu werden, wie konnte er dann anders werden, als er geworden ist?"

Bruder Gerdt hörte zu.

„Und deine Kameraden waren gewiß verheiratet," sagte Lütte Witt mit seiner sanften kleinen Stimme, „und hatten gute Frauen und liebe Kinder zu Hause, die sie doch sehr gern wiedersehn wollten; oder sie hatten alte Eltern,

für die sie sorgen mußten. Es ist wirklich nicht zu verwundern, daß sie ihr Leben und ihre Augen retteten."

Bruder Gerdt hörte zu.

„Und was Deutschland angeht," sagte Lütte Witt, „so sagte Mui immer zu mir: Wir beide wollen nicht auf Deutschland schimpfen, Lütte Witt, sagte sie, wie so viele tun. Die, welche schimpfen, wissen nicht, wie unsagbar groß die Qual des einfachen Volkes war. Es gibt eine gewisse Grenze, sagte Mui, was Menschen ertragen können; und dies ging über diese Grenze. Der Hunger und die seelische Not ging über Menschenkraft. Das Volk fühlte, sagte Mui, daß es allmählich, wenn das Menschenmorden und Kindersterben und Hungern noch ein Jahr dauerte, daß es dann so herunter käme, daß es sich vielleicht nicht wieder erheben konnte. Es fürchtete, daß es zum Tiere herabsank. Ja, das fühlte und fürchtete es; und davor erschrak es über alle Maßen. Du mußt es dir so vorstellen, sagte Mui: wenn ein Mensch einen Abhang hinuntersauft und da sieht er plötzlich vor sich einen Abgrund gähnen. Was tut dieser Mensch? Er schmeißt sich nieder, und wenn er sich auch Gesicht und Glieder zerschindet. Sieh, so machte es das deutsche Volk. Es warf sich kurz vor dem Abgrund, in der Angst vor dem Abgrund, nieder. Mui sagte, es ist eher eine Ehre für das deutsche und das russische Volk, daß sie zusammenbrachen, als daß es eine Schande ist. Sie bewiesen damit, wie sehr sie das Gute und Reine liebten, daß sie nicht zu Tieren herabsinken wollten. Man muß es ganz auseinander halten, sagte Mui: den Zusammenbruch und die Revolution. Der Zusammenbruch war menschlich, sagte sie, ja, eher ehrenvoll als das Gegenteil. Die Re-

volution war nur der Schmutz, der um den Zusammengefallenen aufquoll und ihn fast bedeckte. Ja, das sagte Mui. Wir sprachen fast jeden Abend davon. Und sie sagt es auch jetzt noch."

Bruder Gerdt hörte zu.

„Und wie viele gute Menschen gibt es überall in der ganzen Welt," sagte Lütte Witt mit seiner tapfren, kleinen Stimme. „Da ist der Lehrer und der alte Förster und die alte Greth, und Schwester Liesbeth, Tante Inge und der Doktor und seine Kinder, und die beiden Brüder Jacquelin, die mir mehrmals geholfen haben. Und der eine Marokkaner war auch immer freundlich mit mir. Es gibt viel, viel mehr gutwillige Menschen als böse; ich kann sie gar nicht alle aufzählen, die ich schon kenne, obgleich ich noch so klein bin. Ich glaube wohl, daß die alte Tanne auch böse Menschen hier hat vorbeigehn sehn. Aber ganz gewiß hat sie zehnmal mehr Menschen hier gehn sehn, die das Gute wollten, und die wußten, welchen dieser drei Wege sie einschlagen sollten."

Bruder Gerdt hörte zu.

„Und dann muß ich noch eins sagen," sagte Lütte Witt mit sehr tapfrer, ein wenig zitternder Stimme, „Mui hatte in ihrer Jugend einen Irrtum begangen. Sie war undankbar gegen Schwester Inge gewesen. Davon, sagte sie, war sie ihr lebelang unglücklich und schwach. Und ebenso war es mit dem alten Kicke, dem Knecht bei Tante Inge. Der hatte seiner Mutter nicht geholfen, als sie in Not war. Das quälte ihn vierzig Jahre; er war krank und schwach davon. ‚Man muß am allermeisten und zu allererst ein reines Gewissen haben,' sagte Mui. ‚Wer ein reines Ge-

wissen hat, der kann alles Böse ertragen und alles Gute durchsetzen.' Ja, das sagte sie. Mui sagte zu mir: ‚Manchmal ist ein Mensch immer unruhig und unglücklich, und meint, es liegt an diesem und jenem, an irgendwelchen Menschen oder Dingen. So erging es auch mir,' sagte Mui. ‚Aber dann merkte ich, ich hatte ein schlechtes Gewissen.' Ja, das sagte Mui. Und darum schickte sie mich zu Schwester Inge. Sag' mal ... sag' mal ... hast du vielleicht auch ein schlechtes ... hast du vielleicht auch einen Irrtum begangen?"

Es war ein sehr starkes Stück von Lütte Witt, daß er dies Wort sagte. Es ist schon ein starkes Stück, ein großes Wagnis, einem gesunden oder gar einem lachenden Menschen so etwas zu sagen. Aber es ist ein ungeheures Wagnis und fast übermenschlich, ein solches Wort zu einem zu sagen, der in seiner Jugend fast ganz erblindet ist, der da, 26 Jahre alt, einer alten Tanne gegenüber am Weg auf dem Wall sitzt, und sieht nichts weiter, als die dunklen Stufen ihrer Zweige.

Aber Bruder Gerdt hörte zu.

„Mui sagt," sagte Lütte Witt mit zitternder Stimme, „daß dein Glaube ein Luftschloß war und zusammenbrach ... Sie meinte, du hättest es zu leicht und zu hoch gebaut ... Du brauchst es ja nicht gleich zu wissen," sagte Lütte Witt, „aber du mußt darüber nachdenken."

Bruder Gerdt hörte zu.

„Es kann leicht sein," sagte Lütte Witt, „daß es das ist, daß du dein Luftschloß zu leicht und zu hoch gebaut hast. Mui wenigstens sagte es zu mir. Sie sagte, du wärst ein richtiger Rheinländer und ein Hochhinaus gewesen und hättest ein

Luftschloß gebaut in deinem Herzen ... sie meinte, so von Gott, Welt und Menschen ... und das wäre dann zusammengestürzt, als ein Sturmwind kam. Ja, das sagte sie. Und dann sagte sie: ‚Das Schlimme ist, daß er diesen seinen Irrtum, seine Sünde, nicht anerkennen will, daß er den Trümmerplatz wüst liegen läßt, und dasteht und sich quält, und gegen alles anwütet und schimpft. Er muß wieder anfangen zu bauen,' sagte Mut ... ‚aber fester und nicht so hoch!' Ja, das sagte Mut. An jedem Abend, wo wir beieinander saßen."

„So ..." sagte Bruder Gerdt leise, „das sagte sie. So ... Ja ... ich habe wohl auch schon darüber nachgedacht, und habe gefühlt, daß da Wahres darin ist ... Als ich damals nach Amerika fahren sollte und es nicht konnte, da kam mir zum erstenmal das Gefühl, daß es wohl so wäre ... Ja, es mag wohl sein, daß ich zu rasch und zu leicht gebaut habe."

Lütte Witt stand der Atem still. Er war so glücklich, so selig, daß ihm der Atem still stand. Er konnte kein Wort herausbringen.

Erst nach einer ganzen Weile sagte er, mit ganz leiser stockender Stimme, so, als wenn er ein Glas in der Hand hielte, so zart, so zerbrechlich, daß es den Atem des Mundes nicht ertragen konnte ... es würde sicher zerbrechen ...: „Dann ... wollen wir noch eine ... kleine Zeit hier beieinander sitzen ... und dann wollen wir zu den andern gehn."

„Geh' du nur," sagte Bruder Gerdt. „Ich will hier noch eine Weile allein sitzen bleiben."

Da ging er.

XVIII

Ultima ratio

Am andern Morgen fuhren sie alle vier in die Stadt. Sie wollten den Hausstand dort packen und auflösen. Sie hatten aber auch sonst noch jeder seine besondere Aufgabe. Liesbeth wollte sich von dem Geschäft verabschieden, für das sie gearbeitet hatte; Gerdt wollte sich dem Arzt zeigen; und der Lehrer und Lütte Witt mußten sich von ihren Schulen lösen. Daneben meinte Lütte Witt, daß er Frank Williams und auch seinen Hunden ein Wiedersehn schuldig wäre, bevor er die Stadt für immer verließe. Sie wußten, daß vor einigen Tagen im Gebiet der Stadt ein französischer Posten erschossen und am folgenden Tag eine Bahnbrücke gesprengt war und daß daraufhin neue, harte Bedrückung eingesetzt hatte. Aber die Gewalttaten und Wiedervergeltungen kamen nun fast wöchentlich vor, doch durften sie hoffen, daß sie als harmlose Reisende dennoch ungehindert und ungeschädigt durchkommen könnten.

Lütte Witt war während der ganzen Fahrt in sich selig und unsagbar ausgelassen. Er hatte Liesbeth und dem Lehrer über seine Unterhaltung mit Bruder Gerdt berichtet, und gesagt, daß er fest überzeugt wäre, daß Bruder Gerdt nun wieder froh werden würde. Er sah mit leuchtenden, beredten Augen bald in das Gesicht des Bruders, der in stillem Nachdenken versunken dasaß und auf Fragen und Erzählungen der andern wenig acht gab, bald in die Gesichter der andern, denen er immer wieder zunickte; bald war er in eifriger Unterhaltung mit seiner Mutter und saß mit heimlichem Lächeln in seinem frischen kleinen Ge-

sicht da. Für alles, was um ihn geschah und gesprochen wurde, hatte er kaum Auge und Ohr. Er sprach wenig.

Als sie den Bahnhof erreichten, kamen sie, genau wie bei ihrer Abreise vor fünf Wochen, wieder in ein klägliches Gewirr von Familien, die vertrieben wurden. Truppen standen in Ketten und riefen und stießen mit den Menschenmassen, als wenn es Schafherden wären. Die Soldaten waren aufs schwerste bewaffnet, klirrten mit den Bajonetten, schimpften und schrien, und mehrere Male hörte man das Zurückstoßen der Gewehrschlösser.

Als Lütte Witt und sein Bruder den Ausgang erreicht hatten und sahen, daß die beiden andern noch zurückgeblieben waren, gingen sie langsam weiter. Lütte Witt war durch das kriegerische, feindliche Treiben, das nun so plötzlich wieder vor ihm stand, aus all seinem schönen Glück gefallen und war sehr bedrückt. Es fiel ihm nun auch wieder aufs Herz, wie die Leute vorgestern im Zug geredet hatten. „Du glaubst nicht, Bruder Gerdt," sagte er bekümmert, „was sie vorgestern im Zug von den Franzosen gesagt und auf sie geschimpft haben!"

„So ..." sagte Bruder Gerdt, der tief in seinen Gedanken war.

„Ich glaube," sagte Lütte Witt, „die Franzosen haben schon viel Unrecht an Deutschland getan, und haben ein schlechtes Gewissen, und darum sind sie so wild und böse."

„Das ist wohl so ..." sagte Bruder Gerdt, der ganz in Gedanken war.

„Aber wir Deutsche, sagt Mui, haben auch nicht immer richtig und gut gehandelt."

„Nein, das haben wir wohl nicht."

„Bruder Gerdt," sagte er dringender, „glaubst du, daß es ganz und gar unmöglich ist, daß zwischen Deutschland und Frankreich jemals Friede wird?"

„Ja," sagte Bruder Gerdt, noch in seinen Gedanken, „wie sollte das möglich sein?"

„Soll ich dir mal was sagen?"

„Nun?"

„Sie müssen es beide so machen, wie Mui es gemacht hat."

„Wie meinst du das?"

„Sag' mal," sagte Lütte Witt, „haben die Franzosen einen Reichstag?"

„Ja ... den haben sie."

„So ... weißt du, Bruder Gerdt, dann müßte der französische Reichstag eine Botschaft nach Berlin schicken und sagen: Unser Volk hat seit Jahrhunderten großes Unrecht am deutschen Volk getan. Wir bitten euch, vergebt es uns. Wir wollen von nun an in Frieden miteinander leben. Und dann, wenn die wieder nach Paris zurückgekommen sind," sagte Lütte Witt, „müßte der Berliner Reichstag eine Botschaft nach Paris schicken und müßte genau dasselbe sagen ... Ja, dann würde wirklich Friede sein."

„Ja," sagte Bruder Gerdt, der nun erwacht war und zugehört hatte, „dann würde wirklich Friede sein." ‚Aber das' ... dachte er bei sich selbst ... ‚ist ja der Gedanke eines Kindes!' ... ‚Freilich,' dachte er weiter ... ‚der Heiland hat gesagt: wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen! ... Also ist es denn wohl der einzige richtige Weg. Ja, allerdings ... es ist der einzige Weg.'

Sie hatten die Hauptallee verlassen und gingen quer über den Platz, ganz in ihren Gedanken versunken. Lütte Witt, selig in seinem Gedanken, hüpfte an der Hand seines Bruders mehrere Male nacheinander.

Plötzlich wurde ihnen bewußt, daß man hinter ihnen, von der Allee her, rief und schrie: „Verboten! Verboten! Zurück ... da wird geschossen!"

In dem Augenblick klirrten von der Marokkanerwache her Gewehre, und einige der Wache riefen: „Suruck! Suruck!"

Wir sagen ausdrücklich, daß die andern nicht schossen, ja, daß sie sogar warnten und schützten. So schwer es ihrer romanischen Zunge wurde: sie riefen und warnten: „Suruck! Suruck!"

Aber da sprang der Soldat Ibrahim, der die Hunde gequält und den Überfall auf die Schwester versucht hatte, heraus, riß ein Gewehr an sich und schoß zweimal und traf Lütte Witt, der nach vorn stolperte und seinem Bruder vor die Füße fiel.

Der Blinde, von den Schüssen und dem Fall erschreckt, hilflos, schrie und beugte sich zu dem Liegenden herab. Der erste, der kam, war der Amerikaner; sein Taschentuch schwenkend, kam er von der Bank herangehinkt. Dann kamen drei von der Schützenkaserne mit einer Bahre, dann langsam und mit kalten, neugierigen Augen Leutnant Gallant.

Der Amerikaner, der sich um den Verwundeten bemühte, sagte bitter: „Es war ein Halbblinder, in der ganzen Stadt bekannt ... und ein Kind ... wie konnten Sie schießen?"

„Befehl!" sagte der Leutnant kalt.

Liesbeth und der Lehrer waren nun auch herangekom-

men und knieten um ihn. Der Lehrer sprang auf und stürzte sich auf den Leutnant, wurde aber von andern daran gehindert. Eisenbahner, die ihre Last abgelegt hatten, legten ihn auf die Bahre, mit leisen, wilden Worten und mit knirschenden Zähnen. Er blutete an der Schulter an zwei Stellen und war ohnmächtig.

Als er am Nachmittag nach der Operation aus seiner Ohnmacht erwachte und erfahren hatte — man mußte es ihm sagen — daß er verwundet wäre, suchte er gleich die Hand seines Bruders. Es war sonst niemand da als Liesbeth.

Bruder Gerdt wußte, was ihn bewegte, und sagte mit leiser Stimme: „Ich will dir sagen, lieber Bruder, daß ich schon längere Zeit auf dem Weg war, den unsre Mutter wünschte. Wenn ich in diesem Sommer abends allein am Waldweg saß, wo ich gestern abend so lange allein gesessen habe, der alten Tanne gegenüber, und sah die Bäume stehn und hörte die Tiere von der Weide vorbeikommen und hörte das Wild an der Lichtung vorbeischleichen, dann redeten sie alle mit mir, und alle redeten in derselben Weise: Was sind wir für ein Gemächte, sagten sie, wir armen zahllosen Wesen auf dieser Erde, Tote und Lebende, und auf allen Sternen? Was sind wir, was wissen wir, und welche Rechte haben wir? Wie können wir uns beklagen und was können wir dagegen sagen, daß Schönheit und Häßlichkeit, Güte und Grausamkeit, alles durch- und nebeneinander ist? Es ist alles durcheinandergewebt von Händen, die ruhn nicht Tag noch Nacht. Wenn es aber so steht, sagten die Bäume und Tiere und die Menschen, die vorübergingen, so wollen wir einen guten Glauben haben und keinen bösen, und wollen einen frohen Glauben und keinen finstern, daß

unsre Seele blühen kann. So redete es alles zu mir, da am Waldweg, und ich mußte es anhören, obgleich ich mich sehr dagegen sträubte. Und alles, alles wiederholte mir immer dasselbe Wort: Du mußt demütig werden, dann kannst du tiefer sehn! Du mußt demütig werden, dann kannst du tiefer sehn! Und dann kamst du, und erzähltest mir von der Not beladner Gewissen. Da grub ich gestern abend am Waldweg und in dieser letzten Nacht in meinem eignen Herzen nach, und da fand ich, daß es so ist, wie unsre Mutter gesagt hat: daß ich damals in eitlem Leichtsinn Luftschlösser gebaut habe, ohne Grund, leicht und hoch, die mit Recht in Trümmer gegangen sind; und daß ich mich in die Knie legen und vorsichtig ein neues bauen muß. Und nun ist Friede in mein Herz eingezogen, nun ich demütig bin."

Lütte Witt verstand es lange nicht alles, was sein Bruder sagte; aber er fühlte deutlich, daß Bruder Gerdt nun nicht mehr bitter war.

Und er sagte das auch grade heraus. Da er fühlte, daß sein kleiner Bruder eine solche Versicherung wünschte — da er die Worte des Bruders nicht ganz verstanden haben konnte — sagte Bruder Gerdt: „Obgleich ich immer halbblind sein werde," sagte er, „will ich doch mutig und freundlich sein. Ich will an alles gute Menschentum glauben und will dabei mithelfen, und will so sein und leben, daß die Menschen sagen: Seht, er ist fast blind, und glaubt doch an das Schöne und Gute."

Als Bruder Gerdt das gesagt hatte, fand Lütte Witt den Mut, von der Ältesten zu sprechen. Er sagte mit leiser abgebrochner Stimme, daß sie zwar alle sehr nette Mädchen wären; aber daß die Älteste doch die beste wäre. Da

er durch diese Worte ganz nach Friesland versetzt war, sagte er mit lauterer Stimme: „Ach, wie gern möchte ich sie alle wiedersehn; aber am meisten Tante Inge und Hille.“ Er wollte noch mehr sagen; aber er wurde zu schwach. Er wollte sagen, daß Tante Inge, wenn sie käme, gewiß die Lederkappe aufhaben würde, die der Doktor ‚die friesische Sturmhaube‘ nannte. Als er an die Worte und das Gesicht des Doktors dachte, lächelte er.

Da er seine Sehnsucht nach den Friesen am Abend wiederholte und da der Arzt sagte, daß eine innere Verblutung zu befürchten wäre, sandten sie eine Depesche nach dem Norden und meldeten, was geschehn war.

Er lag zwischen Wachen und Träumen. Meistens war seine Mui bei ihm und es war ein lebhaftes Hin- und Herreden.

„Wie glücklich bin ich,“ sagte er, „daß Bruder Gerdt nun ein gutes Gewissen hat und wieder froh geworden ist.“

„Ja,“ sagte die Mutter, „darüber bin ich auch so froh ... so froh! Ich kann dir nicht sagen, wie froh!“

„Ich wundre mich sehr,“ sagte Lütte Witt, „daß auch Bruder Gerdt ein schlechtes Gewissen hatte. Ich hatte es nicht für möglich gehalten. Ich muß nun wohl fast glauben, daß alle Menschen und alle Völker schlechte Gewissen haben. Und nun denke ich natürlich darüber nach, ob ich auch selbst ein schlechtes Gewissen habe ...“

„Ja,“ sagte die Mutter lächelnd, „was sollte das nun sein? Die Lüge damals zusammen mit Frank Williams?“

„Ja,“ sagte Lütte Witt, „das! Aber wir taten es bloß, damit ich zu Tante Inge käme.“

„Und dann bist du zuweilen ein bißchen eitel gewesen. Ich glaube, du wußtest, daß du ein ganz hübscher Junge warst.“

„Nein," sagte Lütte Witt lächelnd, „was du doch für eine Mut bist! Wer hat mir das beigebracht, bitte? Niemand anders als du! Aber ich sehe dir auch an, daß du bloß Spaß machst. Es ist wirklich ein starkes Stück: selbst mit solchen Sachen machst du Spaß."

„Ich bin ja tot," sagte die Mutter, „und du bist noch ein Kind; da können wir über alles sprechen und spaßen."

„Es ist wohl wahr," sagte er mit großem Ernst und Nachdruck, „daß ich zuweilen etwas eitel war; aber die Menschen haben auch schuld daran; sie haben mich verzogen. Aber Tante Inge nicht."

„Ist das nicht Tante Inge," sagte die Mutter, „die hier an deinem Bett steht?"

Er öffnete die Augen und erkannte Tante Inge und Hille und den Doktor, und wunderte sich sehr, daß er grade an sie gedacht hatte. Er machte nur eine kleine Bewegung, als wollte er auf seine höfliche Weise die Mütze abnehmen, und lächelte und sagte mit leiser Stimme: „Da seid ihr ja."

Tante Inge, noch in der braunen verwitterten Kappe, beugte sich über ihn und sagte mit ihrer buffigen Stimme, die zitterte: „Ich habe den Doktor und seine Älteste gleich mitgebracht. Ich will euch nun alle mit nach dem Norden nehmen."

Er nickte bestätigend. „Und Hille muß Gerdt führen," sagte er.

Am Nachmittag kam Frank Williams, der sich in der Erregung des traurigen Ereignisses, als er herangelaufen gekommen war, das Knie verletzt hatte. Er ging schwer am Stock. Er wußte, wie es um den Kleinen stand.

„Mein Freund," sagte er, „mein Volk hatte deinem

Volk versprochen, daß nach diesem Krieg kein Sieg sein sein sollte. Wenn mein Volk sein Wort gehalten hätte, wäre all dies Unglück nicht geschehn ... Ich bitte dich um Vergebung." Er kehrte sich um und ging mit zusammengebissenen Zähnen aus der Stube.

In der Dämmerung sahen sie einen Soldaten vor dem Hause stehn. Als er eine Stunde da gestanden hatte, ging der Lehrer hinaus und fand einen der Marokkaner. Er wollte dem Kleinen einen Blumenstrauß bringen, wagte sich aber nicht hinein. Der Lehrer nahm ihm den Strauß ab und sagte, daß er den Kranken von ihm grüßen wolle.

Am andern Morgen, als er schwächer und schwächer wurde — es war eine innerliche Verblutung, die nicht zu hemmen war —, kamen auch die beiden Brüder Jacquelin in den Garten. Als sie es ihm sagten, freute er sich; und als sie merkten, daß er nach der Tür sah, ließen sie sie hereinkommen. Sie traten heran und küßten unter Tränen seine Hände und beteten kniend. Als sie hinausgingen, sagten sie leise zu Liesbeth: „Er liegt ganz so da, wie unsre kleine Schwester, als sie nach Hause gebracht war und in ihrem Bett lag."

Liesbeth fragte teilnehmend: „Was war mit Ihrer kleinen Schwester?"

„Oh," sagten sie leise und verlegen, „sie starb im Anfang des Krieges bei der Erstürmung unsres Dorfes." Sie waren sehr verlegen. Sie wollten nur andeuten, daß auch belgische und französische Kinder durch diesen schrecklichen Krieg getötet waren, der immer noch nicht zu Ende gehn wollte.

Wie es mit dem General war, weiß man nicht. Viel-

leicht hätte er gern einen kleinen Brief gesandt, daß es ihm leid täte. Aber der Sieger darf ja nicht menschlich sein. Grade das ist das Wesen des Siegers und sein Glanz: das unmenschlich sein.

Er lag die Nacht in Atembeschwerden und mühsamer Unruh. Sein Gesicht wurde von Stunde zu Stunde schmäler und blasser. Gegen Morgen bat er in seiner höflichen Weise, daß sie den neuen Anzug mit dem neuen weißen Kragen zurechtlegen sollten; er wolle aufstehn. Dann aber hatte er es vergessen. Nach einer Weile war er wieder in Unterhaltung mit seiner Mutter, wie sie aus einigen Worten merkten. Sie sagte, sie hätten nun alle ein reines Gewissen; und sie wolle nun weiter gehn, tiefer ins Reich Gottes hinein. Sie könne es vor Ungeduld nicht ertragen, sie wolle das große Geheimnis Gottes sehn. „Mir scheint, du kommst mit," sagte sie. „Sieh da, du hast deinen neuen Anzug schon zurechtgelegt. Oh, du eitler, kleiner Junge!"

Er sagte in seiner alten Weise: „Nein, und das will eine Mui sein!"

Als der trübe Tag gegen Mittag ging, ging es zu Ende. Sein letztes Wort war: „Mui sagt auch, er ist von einer Hyäne geraubt und aufgezogen worden ..." Dann war es nur noch ein Kampf des kleinen Körpers.

Und dann lag er da wie ein tapferer kleiner Kämpfer, ein Soldat des Menschenlebens. Um die breite feine Stirn und den schönen trotzigen Mund war ein geheimnisvolles Lächeln, wie ein Zeichen des ewigen Geheimnisses, des Geheimnisses von dem heiligen Wert und Stolz des Leidens und Sterbens.

ENDE

Charitas Bischoff, Amalie Dietrich. Ein Leben. Mit 8 Bildnissen. 83. Tausend.

— —, Bilder aus meinem Leben. Mit sechzehn Vollbildern und fünf Textillustrationen. 36. Tausend.

Walther Burk, Der versunkene Herrgott. Roman.

Gustaf Dickhuth, Wie der Leutnant Hubertus von Barnim sich verloben wollte und anderes. Novellen.

Hans Dittmer, Vronw Johanna. Ein Roman aus Ostfriesland.

Ernst Eckstein, Murillo. (Fehlt zurzeit.)

— —, Hertha. Roman. (Fehlt zurzeit.)

— —, Themis. Roman. Zwei Bände.

— —, Der Mönch vom Aventin. Novelle. Vierte Auflage.

— —, Familie Hartwig. Roman. Dritte Auflage.

— —, Kyparissos. Roman. Zweite Auflage.

— —, Roderich Löhr. Roman. Zweite Auflage.

— —, Adotja. Novellen.

— —, Die Hexe von Glaustädt. Roman. Dritte Auflage.

Gustav Falke, Die Stadt mit den goldenen Türmen. Die Geschichte meines Lebens. 25. Tausend.

Heinrich Federer, Lachweiler Geschichten. Fünf Erzählungen. 27. Tausend.

— —, Berge und Menschen. Roman. 97. Tausend.

— —, Pilatus. Eine Erzählung aus den Bergen. 45. Tausend.

— —, Jungfer Therese. Eine Erzählung aus Lachweiler. 28. Tausend.

— —, Das Mätteliseppi. Eine Schweizer Erzählung. 46. Tausend.

— —, Spitzbube über Spitzbube. Eine Erzählung. 40. Tausend.

— —, Wander- und Wundergeschichten aus dem Süden. Novellen. 11. Tausend.

— —, Papst und Kaiser im Dorf. Eine Erzählung.

Gustav Frenssen, Die Sandgräfin Roman. 113. Tausend.

— —, Die drei Getreuen Roman. 155. Tausend.

— —, Jörn Uhl Roman. 301. Tausend.

Gustav Frenssen, Hilligenlei. Roman. 183. Tausend.
— —, **Peter Moors Fahrt nach Südwest.** Ein Feldzugsbericht. 200. Tausend.
— —, **Klaus Hinrich Baas.** Roman. 112. Tausend.
— —, **Der Untergang der Anna Hollmann.** Eine Erzählung. 73. Tausend.
— —, **Bismarck.** Epos. Neue Ausgabe. Der Reihe nach 31. Tausend.
— —, **Die Brüder.** Eine Erzählung. 105. Tausend.
— —, **Der Pastor von Poggsee** Roman. 70. Tausend.
— —, **Lütte Witt.** Eine Erzählung.

Ludwig Ganghofer, Doppelte Wahrheit. Neue Novellen. 11. Tausend.
— —, **Fliegender Sommer.** Novellen. Der Reihe nach 26. Tausend.
— —, **Das Schweigen im Walde.** Roman. Neue Ausgabe. 165. Tausend.
— —, **Die Trutze von Trutzberg.** Eine Geschichte aus Anno Domini 1445. 96. Tausend.
— —, **Das große Jagen.** Roman aus dem 18. Jahrhundert. 93. Tausend.
— —, **Edelweißkönig.** Hochlandsroman. Neue Ausgabe. Der Reihe nach 163. Tausend.
— —, **Das Kind und die Million.** Eine Münchner Geschichte. 55. Tausend.
— —, **Das wilde Jahr.** Fragmente aus dem Nachlaß. 23. Tausend.

Hans Ferdinand Gerhard, In der Jodutenstraße. Roman. 3. Tausend.

Kurt Geucke, Kust. Die Geschichte eines Lebens. Roman. Neue Ausgabe.

Hermann Heiberg, Reiche Leute von einst. Roman.

Elisabeth von Heyking, Weberin Schuld. Novellen. Mit Bildnis.

Hans Hopfen, Gotthard Lingens Fahrt nach dem Glück. Roman.

F. Hugin, Durch den Nebel. Roman. 4. Tausend.

Johannes Jegerlehner, Marignano. Eine Erzählung. 8. Tausend.

Johannes Jegerlehner, Petronella. Roman aus dem Hochgebirge. 7. Tausend.

— —, **Grenzwacht der Schweizer.** Eine Erzählung. 7. Tausend.

— —, **Bergluft.** Eine Erzählung aus der Schweizer Hochgebirgssommerfrische. 7. Tausend.

— —, **Die Schloßberger.** Geschichte einer Jugend.

— —, **Unter der roten Fluh.** Roman aus den Walliser Alpen.

Wilhelm Jordan, Zwei Wiegen. Ein Roman. Neue Ausgabe. Zwei Bände. 7. Tausend.

Adam Karrillon, Michael Hely. Roman. 12. Tausend.

— —, **Die Mühle zu Hufterloh.** Roman. 10. Tausend.

— —, **O Domina mea.** Roman. 8. Tausend.

— —, **Im Lande unserer Urenkel.** Mit Zeichnungen von Gino Finetti. 4. Tausend.

— —, **Bauerngeselchtes.** Sechzehn Novellen aus dem Chattenlande. 3. Tausend.

— —, **Adams Großvater.** Roman. 8. Tausend.

— —, **Sechs Schwaben und ein halber.** Eine Weltreise. Mit Zeichnungen von Karl Worm. 7. Tausend.

— —, **Erlebnisse eines Erdenbummlers.** Eine Selbstbiographie.

Joseph von Lauff, Kärrekiek. Roman. 18. Tausend.

— —, **Pittje Pittjewitt.** Roman. 29. Tausend.

— —, **Frau Aleit.** Roman. 25. Tausend.

— —, **Die Tanzmamsell.** Roman. 25. Tausend.

— —, **Sankt Anne.** Roman. 22. Tausend.

— —, **Revelaer.** Roman. 25. Tausend.

— —, **Lux aeterna.** Roman. 14. Tausend.

— —, **Die Brinkschulte.** Roman. 21. Tausend.

— —, **Anne-Susanne.** Roman. 31. Tausend.

— —, **Sergeant Feuerstein.** Roman. 25. Tausend.

— —, **Schnee.** Ein niederrheinischer Roman. 27. Tausend.

— —, **Sinter Klaas.** Ein Roman vom Niederrhein. 28. Tausend

— —, **Springinsröckel.** Ein kurioser Roman vom Niederrhein. 16. Tausend.

— —, **Die Seherin von der Getter.** Roman. 12. Tausend.

— —, **Die Tragikomödie im Hause der Gebrüder Spier.** Eine niederrheinische Geschichte.

Fritz Philippi, Adam Notmann. Ein Leben in der Zelle. Roman.

Wilhelm Raabe, Die Chronik der Sperlingsgasse. 159. Auflage.

— —, **Horacker.** 43. Tausend.

— —, **Unruhige Gäste.** Ein Roman aus dem Säkulum. Zwölfte Auflage.

— —, **Im alten Eisen.** Eine Erzählung. 11. Auflage.

— —, **Nach dem großen Kriege.** Eine Geschichte in zwölf Briefen. Siebente Auflage.

— —, **Die Kinder von Finkenrode.** Dreizehnte Auflage.

— —, **Halb Mär, halb mehr.** Erzählungen, Skizzen, Reime. Dritte Auflage.

Otto Rodehorst, Und wenn die Welt voll Teufel wär'. Eine Erzählung. 8. Tausend.

Erich Scheurmann, Ein Weg. Roman.

— —, **Abseits.** Sechs Erzählungen.

Gustav Schröer, Die Flucht von der Murmanbahn. Eine Erzählung. 9. Tausend.

— —, **Der Heiland vom Binsenhofe.** Roman. 10. Tausend.

Ernst Schubert, Ruhm. Ein Novellenkranz um Friedrich den Großen. Fünfzehn Novellen. 4. Tausend.

— —, **Der Sturmwind Gottes.** Zwei Erzählungen.

Heinrich Wolfgang Seidel, Der Vogel Colidan. Neun Erzählungen. 4. Tausend.

— —, **Die Varnholzer.** Ein Buch der Heimat. 6. Tausend.

— —, **Das vergitterte Fenster.** Roman. 4. Tausend.

— —, **George Palmerstone.** Roman. Mit Illustrationen von Erich M. Simon.

Heinrich Steinhausen, Heinrich Zwiefels Angste. Eine Spießhagener Geschichte.

Konrad Telmann, Bohémiens. Roman.

Johannes Trojan, Auf der anderen Seite. Streifzüge am Ontario-See.

— —, **Berliner Bilder.** Hundert Momentaufnahmen. Zweite Auflage.

Erich Wentscher, Freiheit. Eine Preußenjugend. Erzählung.

Ernst Wiechert, Der Wald. Roman.

Ernst von Wildenbruch, Das schwarze Holz. Roman. 20. Tausend.

— —, **Lukrezia.** Roman. 21. Tausend.

Margarete Windthorst, Die Tau-Streicherin. Roman.

— —, Der Basilisk. Roman.

Julius Wolff, Till Eulenspiegel redivivus. Ein Schelmenlied. 26. Tausend.

— —, Der Rattenfänger von Hameln. Eine Aventiure. 80. Tausend.

— —, Der wilde Jäger. Eine Weidmannsmär. 116. Tausend.

— —, Tannhäuser. Ein Minnesang Zwei Bände. 46. Tausend.

— —, Lurlei. Eine Romanze. 78. Tausend.

— —, Die Pappenheimer. Ein Reiterlied. 25. Tausend.

— —, Renata. Eine Dichtung. 37. Tausend.

— —, Der fliegende Holländer. Eine Seemannssage. 41. Tauf.

— —, Uffalide. Dichtung aus der Zeit der provençalischen Troubadours. 18. Tausend.

— —, Der Landsknecht von Cochem. Ein Sang von der Mosel. 25. Tausend.

— —, Der fahrende Schüler. Eine Dichtung. 15. Tausend.

— —, Der Sülfmeister. Eine alte Stadtgeschichte. Zwei Bände. 86. Tausend.

— —, Der Raubgraf. Eine Geschichte aus dem Harzgau. 100. Tausend.

— —, Das Recht der Hagestolze. Eine Heiratsgeschichte aus dem Neckartal. 53. Tausend.

— —, Das schwarze Weib. Roman aus dem Bauernkriege. 31. Tausend.

— —, Die Hohkönigsburg. Eine Fehdegeschichte aus dem Wasgau. 41. Tausend.

— —, Zweifel der Liebe. Roman aus der Gegenwart. 22. Tausend.

— —, Das Wildfangrecht. Eine pfälzische Geschichte. 24. Tausend.

— —, Der Sachsenspiegel. Eine Geschichte aus der Hohenstaufenzeit. 24. Tausend.

— —, Singuf. Rattenfängerlieder. 17. Tausend.

— —, Aus dem Felde. Gedichte. Vierte, vermehrte Auflage.

Date Due

OCT 24
OCT 17
JAN 22
MAR 31
JUL 2
NOV 10
SEP 18

FRANKLIN AND MARSHALL COLLEGE
PT2611.R42 L8 1924 010101 000
Frenssen, Gustav,
Lutte Witt, eine erzahlung v

0 1114 00590472

PT
2611
R42L8
1924